GESCHICHTE DER DEUTSCHEN FRAUENWELT

Johannes Scherr



Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

II.

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

In drei Büchern nach den Quellen.

Von

Johannes Scherr.

Zweite, durchgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Drittes Buch: Neuzeit.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1865.

Drittes Buch.

Neuzeit.

Vom sechszehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert.

. . . . Die Frau
Ist wie der Mann, nur stets ein wenig besser;
Sie ist wie ihr Geliebter, gut und schlecht,
Sie ist so wie das menschliche Geschlecht,
Das sie voll Trost auf seiner Bahn begleitet.

Schefer.

Erstes Kapitel.

Im sechszehnten Jahrhundert.

Das Zeitalter der Reformation. — Maximilian I. und Karl V. — Luther. — Sitten und Unsitten der Zeit. — Bildung der Frauen. — Ihre Betheiligung am Reformwerk. — Die Frauen und der Cölibat. — Luthers Frauenideal. — Heilsamer Einfluß der Reformation. — Schattenseiten. — Die Wiedertäuferei. — Eine friesische Judith. — Das gesellige Leben des 16. Jahrhunderts. — Realistische Weltanschauung und deren Anwendung auf die Frauen. — Umgangston und Bräuche. — Das Badleben und das „Beiliegen." — Die Tanzfreuden. — Frauentracht. — Bäuerisches. — Die bürgerlichen Kreise. — Hausrath, Küche und Keller. — Eine vornehme Trunkenboldin. — Die fürstlichen Kreise. — Licht und Schatten. — Eine vornehme Hochzeit. — Uebergang vom 16. ins 17. Jahrhundert. — Die Verwelschung unseres Landes. — Der Jesuitismus und der Calvinismus.

Die große That des deutschen Geistes, die religiöse Reform des 16. Jahrhunderts, hatte den alten und bis auf den heutigen Tag ungesühnten Fluch mitzutragen, daß allzeit unsere Geschichte gerade in ihren besten und gewaltigsten Tendenzen ganz oder wenigstens theilweise scheiterte. Oder ist dieses Unglück, dessen Wurzel ich

im deutschen Individualismus finde, vielleicht ebenso-sehr ein Segen als ein Fluch? Wir werden in der Politik besten Falls nie über die Form des Föderativ-staats und demnach auch nie über eine gewisse Be-schränktheit und Unbehülflichkeit in äußerer Machtent-faltung hinauskommen; aber wir werden auch nie ein Schablonenvolk werden, eine nivellirte, aller Selbst-bestimmung unfähige, unterschiedslose Masse, welcher eine despotisch herrschende Hauptstadt, ein alle Lebens-kräfte der Nation aufsaugendes Paris heute die Helden-uniform, morgen den Sklavenkittel, übermorgen die Narrenjacke anzieht. Wir werden uns nie darein fin-den, als bloße Nullen hinter einem hauptstädtischen Zähler einherzugehen, gleichviel ob dieser die Kaiser-krone oder die phrygische Mütze trage. Das „Ich" der fichte'schen Philosophie ist von jeher der Kern des deutschen Wesens gewesen.

Diese Selbstherrlichkeit der Subjektivität hat in der Reformation des 16. Jahrhunderts, wenn auch ohne ihrer Endziele allseitig klar zu sein, eine Riesenarbeit begonnen, welche den Gegensatz von Autorität und Autonomie, von Geistesfreiheit und Satzung, von be-wußter Persönlichkeit und Uniformzwang zum Angel-punkt der weltgeschichtlichen Entwickelung machte. Seit-her hat sich Alles um die Aktion des germanischen und die Reaktion des romanischen Geistes gedreht und so wird es noch Jahrhunderte oder Jahrtausende lang fort-gehen. Wenn die Reformation in ihren politischen und sozialen Absichten scheiterte, wenn in Folge des Zu-

sammenwirkens unglücklicher Umstände diese Absichten auf den Schlachtfeldern des Bauernkrieges und des dreißigjährigen Krieges verbluteten; wenn die große Bewegung zunächst nur die Spaltung des Vaterlandes in zwei große Glaubensgenossenschaften und die allmälige Umwandlung des mittelalterlichen Feudalstaats in den fürstlichen Polizeistaat zu geschichtlichen Resultaten hatte; wenn andere Länder, vorab England, von der deutschen Aussaat die politischen Früchte geerntet: — so ist uns doch der keineswegs gering anzuschlagende Trost geblieben, daß der deutsche Gedanke, die auf eine harmonisch-freie Entwickelung der Menschheit abzielende deutsche Bildung seit der Reformation eine Großmacht geworden, welche stets weitere Kreise zieht und deren Einfluß die andern Völker zu ihrem Segen selbst dann empfinden, wann sie ihn bekämpfen oder zu bekämpfen wähnen. Auf Dank rechnet das wahrhaft Edle und Große ohnehin nicht, im gewöhnlichen Leben so wenig wie im geschichtlichen. Der deutsche Gedanke setzt seine Weltbildungsarbeit fort, unbekümmert um Verkennung, Befeindung und Schmähung: er setzt sie fort, weil er muß, weil er nicht anders kann.

Dieses Schicksalsmächtige seiner Thätigkeit ist begründet in der sittlichen Kraft seiner Natur und so war es auch zur Reformationszeit. Die Opposition gegen die kirchliche oder, genauer gesprochen, hierarchische Gestaltung des Christenthums ist bekanntlich so alt wie die Kirche selbst; aber nur der sittlichen Energie der deutschen Opposition war es gegeben, einen wirklichen Bruch

mit den Traditionen des Papstthums herbeizuführen und festzustellen. Nicht der Witz der romanischen Boccaze, welche das entweihte Heiligthum der Kirche schon lange von Spottgelächter hatten widerhallen lassen, hat das zu Stande gebracht, sondern die glaubensinnige Gemüthskraft eines Luther, welcher, wie theologisch befangen und bornirt auch seine Weltanschauung war und was für Mängel und Mißgriffe ihm schuldgegeben werden können und müssen, aus seinem unüberwindlichen deutschen Rechtsgefühl heraus das entscheidende Wort sprach und behauptete: Ein Anderes ist das Christenthum der Evangelien und ein Anderes das der päpstlichen Bullen! Es ist wahr, auch Luther war ein Dogmatiker, welcher der menschlichen Vernunft — er schimpfte sie „des Teufels Hure" — nur so weit zu gehen erlaubte als der Bibelbuchstabe reichte. Allein innerhalb dieser Schranke stellte er mittelst seiner Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben den Menschen doch gewissermaßen auf sich selbst, indem er wollte, daß der Glaube nicht das Produkt eines mechanischen Hinnehmens von äußerlich Gegebenem, sondern einer innerlichen Arbeit, eines geistigen Prozesses sei. Damit war, und zwar in einem viel weiter gehenden Sinne als Luther sah und wollte, der freien Forschung und Selbstbestimmung die Bahn aufgethan. Aus dem freien C h r i s t e n, wie ihn Luther dachte, mußte sich mit der Zeit der freie M e n s c h entpuppen oder, mit anderen Worten, der ethische Gehalt des Christenthums mußte die dogmatische Hülse mehr und mehr sprengen. . . .

Mitten in der Zersetzung der mittelalterlichen Romantik, welche während des 15. Jahrhunderts vor sich gegangen, hatten sich schon die bauenden Elemente einer neuen weltgeschichtlichen Epoche thätig erwiesen. Jene Zeit und die drei ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts strotzten so recht von Gährungsstoffen. Es war eine jener Perioden, wo es der Menschheit so zu sagen in ihrer Haut zu enge wird und sie allwärts nach Licht, Luft und Bewegung ringt. Die in Folge der Erfindung und Anwendung des Schießpulvers zu kriegerischen Zwecken veränderte Kriegsweise ließ das Ritterthum nur noch als eine Spielerei bestehen; eine Reihe anderer physikalischer und mathematischer Findungen zeigte die Unzulänglichkeit des hierarchischen Systems auf; geographische Entdeckungen wie die des Seewegs nach Ostindien und die von Amerika lüfteten den Schleier mittelalterlicher Befangenheit vor den Augen der europäischen Völker; von Italien aus strömte die wiedererweckte Literatur des klassischen Alterthums das Licht des gesunden Menschenverstandes und der Schönheit über die Länder des Nordens aus, um, insbesondere von den deutschen „Humanisten" als eine Herzenssache gepflegt, eine Amme des reformatorischen Geistes zu werden; und endlich hatte Guttenberg seinem Vaterlande und der Welt die Buchdruckerpresse gegeben und jene glorreiche „schwarze Bande" von Lettern ausgesandt, welche seither das Banner der Kultur über die ganze Erde und in alle Volksschichten hineingetragen hat und unermüdlich weiterträgt. Die humanistischen Studien, bei uns durch den Feuergeist

eines Hutten zu einem Hebel nationaler Wiedergeburt gemacht, die mathematischen, physikalischen und geographischen Entdeckungen, wozu bald noch astronomische kamen, welche dem erstaunten Menschenauge die Unermeßlichkeit des Universums erschlossen, — diesem ganzen reformistischen Drängen und Treiben gegenüber, welches der politischen Kombination wie der industriellen Thätigkeit, dem berechnenden Handelsgeist wie der abenteuerlichen Thatenlust, der geistigen wie der mechanischen Emsigkeit überall neue Wege wies und neue Ziele steckte, wurde das mittelalterliche Wesen mehr und mehr machtlos. Frische Lebenssäfte schwellten die Adern der europäischen Gesellschaft und trieben sie zu einer emanzipativen Arbeit an, welche dann, nach dem im 17. Jahrhundert erfolgten großen Rückschlag, im 18. mit neuem Eifer wieder aufgenommen wurde. Seither hat sie, aller momentanen Hindernisse und Schwankungen ungeachtet, nie wieder gestockt, und wer erwägt, daß die Weltgeschichte nicht nach Tagen und Jahren, sondern nach Jahrhunderten und Jahrtausenden rechnet, wird nicht leugnen wollen, daß die Menschheit seit der Reformationsperiode in jeder Richtung Vorschritte gemacht, womit der Kenner der Geschichte und der ruhige Urtheiler, der den Widerstand, welchen die Kraft der Stumpfheit und Trägheit in den Massen und die ungeheure Selbstsucht oder die Macht der Gewohnheit in den bevorrechteten Klassen den Forderungen der Vernunft und Humanität entgegensetzen, zu werthen weiß, schon zufrieden sein kann.

Bei Alledem wird ein unbefangener Deutscher,

welcher sein Land mehr liebt als die augsburgische Konfession oder die Beschlüsse des tridentiner Koncils, die Reformation dennoch nur mit sehr gemischten Empfindungen betrachten. Das Hauptunglück ist gewesen, daß die Reichsgewalt damals bei einem Hause war, welches weder begreifen konnte noch wollte, daß und wie die reformistische Bewegung zur politischen Verjüngung Deutschlands benützt werden könnte. Der Grund ist bekannt: die Habsburger hatten ihr Reichsregiment stets nur als ein Mittel zur Erweiterung ihrer Hausmacht angesehen. Die Hegung und Pflegung dieses dynastischen Sonderinteresses konnte logischer Weise nur den fürstlichen Partikularismus überhaupt fördern, weil jeder Fürst sich aufgefordert fühlen mußte, von der in Trümmer gehenden Reichsherrlichkeit auch sein Beutestück zu erwerben. Welche klägliche Figur hat dieser Kaiser Maximilian I. gespielt, obgleich er zu repräsentiren verstand und ein stattlicher Mann war. Die Natur hatte ihn zu einem vortrefflichen Gemsjäger, guten Turnierfechter und mittelmäßigen Poeten bestimmt und als solcher erscheint er auch im „Weißkunig" und „Theuerdank", jenen allegorisch-romantischen Beschreibungen seiner Faten und Thaten in Prosa und Reimen, welche man Selbstbiographieen nennen kann, weil sie großen Theils von Max selbst herrühren oder wenigstens nach seinen Angaben verfaßt wurden. Es ist in diesen Büchern eine Romantik, die vor Altersschwäche und Langeweile gähnt, aber dennoch sich spreizt, als wären noch die Zeiten der Ritter von König Arthurs Tafelrunde. Man

hat den Kaiser den „letzten Ritter“ genannt und als solchen gefeiert. Ich möchte ihn den Ritter der Anläufe nennen, denn aus solchen bestand sein ganzes Walten im Frieden und Krieg. Und wie lächerlich klein endeten die meisten dieser großen kaiserlichen Anläufe! Es konnte auch gar nicht anders sein. Denn mitten durch Maximilian's Wesen ging der Riß der Zeit und „zwei Seelen wohnten, ach, in seiner Brust.“ Sein Verstand erkannte recht wohl die tiefen Schäden, nach deren Heilung die Zeit schrie; er erkannte auch ganz wohl die Berechtigung der reformistischen Bewegung. Aber sein Herz schwärmte in den Regionen eines Ritterthums umher, welches doch nur noch eine gespenstige Existenz hatte, und konnte sich auch der Ueberlieferungen habsburgischer Hauspolitik nicht entschlagen. So ließ er denn Alles in der Schwebe, bis sein Enkel und Nachfolger, Karl V., das Gewicht seines Talents und seiner Thatkraft in die Wagschale des Romanismus warf. Der deutschen Art völlig entfremdet, halb Burgunder, halb Spanier, hatte der neue Kaiser nicht die geringste Sympathie mit den Wünschen und Bestrebungen, welche damals alle edeln Gemüther unseres Landes erfüllten. Deutschland erlebte die Schmach, daß sein Kaiser die deutsche Sprache für eine Pferdesprache erklärte. Damit ist eigentlich Alles gesagt. Die Reformation wurde der römisch-spanischen Hauspolitik geopfert und die „welsche Praktik“ bestimmte die deutschen Geschicke. Auch auf protestantischer Seite. Denn wie sich die kaiserliche Politik auf das römische Dogma und die spanische Macht stützte, so suchten die

protestantischen Fürsten ihrerseits eine Stütze an Frankreich und es wurde also von beiden Seiten mit aller Anstrengung dahin gearbeitet, unser Land den Einflüssen einer Ausländerei zu unterwerfen, welche denn auch bald genug das deutsche Wesen ganz und gar überwucherte.

An Luther selbst fällt die Beschränktheit seiner politischen Einsicht höchst unangenehm auf. Ich habe ihn anderen Ortes den eigentlichen Erfinder der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstand genannt und die bestimmtesten Zeugnisse aus dem Munde des Reformators bestätigen die Richtigkeit dieser Behauptung. Jedermann weiß ja oder könnte wissen, daß Luther die Berechtigung der Leibeigenschaft anerkannte; daß er glaubte, der gemeine Mann müßte mit Bürden überladen sein, weil er sonst zu „muthwillig" würde; daß er das Wesen des Christen in einer Passivität erblickte, welche selbst die härteste Tyrannei ohne Widerrede sich gefallen läßt; daß er sogar der Obrigkeit die Befugniß zusprach, die Grundsätze des Einmaleins nach Willkür zu ändern — („daß 2 und 5 gleich 7 sind, das kannst du fassen mit der Vernunft; wenn aber die Obrigkeit sagt: 2 und 5 sind 8, so mußt du's glauben wider dein Wissen und Fühlen"). Allerdings hat er gelegentlich auch gegen die Fürsten gedonnert und das Volk gegen seine Unterdrücker und Aussauger in Schutz genommen. Aber dieser Seite seiner Thätigkeit haben die lutherischen Theologen bald so sehr vergessen, daß das Lutherthum eine wahre Pflanzschule des Servilismus geworden und geblieben ist. So hatte es

der Reformator freilich kaum gemeint. Aber eine wesentlich konservative Natur, wie er war, hatte er sich gegen alles Weitgreifende, Umstürzende, Revolutionäre stemmen zu müssen geglaubt. Daher sein ablehnendes Verhalten gegen die genialen Feuerköpfe seiner Zeit, gegen die Hutten und Müntzer, daher sein bis zur Barbarei, bis zur schäumenden Wuth gehendes Geschrei gegen die rebellischen Bauern, welche die „evangelische Freiheit" etwas anders verstanden als er. Und Luther ist ein „praktischer" Mann gewesen, der sich nach Art praktischer Leute dahin neigte, wo die Macht war. Die Macht war aber bei den Fürsten und mit diesen verband er sich daher zur Befestigung seines Reformationswerkes.

Heben wir fernerweit noch zwei Thatsachen von unermeßlicher Tragweite hervor, welche an Luthers Person sich knüpfen. Die eine ist seine Bibelübersetzung, die andere seine theoretische und faktische Bekämpfung des Cölibats. Es ist bekannt, daß die luther'sche Bibelübersetzung, welche die neuhochdeutsche Mundart an die Stelle der verkommenen mittelhochdeutschen setzte, unserer Literatur mit einem neuen Organ zugleich auch einen neuen Inhalt gab. Der biblisch-protestantische Ton verdrängte den katholisch-romantischen. Zu dem biblischen Gedankengehalt der literarischen Bewegung des 16. Jahrhunderts gesellte sich aber immer mächtiger der des klassischen Alterthums, der freilich zunächst in der deutschen Literatur nur den Widerhall einer leblosen Nachahmung fand, welche dann im 17. Jahrhundert die bunte Livrei der

Ausländerei anthat. Man könnte zwar die Frage aufwerfen, ob der Bruch mit den nationalen Ueberlieferungen unserer alten Literatur, welcher durch die Richtung auf das Biblische und das Antik-Klassische vollzogen wurde, unserem Lande zum Heil oder Unheil geworden sei. Allein so, wie sich die Sachen nun einmal gestaltet haben, steht fest, daß aus der Verschmelzung jener beiden Gedankenkreise im deutschen Idealismus unsere ganze moderne Geisteskultur, wie sie durch die Heroen unserer Literatur vom 18. Jahrhundert an geschaffen wurde, erwachsen ist. Was die Aufhebung des Cölibats für die protestantische Welt durch Luther angeht, so hatte diese That nicht etwa nur die Bedeutung einer Rache der beleidigten Natur an den Mönchsgelübden: sie war vielmehr der feierliche Widerruf jener Entwürdigung des weiblichen Geschlechts, welche kirchenväterlicher Afterwitz und päpstliche Herrschsucht herbeigeführt hatten; sie war eine neue Weihe der Ehe, eine neue Heiligung des Familienlebens, eine Wiedereinführung des Priesters in die Gesellschaft, eine Rehabilitation des Weibes im evangelisch-christlichen Sinne, gegenüber der Bestreitung der Natur durch eine tollgewordene Asketik und ein widernatürliches Pfaffenthum. Bewußt oder unbewußt, Luther hat im Geiste der uraltgermanischen Frauenverehrung gehandelt, als er die aus Unnatur, Elend, Zuchtlosigkeit und Verbrechen zusammengeringte Kette des Cölibats sprengte. Es war seine beste That.

Man muß in den Abgrund des Sittenverderbnisses und Aergernisses hineinsehen, welche die erzwungene Ehe-

losigkeit der Geistlichen zur unausweichlichen Folge hatte, wenn man den sittlichen Werth von Luthers Bekämpfung der Möncherei, Nonnerei und des Cölibats überhaupt würdigen will. Da aber bereits im vorigen Abschnitt das auf unser Thema Bezügliche aus diesem Gebiete berührt worden, so kann ich mich hier kurz fassen. Schon ein Gedicht des 12. Jahrhunderts, „vom Pfaffenleben"[1], geißelt das ärgerliche Leben der Geistlichen mit ihren „Pfaffenmetzen" und beschreibt einen Priester, wie er seine „liebe Traute" mit modischem Flitter aufputzt. Zur Reformationszeit war der Spott über die Zuchtlosigkeit des Klerus in Aller Mund. Als Bebel i. J. 1506 seine „Facetien" veröffentlichte, aus dem Volksmund gesammelte Anekdoten, spielten die unsittlichen Ränke und Schwänke der Geistlichen darin eine Hauptrolle, mitunter in so derber Art, daß man sie heutzutage nicht nachschreiben kann. Ebenso in jener epochemachenden, unvergleichlichen, unübersetzbaren Satire, „Epistolae virorum obscurorum" (1516—17), in welchen die „Dunkelmänner" ihre Ansichten über das Verhalten der Geistlichen zu dem weiblichen Geschlecht in einer Weise kundgeben, hinter deren Ergötzlichkeit durchweg die bittere Wahrheit hervorblickt. Die ehelichen Liebesfreuden sind ihnen versagt, die außerehelichen sind sündhaft; aber die Herren wissen sich trotzdem zu helfen. So ein Dunkelmann beruft sich auf Simson und Salomon, die ja auch der Liebe gehuldigt haben und dennoch der Ansicht gelehrtester

---

1) Abgedr. bei Gödeke, d. Mittelalter, S. 97 fg.

Männer zufolge selig geworden seien. „Ich bin nicht stärker als Simson — fährt er fort — und bin nicht weiser als Salomo: folglich muß man zuweilen ein Vergnügen haben, was, wie die Aerzte sagen, gut ist gegen die Melancholie. Ist es geschehen, so beichten wir und dürfen auf Gnade hoffen, denn Gott ist barmherzig. Ist man doch kein Engel, sondern ein Mensch und jeder Mensch irrt. Ueberdies, wenn Gott die Liebe ist, so kann die Liebe nichts Böses sein: widerleget mir diesen Beweis"[2])! In den polemischen Fastnachtsspielen, wie sie damals aufkamen, war die Rolle der „Pfaffenmetze", wie man sich ungalant ausdrückte, eine stehende. So in dem berühmten Fastnachtsspiel des Malers, Dichters, Kriegs- und Staatsmanns Niklaus Manuel aus Bern, welches i. J. 1522 in dieser Stadt durch Bürgerssöhne öffentlich aufgeführt wurde. In diesem Stück, „darinn die wahrheit in schimpffs wyß vom Bapst vnd siner priesterschaft gemeldt würt", führt die Pfaffenmagd Lucia Schnebeli gar bewegliche Klagen, welche auf die in Rede stehende Partie des deutschen Frauenlebens damaliger Zeit ein grelles Licht werfen[3]). Auch eine Beguine, Elsli Treibzu, tritt auf und aus ihren Reden erhellt

2) Epistolae vir. obscur. I, 4, 13, 21.

3) Der papst wer mir wol ein recht guter man,
Aber der bischoff wil ein hut uff han;
Dem muß min herr ietz alle iar
Legen vier gut rinisch guldin dar,
Darumb das wir by einandern sind.
Wenn ich denn ouch mach ein kind,

deutlich, wie schamlos Buhlerei, Kuppelei und Nonnerei in einander spielten[4]).

So hat er aber sinen nutz darvon.
Ich bin dem bischoff nun offt wol kon (wohlbekommen)
Und hab ym genützt wol zehen iar
Mee dan fünffzig rinisch guldin bar.
Vor bin ich lang im frowenhuß gesin
Zu Straßburg da niden an dem Ryn,
Doch gwan min hurenwirt nit so vil
An uns allen, das ich glauben wil,
Als ich dem bischoff hab müßen geben.
Ach Gott, möcht ich den tag erleben,
Das der bischoff nit wer min wirt.
Es ist das gröẞt, des mich ietz irrt,
Mir were sunst in alweg wol
Denn das ich im ouch zinsen sol.
Ich wond ich wöt den hurenwirt schüchen
Und zu einem erbern priester flüchen,
So ist es zwo hoßen von eim tuch,
Darumb ich im dick gar übel fluch.
Grüneisen, Niklaus Manuel's Leben und Werke, S. 348.

4) Ich fröw mich, das ich kuplen kan,
Sunst würts mir lüden ybel gan,
Das han ich meisterlich und wohl gelert
Und mich nun lange zyt mit ernert.
Syd das min tutten anfiengen hangen
Wie ein lerer sack an einer stangen,
Do fieng sich an min hutt zu rümpfen
Und wot man nit me mit mir schimpffen (scherzen, spielen),
Do gieng ich in das beginen huß,
Min alter gewerb trug nüt me uß,
Do legt ich an kutten und schappren, u. s. f. A. a. O. 356.

Es ist jedoch zu betonen, daß es auch Nonnen ganz anderen Schlages gab und daß manche Frauenklöster nicht nur Sitze der guten Sitte und einer aufrichtigen Frömmigkeit, sondern auch Pflegestätten der Bildung geblieben waren. So z. B. das Klarenkloster in Nürnberg, welchem die beiden Schwestern des als Humanist und Gönner der Humanisten hochangesehenen Wilibald Pirkheimer, Charitas und Klara, nach einander als Aebtissinnen vorstanden. Sehr gebildet, briefwechselten diese beiden Nonnen mit namhaften Gelehrten jener Tage über wissenschaftliche Materien und hat die ältere, Charitas, auch Denkwürdigkeiten über ihre Zeit hinterlassen [5]). Die Betheiligung der deutschen Mädchen und Frauen an dem wiedererwachten Studium des Alterthums, seiner Sprachen, Schriftdenkmäler und Geschichten war überhaupt eine sehr lebhafte, wenn auch selbstverständlich keine allgemeine. Prinzessinnen und Bürgertöchter liebten es gleichermaßen, sich die Sprache Cicero's und Virgils anzueignen, welche ja der Humanismus zum Organ aller höheren Bildung gemacht hatte. Es lief da freilich auch manche leere Spielerei mit unter, aber in vielen Kreisen dienten die klassischen Studien für das weibliche Geschlecht wirklich zu einem edelsten Bildungsmittel. So in dem Hause des augsburger Patriziers Konrad Peutinger, dessen Gast Ulrich von Hutten war, als er im Hochsommer 1517 durch Kaiser Max mit dem dichterischen Lorbeer bekrönt wurde. Konstanze, die

5) Nach den Originalhandschriften hrsgegeb. durch D. C. Höfler, 1852.

schöne, geistvolle und sittsame Tochter Peutingers, hatte den Kranz geflochten, welchen in jener freudehellsten Stunde seines Lebens voll Wirrsal, Kampf und Noth dem berühmten Poeten und Ritter eine kaiserliche Hand um die Schläfen legte [6]).

Jedermann weiß, daß die Frauen, wie vormals auf die Einführung des Christenthums in Deutschland, so auch auf die Förderung der Reformation einen höchst beträchtlichen Einfluß geübt haben. Luthers sehr ausgebreiteter Briefwechsel mit fürstlichen Frauen macht das im Einzelnen klar. Gehörte doch sogar die Schwester des großen Widersachers seiner Lehre, Karls V., die Königin Maria von Ungarn zu seinen Korrespondentinnen. Frauen wie die Herzoginnen Katharina von Sachsen und Elisabeth von Braunschweig, die Kurfürstinnen Sibylle von Sachsen und Elisabeth von Brandenburg, die Prinzessin Margarethe von Anhalt und andere sind mittelst des Wortes und theilweise auch mittelst der Schrift für das Reformwerk thätig gewesen. Die Frauen und Töchter der gräflichen Häuser Mansfeld und Stolberg haben sich ebenfalls in dieser Richtung ausgezeichnet und eine Anna von Stolberg ist die erste protestantische Aebtissin des altberühmten Stiftes Quedlinburg gewesen. Auch Frauen bürgerlichen Standes, wie Magdalene Haymer aus Regensburg und Katharine Junker aus Eger, wirkten als Dichterinnen geistlicher Lieder und sogar als öffentliche Disputantinnen für die Reformation. Der Sturm, welcher in die Zeit gefahren, riß eben auch die Frauen über die gewöhnlichen

6) Hutten's Werke, hrsg. v. Münch, II, 470 fg.

Schranken ihres Daseins und ihrer Thätigkeit hinaus. Am deutlichsten sehen wir das an jener begabten, gelehrten und begeisterten Freifrau Argula von Grumbach aus Franken, welche lehrend und schreibend zu Gunsten der Reform auftrat, mit Luther in briefliche und persönliche Berührung trat und ihrer Gesinnung und Wirksamkeit wegen manche Anfeindung zu bestehen hatte. Sie war es auch, welche dem Reformator entschieden rieth, sich zu verheiraten [7]).

Denn hier lag am Ende für die Frauen doch der Kern der Reformfrage. Sie vor Allen mußten ja fühlen, von welcher unberechenbaren sittlichen und sozialen Tragweite die Aufhebung des Cölibats war. Es konnte gar nicht anders sein, die Art, wie Luther die Bestimmung des Weibes und die Ehe faßte, mußte ihre Herzen gewinnen. Der Reformator hat, wie bekannt, die Berechtigung, die Nothwendigkeit, die Heiligkeit der Ehe gleichermaßen aus den biblischen Urkunden wie aus der Natur erwiesen. Der gesunde Menschenverstand diktirte ihm den Ausspruch: „Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebensowenig entrathen als essen, schlafen, trinken und andere natürliche Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Ursach ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt der Natur, Kinder zeugen als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die Glieder, Adern, Flüsse

7) Schreber, Memoria Argulae Grumbachiae (1730). Rieger, Leben der Argula v. G. (1737). Klemm, die Frauen, IV, 221 fg.

und Alles, was dazu dienet, geben und eingesetzt. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und muß, was thut er anders denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse noch trinke noch schlafe?" Daß aber Luther das Weib keineswegs als ein bloßes Kinderzeugungsinstrument geschätzt, daß er neben dem natürlichen auch den sittlichen Werth des Frauengeschlechtes kannte und anerkannte, bezeugt uns schön sein „Lob eines frommen Weibes", worin er mit Anwendung von Bibelworten das Vorbild einer rechten deutschen Hausfrau und Hausmutter so aufgestellt hat: — „Ein fromm gottesfürchtig Weib ist ein seltsam Gut, viel edler und köstlicher denn eine Perle. Der Mann verläßt sich auf sie und vertrauet ihr Alles. Sie erfreuet den Mann und machet ihn fröhlich, betrübet ihn nicht, thut ihm Liebes und kein Leid sein Lebenlang. Geht mit Flachs und Wolle um, schafft gern mit ihren Händen, zeuget ins Haus und ist wie eines Kaufmanns Schiff, das aus fernen Ländern viel Waare und Gut bringt. Frühe steht sie auf, speiset ihr Gesinde und gibt den Mägden, was ihnen gebühret. Wartet und versorget mit Freuden, was ihr zusteht. Was sie nicht angeht, läßt sie unterwegen. Sie gürtet ihre Lenden fest und streckt ihre Arme, ist rüstig im Hause. Sie merkt, was frommt, und verhütet Schaden. Ihre Leuchte verlischt nicht des Nachts. Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel, sie arbeitet gerne und fleißig. Sie breitet ihre Hände aus über die Armen und Dürftigen, gibt und hilft gerne.

Sie hält ihr Hauswesen in gutem Stand, geht nicht schlampig und beschmuzt einher. Ihr Schmuck ist Reinlichkeit und Fleiß. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, auf ihren Zungen ist holdselige Lehre, sie zieht ihre Kinder fein zu Gottes Wort. Ihr Mann lobet sie, ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig." Die Kehrseite des Bildes zeigt das Wort des Reformators: „Es ist kein größer Plag' noch Kreuz auf Erden denn ein bös, wunderlich, zänkisch, unkeusch Weib." Die Ehe faßte Luther ganz richtig zugleich als die sittliche Beschränkung und die religiöse Heiligung des Naturtriebs. Als Belege ließen sich eine Menge seiner Aussprüche anführen, Worte voll Wahrheit und Innigkeit; aber schon dieser genügt: — „Es ist kein lieblicher, freundlicher, holdseliger Verwandtniß, Gemeinschaft und Gesellschaft denn eine gute Ehe, wenn Eheleute in Frieden und Einigkeit mit einander leben [8])." Der Reformator hatte das Glück, den Segen eines solchen Ehebundes persönlich zu erfahren. Seine Ehewirthschaft mit der gewesenen Nonne Katharina von Bora, mit welcher er sich, nachdem sie nebst acht anderen Nonnen unter seiner Mitwirkung aus dem Kloster zu Nimtsch entwichen war, am 13. Juni 1525 vermählte, ist eine musterhafte gewesen. Seine „herzliebe Käthe", wie er sie nannte, war nicht nur eine sehr gebildete Frau, sondern auch eine vortreffliche Hausmutter, die ihrem Gatten sein Haus zu einer Heimat machte, nach welcher

8) Traktat von dem falsch genannten Stand der Geistlichen (1522). Tischreden, 313, 323 b. 324 b.

er bei jeder Abwesenheit mit Sehnsucht zurückblickte. Seine Briefe an sie bezeugen, welche Fülle von Behagen, Zufriedenheit und Heiterkeit sie ihm zu bereiten wußte. Sie hat auch einen höchst wohlthätigen, sänftigenden Einfluß auf den schroffen Mann geübt und ist es daher nur billig, daß protestantische Pietät neben das Bildniß Luthers in deutschen Bürger- und Bauernstuben das seiner Frau zu hängen liebt.

Ganz unzweifelhaft hat der sittliche Geist der Reformation das zu Ende des Mittelalters tiefgesunkene Ansehen des Ehestandes wieder gekräftigt und erhöht, wenngleich diese Besserung weder eine allgemeine noch eine plötzliche war noch sein konnte. Eine Sittenverwilderung, wie das 15. Jahrhundert dem 16. sie vermachte, kann ja nicht mit einmal gehoben werden. Aber es ging, neben dem Nachklang ritterlichen Frauendienstes, wie er sich z. B. aus der zart romantischen Werbung des Pfalzgrafen Friedrich um Karl's V. Schwester Eleonora heraushört, doch ein Zug von ebenso tiefsehnsüchtigem als realistischem Verlangen durch die Zeit, mittelst der Ehe und des Familienlebens die eigene Persönlichkeit fester zu begründen. Sehen wir doch von diesem Verlangen selbst den irrenden Ritter des Humanismus erfüllt, den rastlosen Ulrich von Hutten. „Mich beherrscht — schrieb der Vielumgetriebene am 21. Mai 1519 an seinen Freund, den Domherrn Friedrich Fischer in Würzburg — mich beherrscht jetzt eine Sehnsucht nach Ruhe. Dazu brauche ich eine Frau, die mich pflege. Du kennst meine Art. Ich kann nicht wohl allein sein, nicht einmal bei

Nacht. Vergebens preis't man mir das Glück der Ehelosigkeit, die Vortheile der Einsamkeit an, ich glaube mich nicht dafür geschaffen. Ich muß ein Wesen haben, bei dem ich mich von den Sorgen, ja auch von den ernsten Studien erholen, mit dem ich spielen, Scherze treiben, angenehme und leichtere Unterhaltung pflegen kann; ein Wesen, bei dem ich die Schärfe des Grams abstumpfen, die Hitze des Kummers mildern kann. Gib mir eine Frau, mein Friedrich, und damit du wissest, was für eine, so laß sie schön sein, jung, wohlerzogen, heiter, züchtig, geduldig. Besitz gib ihr genug, nicht viel. Denn Reichthum suche ich nicht, und was Stand und Geschlecht betrifft, so glaube ich, wird diejenige adelig genug sein, welcher Hutten seine Hand reicht[9])." Nicht nur der arme Ritter erwies sich so erhaben über Kastenvorurtheile, sondern auch Fürsten hielten es keineswegs für Schande, mit bürgerlichen Mädchen Ehebündnisse einzugehen. So thaten der Herzog Wilhelm von Baiern und der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, des nachmaligen Kaisers Ferdinand I. Sohn, indem jener die Maria Pettenbeck, dieser die Philippine Welser heiratete. Die Geschichte der schönen und geistvollen Philippine ist ein wahrer Roman der Wirklichkeit, ein Triumph des Reinmenschlichen über die Konvenienz und zugleich ein Beweis, daß die Wiedersittlichung des Verhältnisses der beiden Geschlechter, welche der reformatorische Geist an die Stelle der romantischen Laxheit und Leichtfertigkeit setzte, auch auf katholische

9) Hutten's Werke, III, 158. Strauß, U. v. Hutten, I, 397.

Kreise zurückwirkte. Es war doch ein Gewinn, den Grundsatz zur Anerkennung gebracht zu sehen, daß auch fürstliche Neigungen nur in der Ehe ihre Befriedigung sollten finden dürfen. Unter diesem Gesichtspunkt könnte dann auch die vielangefochtene und allerdings anfechtbare Billigung, welche Luther und Melanchthon der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen angedeihen ließen, eine etwas billigere Beurtheilung finden. Philipp war in jüngeren Jahren ein sehr munterer Herr und es läßt sich begreifen, daß ihm das schöne Hoffräulein seiner Gemahlin, Margarethe von der Saal, besser gefiel als die Landgräfin Christine, welche mit widerlichen körperlichen Eigenschaften behaftet gewesen sein soll. Aber das Fräulein leistete seinen galanten Zumuthungen einen so entschiedenen Widerstand, daß seine Leidenschaft auf das seltsame Auskunftsmittel einer förmlichen Doppelehe verfiel. Vielleicht hat die in jenen Tagen übermäßig große Geltung des alten Testaments, welches die Monogamie bekanntlich nicht statuirt, sehr zur Weckung eines solchen Gedankens beigetragen. Der Landgraf ließ sich keine Anstrengung verdrießen, seine Geliebte statt zu einer Kebse zu seiner rechtmäßigen Ehefrau zu machen, und nachdem er die Einwilligung der Landgräfin und die in Form eines schriftlichen „Beichtraths“ achselzuckend gegebene Billigung der beiden großen wittenberger Theologen erhalten hatte, machte er mit dem schönen Gretchen im März 1540 zu Rothenburg an der Fulda Hochzeit.

Die Sache erregte allgemeines Aufsehen und Aergerniß, um so mehr, da das kurz zuvor in Kraft getretene

Strafgesetzbuch Kaiser Karl's V. (die Hals- oder Peinliche Gerichtsordnung, gewöhnlich die „Karolina" genannt) die Bigamie unter die schwersten Verbrechen eingereiht hatte [10]). Weil wir gerade von diesem Gesetzbuch reden, so sei bemerkt, daß dasselbe mit furchtbarer Strenge gegen die geschlechtlichen Vergehungen verfuhr, und gerade die scharfen Strafen, womit Entführung, Nothzucht, Ehebruch, Blutschande, widernatürliche Wollust, Kuppelei, Fruchtabtreibung und Kindermord bedroht wurden, bezeugen das Imschwangegehen dieser Frevel. Die Annalen der Strafrechtspflege des 16. Jahrhunderts liefern hiefür die faktischen Belege. In den Aufzeichnungen des nürnberger Scharfrichters Meister Franz kommen Eheweiber vor, die mit zwanzig und mehr Junggesellen und Ehemännern Unzucht getrieben; ferner Fälle von Bigamie und sogar von Trigamie, von Sodomiterei aller Arten, von an Kindern von 6 bis 11 Jahren verübter Nothzucht, von Blutschande mit Vater und Bruder. Nein, es wäre eine Parteiansicht, die der Sittengeschichte ins Gesicht schlüge, wollte man behaupten, der Protestantis-

---

10) Item so eyn ehemann eyn ander weib oder eyn eheweib eyn andern mann inn gestalt der heyligen ehe bei leben des ersten ehegesellen nimbt, welche übelthat dann auch eyn ehebruch und größer dann das selbig laster ist, und wiewol die Keyserlichen recht auff solche übelthat keyn straf am leben setzen, so wollen wir doch, welcher solchs lasters betrüglicher weiß, mit wissen und willen ursach gibt und volbringt, daß die nit weniger dann die ehebrüchigen peinlich gestraft werden sollen (d. i. mit dem Tode). Karolina, Ausg. v. Koch (1800), S. 63.

mus habe wie mittelst eines Zauberschlages die Menschen ihrer Thorheiten, Laster und Verbrechen entwöhnt[11]). Es bedurfte langer Zeit, bis der sittliche Geist der Reformation oben wie unten mehr und mehr zum Durchbruch kam. Das 16., das 17. und noch die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts waren nicht danach angethan, die von der reformatorischen Bewegung ausgestreuten sittlichen Keime zu entwickeln, und zur Reformationszeit selbst war nicht allein die urtheilslose Menge, sondern auch die höhere Gesellschaft vielfach bereit, die Losung Freiheit mit Frechheit zu übersetzen. So gab insbesondere die oft sehr tumultuarische Aufhebung der Klöster zu Ausschreitungen Veranlassung, welche zu den Schattenseiten der Reformation gezählt werden müssen. Es ist keineswegs immer

11) Am unmittelbarsten und gewaltsamsten hat die Reformation bekanntlich in Genf in das Sittenregiment eingegriffen. Aber die Folgen waren ganz andere als uns die Fartcatchers des widerlichen Pfaffen Calvin glauben machen wollen. Denn in Wahrheit hat in Genf niemals ein ärgeres Sittenverderbniß geherrscht als zur Zeit, wo die schnöde Tyrannei des Calvinismus mit der ganzen Wucht ihrer Machthöhe auf der Stadt lag. Vgl. hierüber die beiden, zum höchsten und leicht begreiflichen Aerger der Theologen auf die Person des Fanatikers Calvin und auf das Wesen des Calvinismus ganz neue Lichter werfenden, unwiderleglich beurkundeten Abhandlungen von J. B. G. Galiffe: „Quelques pages d'histoire exacte" (Genève 1862) und „Nouvelles pages d'histoire exacte" (Genève 1863). Am folgerichtigsten ausgebildet und am längsten aufrecht erhalten wurde der religiöse Despotismus der Calvinisterei in Schottland. S. dar. das höchst belehrende, in seiner Art einzige 5. Kapitel des 2. Bandes von Buckle's „History of civilisation in England."

ein Antrieb religiöser Ueberzeugung gewesen, was viele Nonnen die Klausur brechen machte. Früher hatten sich die Insassinnen der Frauenhäuser in die Klöster geflüchtet; jetzt trat häufig der umgekehrte Fall ein, indem die Nonnen aus den Klöstern in die Bordelle liefen. So z. B. bei der i. J. 1526 vorgenommenen Aufhebung des Klarenklosters zu Nürnberg[12]). Es existiren Aufzeichnungen eines Laienbruders im Augustinerkloster Bödeken bei Paderborn, welche die wahrheitsgetreuen Berichte eines Augenzeugen über die Art und Weise enthalten, wie die Reformation von Vielen verstanden wurde[13]). Da wird uns bald ein Priester vorgeführt, der eine Nonne aus dem Kloster holt, um in unehrbarster Weise mit ihr Land auf Land ab zu fahren; bald eine alte hochmüthige und mannssüchtige Nonne, die sich richtig noch an den Mann zu bringen weiß; bald endlich eine hochadelige Gesellschaft, welche, Herren und Damen bunt durcheinander, zum Entsetzen des guten Bruders Göbel in sein Kloster einbricht und da mit Schmausen, Tanzen und Springen ein Höllenspektakel verführt.

Das Alles erscheint jedoch als harmlos gegenüber jener furchtbaren Verirrung der reformistischen Bewegung, welche in der Wiedertäuferei zu Tage trat. Beim ersten Auftauchen der wiedertäuferischen Sekten zwar treffen

12) „Eins teil Nunlein luffen von ein Kloster in das andere, das was in das Lieb Frauenhaus." Aus des Goldschlägers Antoni Kreutzer handschriftl. Chronika d. St. Nürnberg, abgedr. im Kloster, VI, 459.

13) Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 196 fg.

wir in mancher derselben die ganze Hoheit einer religiösen Begeisterung, welche makellose Märtyrerkränze um die Stirnen todesfreudiger Bekenner legte. Als im Salzburgischen — von jeher eine Lieblingsstätte pfäffischer Wuth — die durchaus harmlose wiedertäuferische Sekte der Gärtnerbrüder mit Schwert und Feuer ausgetilgt wurde, befand sich unter den Opfern auch ein schönes junges „Fräulein“ von sechszehn Jahren. Da sie standhaft den Widerruf verweigerte, sollte sie lebendig verbrannt werden. Das wenigstens ersparte ihr der Henker, denn, menschlicher als die Richter, nahm er die arme Kleine auf den Arm und trug sie zur Roßtränke, wo er sie unter das Wasser hielt, bis sie todt war, um dann erst den Leichnam auf den Scheiterhaufen zu werfen[14]). Wo freilich, wie in der Wiedertäufertragödie zu Münster geschah, Leute wie die Rothmann, Matthys, Knipperdolling und Bockelson zeitbewegende Ideen zu ungeheuerlichen Karikaturen verzerrten, da konnte die Bestie im Menschen brüllend aufspringen, da hatte der religiöse Fanatismus ein Nest gefunden, wo er recht gemächlich seine legitimen Zwillingstöchter, Wollust und Grausamkeit, zeugen und mit Schmach, Thränen und Blut großfüttern konnte. Wir werden zwar dem Wirken dieser Zwillingsschwestern selbst im 19. Jahrhundert noch auf deutschem Boden begegnen; aber mit so kolossaler Schamlosigkeit, wie sie in den Jahren

14) Newe Zeyttung von den widderteufern und yhrer Sect (1528), bei Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Reformation, III, 508 fg.

1534 und 1535 unter den Wiedertäufern in Münster aufgetreten, haben sie sich seither in Deutschland doch nie mehr gebärdet. Die münster'sche Wiedertäuferei ist zugleich seit der merowingischen Zeit der einzige Versuch gewesen, die Vielweiberei in einem christlichen Lande förmlich einzuführen. Jan Bockelson, „der gerechte Konink in dem neuen Tempel von Zion", hatte sich ein Harem von vierzehn Frauen eingerichtet. Seine „Großen" ahmten ihm nach und es ging überhaupt ganz orientalisch-bestialisch in Münster zu. Die Weltgeschichte hat wenige Schreckbilder aufgestellt, die jenem gleichkommen, welches den Jan Bockelson, den Sprößling eines holländischen Schulzen und einer hörigen Magd aus Westphalen, zeigt, wie er, angethan mit dem königlichen Ornat, eine seiner vierzehn Frauen, Namens Elisabeth, welche ihm erklärt hatte, daß sie seiner Liebkosungen überdrüssig sei, in Prozession auf den Marktplatz führt, der Unglücklichen daselbst mit eigener Hand das Haupt vom Rumpfe schlägt und dann mit seinen übrigen dreizehn Weibern einen Rundtanz um den blutenden Leichnam macht, wobei alle das Lied anstimmen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" In Wahrheit, es ist noch wie ein Lichtpunkt in diesem düsteren Gewebe von Raserei, wenn der Fanatismus in Münster eine Nachahmerin der hebräischen Judith aufstehen machte. Wie die Hebräerin ins Lager des Holofernes, ging die Friesländerin Hille Feike ins Zelt des mit einem Heere die Stadt umlagernden Bischofs von Münster hinaus, um ihn zu ermorden; aber sie büßte ihr mißglücktes Vorhaben mit dem Tode.

Auch abgesehen von dem münster'schen Gräuel, drängt sich dem ruhigen Betrachter historischer Thatsachen die Ueberzeugung auf, daß, wenn unzurechnungsfähige Ignoranten oder feile Parteiskribenten von einer sogenannten „guten alten frommen Zeit" zu reden lieben, diese Bezeichnung dem Reformationszeitalter im Ganzen und Großen ebensowenig zusteht wie dem Mittelalter. Es ist überhaupt ein ganz leeres Gerede ohne alle geschichtliche Bedeutung. Die gute alte fromme Zeit, wie sich die bezeichneten Leute dieselbe einbilden oder Anderen einbilden wollen, hat gar nie existirt. Der Geschichtschreiber hat weder die Aufgabe noch das Recht, die Vergangenheit zu schelten, weil dieselbe nach ihren eigenen und nicht nach unseren Begriffen gemodelt war, weil sie das Leben faßte und führte, so gut wie sie es eben verstand; aber er ist berechtigt, zu sagen, daß, im Lichte der Bildung und Gesittung von heute angesehen, die Reformationszeit, wie das Mittelalter, barbarisch erscheinen muß, barbarisch im Fühlen und Denken, barbarisch in Entbehrung und Genuß, barbarisch in Verbrechen und Strafen, barbarisch in Triumphen und Niederlagen. . . .

Das gesellige Leben ging während des 16. Jahrhunderts in Deutschland noch so ziemlich im Geleise der ritterlich-romantischen Traditionen fort. Es wurde bis gegen 1560 hin noch viel turniert und sonst im Styl der herkömmlichen Höfischkeit gehandelt und gewandelt. Aber entweder erscheint dieses ritterliche Treiben als ein gespenstiger Spuk, zum Zerrbild verschnörkelt, oder ganz ins Gemeine verflacht. Das Ritterthum, welches selbst

in der Person eines Franz von Sickingen nur für kurze Weile wieder eine künstliche Bedeutung hatte gewinnen können, war todt von der Zeit an, wo die Kriege mittelst „frummer Landsknechte“, d. i. mittelst sehr unfrommer Söldnerheere geführt wurden. Die Ritter wurden selber zu Landsknechten und Landsknechtshauptleuten oder zu Hofdienern oder zu einem unerquicklichen Mischmasch von Krautjunkern und Wegelagerern. Man lese nur die Selbstbiographieen des Götz von Berlichingen, des Hans von Schweinichen und des Bartholomäus von Sastrow und man wird erfahren, wie prosaisch, gemein und lumpig es im 16. Jahrhundert in den „ritterlichen“ Kreisen hergegangen, im Südwesten wie im Osten und Norden unseres Vaterlandes [15]). Es gehörte das Genie Göthe's dazu, aus diesem Götz einen Helden zu machen; denn in der Wirklichkeit war er, obzwar von der Natur zu einem hochherzigen Charakter angelegt, ein ziemlich gewöhnlicher Stegreifritter, dessen Ritterlichkeit nicht so weit ging, vor den schmählichsten Unternehmungen zurückzuschrecken [16]).

15) Das Leben Götzens v. Berlichingen, Nürnberg 1731. Graf Götz v. Berlichingen, Geschichte des Ritters Götz v. Berlichingen, Leipzig 1861. Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen, herausgegeben v. Büsching, Breslau 1820—23. B. Sastrowen Herkunft, Geburt und Lauf seines Lebens, herausg. von Mohnike, Greifswald 1823—24.

16) M. s. in der angezogenen Selbstbiographie des Ritters S. 1721 fg. die Erzählung seines für ihn schmachvollen Abenteuers mit dem Grafen Philipp von Waldeck i. J. 1516. Und er erzählt die Geschichte so treuherzig, daß man sieht, das ritterliche Gewissen hatte zu dieser Zeit eine siebenfache Hornhaut angesetzt.

Und dieser Hans von Schweinichen, der sich, wie er selber sagt, durch „Saufen eine große Kundschaft im Reiche gemacht“ und mit seinem lumpigen Herrn, dem Herzog von Liegnitz, Schmarotzer- und Borgerfahrten durch Deutschland anstellte! Die romantischen Formen und Formeln waren im 16. Jahrhundert nur noch Ironieen und Persiflagen der im Grunde ganz nüchtern und realistisch gestimmten Wirklichkeit.

Dieser Realismus bildete ein sehr heilsames Gegengewicht zu dem Theologismus, welcher durch die Reformation das vorwiegendste Kulturelement wurde. Es war sehr nöthig, daß der theologischen Verweisung auf das Jenseits eine Richtung zur Seite ging, welche praktisch-verständige Zwecke im Diesseits anstrebte. In der Person Luthers vereinigten sich beide Richtungen in denkwürdiger Weise: er glaubte an Himmel und Hölle, aber er wußte auch frischweg zu genießen, was die Erde bot. Der realistische, durch das wiedererwachende sittliche Bewußtsein veredelte Hang der Zeit mußte selbstverständlich auch die Stellung der Frauen in der Gesellschaft beeinflussen. Der romantische Nimbus, in welchen der Minnegesang die Frauen gehüllt, war schon im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert völlig zerflossen und von der niedrig-sinnlichen Anschauung, die man zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem schönen Geschlechte hatte, zeugt die erzprosaische, fast peinliche Specificirung der weiblichen Schönheiten, wie man sie bei Autoren von damals trifft [17]).

---

17) Bebel beantwortet in seinen Facetien (III, Fol. 89) die

Die reformistische Erörterung und Lösung der Cölibatsfrage mußte nun, wie schon oben bemerkt worden,

---

Frage: Quibus mulier perfecte formosa naturae dotibus praedita sit? dahin, daß ein vollkommen schönes Weib dreimal sieben körperliche Reize besitzen müsse. Etwas später wurden dann die einundzwanzig Schönheiten auf dreißig gesteigert und wurde diese Steigerung durch Johannes Nevizanus in seiner „Sylva nuptialis" (Paris 1521) also in Verse gebracht:

Triginta haec habeat quae vult formosa vocari
  Foemina, sic Helenam fama fuisse refert.
Alba tria et totidem nigra et tria rubra puella,
  Tres habeat longas res totidemque breves,
Tres crassas, totidem graciles, tria stricta; tot ampla
  Sint ibidem huic, sint quoque parva tria.
Alba cutis, nivei dentes, albique capilli,
  Nigri oculi, cunnus, nigra supercilia.
Labra, genae atque ungues rubri, sit corpore longa
  Et longi crines, sit quoque longa manus.
Sintque breves dentes, auris, pes, pectora lata
  Et clunes distent ipsa supercilia.
Cunnus et os strictum stringunt ubi cingula stricta,
  Sint coxae et culus vulvaque turgidula.
Subtiles digiti, crines et labra puellis,
  Parvus sit nasus, parva mamilla, caput.

Der Umstand, daß in diesem Recept schwarze Augen und Brauen gefordert werden, beweist, daß es nicht germanischen, sondern romanischen Ursprungs war. In der That findet es sich auch in spanischer und französischer Sprache und zwar bei Brantome (Oeuvres, III, 291). Fünfzig Jahre vor der Zeit, wo Nevizanus seine Distichen verfaßte, einverleibte die Nonne (?) Klara Hätzlerin zu Augsburg ihrem Liederbuch einen Reimspruch über die Einzelnheiten weiblicher Schönheit, welcher so derbrealistisch lautet, daß ich Bedenken tragen muß, denselben nachzuschreiben. (Ausg. v. Haltaus, 1840, LXVIII).

auch die Ansicht vom Weibe läutern und in den groben Materialismus, welcher im Verkehr der beiden Geschlechter herrschend geworden, ein seelisches Element zurückführen. Allerdings wurde jener Materialismus im Allgemeinen so wenig gänzlich verdrängt, daß wir ihn vielmehr im 17. Jahrhundert wieder in üppigster Wucherung finden werden; allein alle Denkenden und Redlichen kamen doch darin überein, daß eine gute Frau des Mannes größter Lebenssegen sei. Unter einer „guten" Frau verstand man aber nicht mehr im Sinne höfisch-romantischen Ueberschwangs eine Göttin, die gelegentlich auch als buhlerische Nymphe erscheinen konnte, sondern die treue, tüchtige, freundliche Lebensgefährtin, Sänftigerin und Ergänzerin des Mannes, die verständige und emsige Hauswirthin, die sorgsame Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Dieses Frauenideal, welches wir auch durch Luther aufstellen sahen, legt im charakteristischen Gegensatz zu der Ritterromantik, welche die weibliche Körperschönheit betonte, den Accent auf die Seelenschönheit, auf die sittlichen Eigenschaften der Frauen. So kehrt es bei allen wahrhaft bedeutenden späteren deutschen Autoren des 16. Jahrhunderts wieder und der genialste und vielseitigste derselben, Johann Fischart, hat ihm einen ganz besonders vortrefflichen Ausdruck gegeben [18].

---

18) In seinem Ehezuchtbüchlein (1578): —

Wann Er schreiet, Sie nur schweiget;
Schweigt er dann, redt sie jn an.

Der Ton des ganzen Zeitalters war übrigens ein keineswegs zarter. Im Gegentheil ein kraftstrotzender, rücksichtsloser, derber, so stark in den Grobianismus fallender, daß sich im 16. Jahrhundert, wie Jedermann weiß, förmlich eine „grobianische" Literatur in Deutschland entwickelt hat. Schon aus den furchtbaren Derbheiten, wovon die Streitschriften der Reformatoren — vor allen die Luthers — und ihrer Gegner wimmeln, kann man abnehmen, was Alles auch Frauenohren damals anzuhören bekamen. Nicht immer, ohne durch diesen alle Dinge frischweg bei ihren Namen nennenden

---

Ist er grimmsinnig, ist sie külsinnig,
Ist er vilgrimmig, ist sie stillstimmig,
Ist er stillgrimmig, ist sie troststimmig,
Ist er ungstümmig, ist sie kleinstimmig,
Tobt er aus Grimm, so weicht sie jm,
Ist er wütig, so ist sie gütig,
Mault er aus Grimm, redt sie ein jm.
Er ist die Sonn, sie ist der Mon,
Sie ist die Nacht, er hat Tagsmacht.
Was nun von der Sonnen̄ am Tag ist verprennen,
Das kült die Nacht durch des Mons Macht.
Also wird gstillt auch was ist wild:
Sonst gern gschicht, gleich wie man spricht,
Zwen harte Stein malen nimmer klein.
Ein gscheid Frau laßt den Mann wol wüten;
Aber dafür soll sie sich hüten,
Daß sie jn nicht lang maulen laße,
Sondern durch linde Weis und Maße
Und durch holdselig freundlich Gspräch
Bei Zeiten jm den Mund aufprech.

Umgangston, welcher gar gern ein „Zötlein“ oder auch wohl eine Zote, wie sie heutzutage nur noch betrunkene Bauernkerle, Fuhr- und Schiffsleute vorzubringen wagen, mitunterlaufen ließ, verletzt zu werden. Der feinsinnige Erasmus läßt in einem seiner „Colloquien“, welche für die Sittengeschichte jener Zeit so wichtig sind, ein schuldloses und liebenswürdiges Mädchen auftreten, welches sich über die häufigen Gastereien im väterlichen Hause beklagt. Die Gespräche der Verheirateten seien bei solchen Anlässen nicht immer züchtig und zuweilen müsse es sich sogar küssen lassen[19]. Aus Hutten's ursprünglich lateinisch geschriebenem, nachmals von dem Verfasser verdeutschtem Gesprächsbüchlein die „Anschauenden“ (adspicientes) wissen wir, daß mittelalterliche Sitten, die uns heute bedenklich genug vorkommen, die aber, Hutten's Versicherung zufolge, ganz unbedenklich waren, noch zur Reformationszeit in Deutschland im Schwange gingen. Die Anschauenden, nämlich Sol und sein Sohn Phaëton, betrachten sich unser Land aus der Vogelperspektive und fahren, nachdem sie über die Trunksucht der Deutschen von damals ihre Glossen gemacht, also fort: — Phaëton. Dort sieh ich etliche vermischt und nacket unter einander baden, Frauen und Männer, und glaub das ohn Schaden ihrer Zucht und Ehr nit zugehn. — Sol. Ohn Schaden. — Ph. Ich sieh sie sich doch küssen. — S. Freilich. — Ph.

---

19) „Offendunt me in aedibus paternis crebra convivia; nec semper virginea sunt quae illic dicuntur inter conjugatos. Et aliquoties fit, ut osculum negare non possim.“

Und freundlich umfahen. — S. Ja, sie pflegen etwan auch bei einander zu schlafen. — Ph. Vielleicht haben sie die Gesetz Platonis angenommen, daß sie die Weiber gemein(sam) halten. — S. Nit gemein; sonder in diesem beweisen sie ihren Glauben (d. h. ihr Vertrauen zu den Frauen). Denn an keinem Ort, da man der Frauen hüt', magst du weibliche Scham unversehrter finden denn bei diesen, die deren kein Wartung noch Uffsehung haben. Es ist auch nirgend weniger Ehebruch und wird die Ehe an dem Ort am strenglichsten gehalten. — Ph. Sprächest du, sie, neben Küssen, Umfahen, auch bei einander schlafen, nichts weiter beginnen? Und dazu bei der Nacht? — S. Ich sprech: ja. — Ph. Und geschieht das auch ohn allen Verdacht? Und die ihre jungen Weiber und Maidlin von Andern also behandelt werden sehen, förchten sie nit (für) derselbigen Ehren? — S. Auch kein Gedanken haben sie deß. Denn sie getrauen einander wohl und leben in guter Treu und Glauben, frei und redlich, ohn allen Trug und Untreu[20]).... Schade nur, daß diese optimistische Auffassung aus dem Mittelalter überkommener Naivetäten von Seiten der Wirklichkeit sicherlich manches Dementi erfuhr. Hutten's Zeitgenosse — falls man nämlich zwei in demselben Jahrhundert lebende Männer Zeitgenossen nennen kann — Hans von Schweinichen, dessen schon erwähnte Selbstbiographie von 1552 bis 1602 reicht, läßt uns den geselligen Verkehr dieser Zeit in einem viel weniger idea-

20) Hutten's Werke, V, 243.

listischen Lichte sehen. „Im Jahre 1570 — erzählt er — begonnte ich mich auch allbereit etlichermaßen um die Jungfrauen zu thieren und daucht mich in meinem Sinn Meister Fix zu sein. Bin auch auf Hochzeiten geritten und sonsten, wohin ich gebeten worden, mich gebrauchen lassen und fraß und soff mit zu halben und ganzen Nächten und machte es mit, wie sie es haben wollten.“ Zwar bemerkt er weiterhin: „Im Jahre 1573 habe ich befunden, was Liebe ist, denn ich habe eine Magd so lieb gewonnen, daß ich davor nicht habe schlafen mögen. Bin ich doch so keck nicht gewesen, daß ich ihr was angemuthet hätte. Derowegen halte ich davor, daß die erste Liebe die heißeste ist.“ Allein dieser Platonismus des guten Ritters hielt nicht lange vor, und was unter dem „Mitmachen“, wovon er zuvor gesprochen, zu verstehen sei, erfahren wir aus seiner Beschreibung der Fahrt, welche er mit dem Herzog Heinrich XI. von Liegnitz nach Mecklenburg that. Er erzählt von einem Hoffest, dem er dort anwohnte, und fährt dann fort: „Die einheimischen Junkern verloren sich, ebenso die Jungfrauen, daß also auf die Letzte nicht mehr als zwo Jungfern und ein Junker bei mir blieben, welcher einen Tanz anfing. Dem folget ich nach. Es währte nicht lange, mein guter Freund wischt mit der Jungfer in die Kammer, so an der Stuben war; ich hinter ihm hernach. Wie wir in die Kammer kommen, liegen zween Junkern mit Jungfrauen im Bette; dieser, der mir vorgetanzet, fiel mit seiner Jungfer auch in ein Bette. Ich fragte die Jungfrau, mit der ich tanzet, was wir machen wollten?

Auf Meklenburgisch so sagt sie: ich soll mich zu ihr in ihr Bette auch legen; dazu ich mich nicht lange bitten ließ, legt mich mit Mantel und Kleidern, ingleichen die Jungfrau auch und reden also vollends zu Tage, jedoch in allen Ehren. Das heißen sie auf Treu und Glauben beischlafen, aber ich achte mich solches Beiliegens nicht mehr, denn Treu und Glauben möchten zu einem Schelmen werden [21]."

Der Tanz stand unter den Vergnügungen jenes Zeitalters obenan. Er durfte, so wenig als ein wohlbesetzter Tisch mit vollgefüllten Bechern, bei keiner häuslichen oder öffentlichen Lustbarkeit fehlen. „Der Tanz — meint ein Theolog von damals — sei anfänglich in ehrbarer Meinung erdacht und zugelassen worden, damit die Jugend in Vieler Gegenwart Zucht hielte und zwischen Jungfrauen und Jünglingen ehrliche Liebe gestiftet würde. Denn beim Tanzen könne man die Sitten der jungen Leute spüren und merken. Es sollte aber dabei Alles züchtig zugehen [22]." Gerade das war aber nicht der Fall, und wenn auch billig angenommen werden darf, daß nicht wenige der Sittenprediger, welche gegen die unsittlichen Tanzweisen eiferten, der bekannten theologischen Schwarzmalerei sich beflissen haben mögen, so lauten die Zeugnisse, welche uns aus verschiedenen Perioden des 16. Jahrhunderts über die herrschenden unflätigen Tanzbräuche vorliegen, doch zu bestimmt und überein-

21) H. v. Schweinichen a. a. O.

22) Theatrum diabolorum (1575), fol. 219.

stimmend, als daß wir sie übersehen dürften. Der große Gelehrte Agrippa von Nettesheim, keineswegs ein sauertöpfischer Pedant, sagt in seinem 1526 geschriebenen Buch „De vanitate scientiarum", man tanze mit unehrbaren Gebärden und ungeheurem Fußgestampfe nach lasciven Weisen und zotigen Liedern. In buhlerischen Umarmungen lege man dabei unzüchtige Hände an Mädchen und Matronen, sie küssend, und Lasterhaftigkeit für Scherz ausgebend verschreite man dazu, schamlos das zu entblößen, was die Natur verberge und die Sittsamkeit verhülle [23]). Im Jahre 1567 veröffentlichte Florian von Fürstenberg, Pfarrherr zu Schnellewalde, seinen „Tantzteuffel, das ist wider den leichtfertigen unverschämten Welttantz und sonderlich wider die Gottes Zucht und ehrvergessene Nachttäntze", wobei, wie der eifernde Mann sagt, die Tanzenden „offt durcheinander unordentlich gehen und lauffen wie die bisenden Küh, sich werffen und verdrehen, welches man jetzt verködern heisset. So geschiehet nun solch schendtlich, unverschämt schwingen, werffen, verdrehen und verködern von den Tantzteuffeln, so geschwinde, auch in aller Höhe, wie der Bawer den flegel schwinget, daß bißweilen den Jungfrauwen, Dirnen und Mägden die kleider biß über den Gürtel, ja biß über den

23) „Saltatur inconditis gestibus et monstroso pedum strepitu ad molles pulsationes, ad lascivas cantilenas, ad obscoena carmina. Contrectantur puellae et matronae impudicis manibus et suaviis meretriciisque amplexibus, et quae abscondit natura, velavit modestia, ipsa lascivia tunc saepe nudantur et ludi tegmine obducitur scelus." L. c. cap. 18.

Kopff fliegen. Oder werffens sonst zu boden, fallen auch wol beide und andere viele mehr, welche geschwinde und unvorsichtig hernach lauffen und rennen, daß sie über einem hauffen liegen. Die gerne unzüchtig Ding sehen, denen gefellt solch schwingen, fallen und kleiderfliegen sehr wol, lachen und seind fröhlich dabey, denn man machet jnen gar ein fein welsch Bellvidere. Welche Jungfraw, Magd und Dirne am meisten am Tantze herumbgefüret, geschwungen, gedrehet und beschawet wirdt, die ist die fürnembste und beste und rühmen und sagen die Mütterlein selber: Es ist gar bedrang umb meine Tochter am Tantze, jederman wil mit jr tantzen, sie hat heut am Tantz guten Markt gehabt. Auch sticht der Narr unsre jungen und alten Witwen, die treibens ja so körbisch, wilde und unfletig als die jungen Mägdlein, seind bey den Nachttäntzen sowol die ersten und die letzten [24])." In dem „Ehespiegel" des Cyriakus Spangenberg, in welchem fünfzig Brautpredigten des Verfassers zusammengestellt sind, werden auch im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die schon früher laut gewordenen Klagen über das wüste Tanzen erneuert. Spangenberg stellt dem ehrbaren Tanz, welchen er den „burgerlichen" nennt, den „Bubentanz" gegenüber, den man, sagt er, auch den „Hurentanz" zu nennen berechtigt wäre. Denn „an den Abendtänzen, da man nichts thut als unzüchtig tanzen, springen, drehen,

---

24) Tantzteuffel (Frankf. 1567), Fol. 38 fg. Die Streitschrift ist auch vollständig abgedruckt im Theatrum diabollorum, fol. 216 fg.

greifen, verleuret manch Weib ihre Ehr und gut Gerücht. Maniche Jungfraw lernet alda, das ihr besser wäre, sie hätte es nie erfahren. Wer solche Tänze billigt, ist ein Bube, und wer sie vertheidigt, ist ein Schalk. Denn was ist da anders dann ein wildes, ungehewr viechisches Rennen, Lauffen und durch einander Zwirbeln? Da siehet man ein solch unzüchtig Auffwerffen und Umbwerffen und Entblössen der Mägdlein, daß einer schwört, es hätten die Unfläter, so solchen Reyen führen, aller Zucht und Ehre vergessen, wären taub und unsinnig und tanzten St. Veistanz[25])." Amtliche Bestätigungen finden diese Anklagen durch die Tanzordnungen, wie solche das ganze Jahrhundert hindurch von Fürsten und Städten erlassen und häufig erneuert wurden — ein Beweis, daß sie wenig fruchteten. In sämmtlichen wird den Tanzenden beiderlei Geschlechtes eingeschärft, sich „gebührlich zu bekleiden und zu bedecken", und den Tänzern insbesondere, „Junffrawen und Frawen nit so herumbzuschwingen, nit auf- und umbzuwerfen und unzüchtig zu blössen[26])." Von Mädchen und Frauen, die so mit sich tanzen ließen, war zu erwarten, daß auch im Uebrigen ihr Gebaren mehr ein rohes als feines gewesen sei. Wir wollen zwar in Liebe annehmen, daß diese Frauenzimmer nicht die Mehrheit, sondern nur die Minderheit ausgemacht hätten; aber auch so gab es deren noch genug und übergenug, an

25) Spangenberg's Ehespiegel (1578), S. 283 fg.

26) S. die sächsisch-meißnische Verordnung v. J. 1555 und die etwas spätere nürnberg'sche bei Reinöhl, das Kloster VI, 421 fg.

welche der zuerst lateinisch erschienene, dann verdeutschte und später (1567) in Reime gebrachte „Grobianus" seine plumphöbnischen Rathschläge adressiren konnte, wie sie sich benehmen sollten, um recht grobianisch zu erscheinen. Keck wie Falken sollten sie auf der Gasse ihre Augen umhergehen lassen, ihr Kränzlein statt auf die Stirne auf die Nase setzen, kurz, möglichst unweiblich und frech auftreten[27].

Was die Frauentracht des 16. Jahrhunderts angeht, so reicht das Wort nicht aus, die wechselnden Gestaltungen derselben anschaulich zu machen, um so weniger, da zu dieser Zeit in Deutschland die mannigfaltigsten „Volkstrachten" sich zu entwickeln anfingen[28]. Man muß durchaus die alten „Trachtenbücher" zur Hand nehmen und die Gemälde und Zeichnungen eines Dürer, Kranach, Holbein und anderer Meister jener Zeit betrachten, wenn man sich von den wechselnden weiblichen Moden eine deutliche Vorstellung bilden will. Im Allgemeinen stellt sich eine entschiedene Wendung vom Unehrbaren zum Ehrbaren heraus. Die schamlosen Entblößungen, wie sie das

---

27) Wenn du gehst aber auß dem Hauß
Und kombst jetz auff die Gassen nauß,
So laß deine Augen umbher geh'n,
Gleich wie man thut vom Falcken seh'n, u. s. w.
Grobianus, Fol. 200 fg.

28) Ueber die Entstehung und Gestaltung der deutschen Volkstrachten s. Falke, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 217 fg. S. 298 fg. Ueber die deutschen Frauentrachten des 16. Jahrhunderts vgl. Falke, d. d. Trachten- und Modenwelt, II, 1—167

15. Jahrhundert dem 16. überliefert hatte, verschwinden nach und nach, schlagen aber mit der Zeit auch in einen geschmacklosen Gegensatz um, wie insbesondere die Mode der Halskrösen zeigt, welche bis zur Ungeheuerlichkeit der „Mühlsteinkragen“ fortging. Da steckte denn der Frauenhals in einem steif und weit abstehenden, pflugradgroßen Kragen, auf welchem der Kopf wie auf einem Teller lag, aller anmuthigen Bewegung bar. Spanien hatte diese Mode angegeben, wie ja überhaupt die „spanische Tracht“ damals in Deutschland eingeführt wurde, und aus Frankreich kam der Reifrock, über welchen sich der „Hoffartsteufel“ von Joachim Westphal und Cyriakus Spangenberg nicht weniger ereifert als über den Gebrauch falscher Haarflechten und über das „Schminken und Kleistern der Angesichter“ [29]).

Zur Vervollständigung des Gemäldes deutscher Sitten im 16. Jahrhundert, soweit ein solches Gemälde innerhalb des Rahmens dieses Buches überhaupt möglich ist, wollen wir nun, von den bäuerlichen Kreisen zu den fürstlichen aufsteigend, auf charakteristische Erscheinungen im sittlichen, häuslichen und geselligen Leben hinweisen . . . Für den mehr als freien Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern im Bauernstande ist es bezeichnend, daß in den Bauernhäusern mancher Gegenden die Schlafstätten der Knechte und Mägde nicht von einander abgesondert waren. So z. B. in Baiern. Die Folgen blieben denn auch

---

29) Theatrum diabolorum, fol. 364 b, bes. fol. 388 fg. und 395 fg.

nicht aus. Unzucht und Ehebruch grassirten so sehr, daß der Kurfürst Maximilian bald nach seinem Regierungsantritt (1598) sich veranlaßt sah, ein strenges „Sittenmandat“ ausgehen zu lassen. Dasselbe bestimmte, daß ledige Weibspersonen uneheliche Schwangerschaften mit Geldstrafen und Anhängung der „Geige“ büßen sollten. Bei der vierten unehelichen Schwangerschaft wurden sie des Landes verwiesen. Das Edikt besserte übrigens selbstverständlich die Sitten nicht, sondern fügte der Ausschweifung nur noch die Verbrechen der Fruchtabtreibung und des Kindermordes hinzu [30]). So oder ähnlich war es anderwärts auch; nicht etwa bloß in katholischen Gegenden, sondern in protestantischen ebenfalls. Dagegen hat die sittliche Tendenz der Reformation in bürgerlichen Kreisen, die patrizischen eingerechnet, sich mehr geltend zu machen gewußt und zwar unter den Angehörigen beider Konfessionen. Es muß in die Augen springen, daß vom zweiten Viertel des Jahrhunderts an in den deutschen Städten die Phantastereien der Ritterzeit mehr und mehr einer praktisch tüchtigen Auffassung und Führung des Lebens, einer auf das Ehrbare und Haushälterische abzielenden Nüchternheit Platz machten. Aus diesem Geist erwuchs im Gegensatz zur Hofsitte die ehrsame Bürgersitte, welche die Frauen anwies, ohne Gefühlsüberschwang hausmütterlich im wohlgeordneten Hause zu walten, aus dessen Räumen frohsinnige Geselligkeit keineswegs verbannt war,

30) Das sehr ausführliche Mandat ist abgedruckt bei Wolf, Gesch. Maximilian's I. und seiner Zeit (1807), I, 397 fg.

aber wo sie doch den Anforderungen einer geregelten Lebensweise sich fügen mußte. Wie begreiflich, mußte dieser solide bürgerliche Ton auch in das Verhältniß der beiden Geschlechter eingehen und die romantischen Traditionen aus dem bürgerlichen Minne- und Eheleben mehr und mehr verdrängen. An die Stelle der Romantik, die sich durch ihre Entartung hinlänglich diskreditirt hatte, trat die verständige Berechnung, ohne daß diese der gemüthlichen Wärme ermangelt hätte. Nehmen wir zur Erläuterung einen einzelnen Fall, welcher auf Mittheilungen aus dem Privatarchiv der patrizischen Familie Glauburg zu Frankfurt am Main beruht. Ein Sohn dieser Familie, Johann von Glauburg, studirte 1526 in Wittenberg. Seine Mutter, eine kluge Frau, drückte brieflich den Wunsch aus, daß er heimkehre und sich verheirate. Zugleich schlug sie ihm eine passende Partie vor, die Tochter aus einem befreundeten Hause, welche eine „feine Haushälterin“ sei, wenn sie auch keine übermäßig große Mitgift zu erwarten hätte. Der Sohn fügte sich ohne Weiteres der Diplomatik seiner Mutter, heiratete die ihm Empfohlene und lebte vierzig Jahre glücklich mit ihr. Sein Enkel, Johann Adolf Glauburg, lernte 1598 auf einer Reise nach Nürnberg die schöne Ursula Freher kennen und erhielt ihr Jawort. Die Briefe, welche die Schöne als Braut an ihren Bräutigam schrieb, zeigen keine Spur von Sentimentalität, geschweige von Schwärmerei. Die Schreiberin erweist sich durchweg als ein klarverständiges Mädchen, welches den Verlobten anmuthig plaudernd über Vorkommnisse des

täglichen Lebens unterhält und dabei schon die behäbige Sorglichkeit der künftigen Hauswirthin und Mutter durchblicken läßt. Respektvoll redet sie ihren Bräutigam mit: „Edler, ehrenfester, freundlicher und herzlieber Junker!" an und ein Zug von schelmischer Koketterie liegt etwa nur darin, daß sie sich unterschreibt: „Eure getreue und liebe schwarze Ursula" [31]).

In einem Gedicht des wackeren Hans Sachs findet sich das vollständige Inventar eines bürgerlichen Hausraths, wie derselbe um die Mitte des 16. Jahrhunderts der städtischen Gewöhnung entsprach. Wir treffen da in der Wohnstube neben Tischen, Stühlen und Bänken mit Sitzkissen auch ein „Faulbett" oder „Lotterbett", welches die Stelle des modernen Sopha's vertrat; ferner den „Grißkalter", einen niedrigen Schrank, worauf man mit Wasser handiren, sich waschen oder Gläser ausschwenken konnte; dann das „Kandelbrett", auf welchem Kannen, Becher, Flaschen und Kühlkessel standen. Außerdem Leuchter, Lichtscheeren, einen Spiegel, eine Uhr [32]), ein Schach- und Brettspiel, Karten und Würfel, Schreibzeug mit Papier und Siegel; endlich „die Bibel und andere Bücher mehr zu Kurzweil und sittlicher Lehr'." In die Schlaf-

---

31) Frankfurter Archiv f. ä. d. Lit. u. Gesch. von Fichard, II, und III.

32) Wie bekannt, wurde i. J. 1500 durch Peter Hele in Nürnberg der Gedanke gefaßt und verwirklicht, die Thurmuhren zu Zimmeruhren und Taschenuhren („Nürnberger Eier," von ihrer ovalen Gestalt) zu verkleinern. Vgl. Rehlen, Gesch. d. Gewerbe, S. 425 fg.

kammer gehörte ein „Spannbett" mit Strohsack, Pfulmen, Matraze, Kissen, Betttuch und Decke, sowie alle die kleinen Utensilien nächtlicher Bequemlichkeit. In der Schlafkammer standen auch die „Truhen", worin das Geld und die Kostbarkeiten des Hauses aufbewahrt wurden, sowie die „Gewandkalter", d. i. Kleiderschränke[33]). Es mangelt in diesem Hausrathskatalog des trefflichen bürgerlichen Meisters noch manches Stück, welches in unseren Tagen selbst bescheidene bürgerliche Haushaltungen nicht mehr entbehren wollen oder können; allein trotzdem verstanden unsere Altvorderen zu leben. Besonders was Essen und Trinken betraf. In Wahrheit, darin ließen sie sich Nichts abgehen. Man sehe nur das Kochbuch des Marx Rumpolt vom Jahre 1587 an. Dieser Gastrosoph, welcher zugleich ein kulinarischer Praktiker war, lehrt, wie aus Ochsenfleisch 83 verschiedene Gerichte bereitet werden können, aus Kalbfleisch 59, aus Hammelfleisch 45, aus Schweinfleisch 43, aus Hirschfleisch 37. Er kennt unzählige Fischgerichte, 225 Arten Zugemüse, 63 Arten Suppen, 46 Arten Torten, an 70 Arten Fleisch- und Fischpasteten, fünfzigerlei Salate. Freilich ist es sehr fraglich, ob es Meister Rumpolt unserem heutigen Geschmack zu Dank machen könnte. Namentlich dürfte ihm dabei die ungeheure Masse von Gewürzen hinderlich sein, welche die Küche jener Zeit verbrauchte[34]).

---

33) Gedichte v. Hans Sachs (Nürnb. 1570), S. 440 fg.

34) Einläßlicheres über die Kochkunst des 16. Jahrhunderts gibt Müller's fleißiger Aufsatz: „Von alter Kochweise" in Westermann's Monatsheften f. 1858, Nr. 25, S. 16 fg.

Manches in dem Gebaren unserer Aeltermütter, was uns jetzt unweiblich genug erscheint, dürfte sich leichter erklären lassen, wenn man erwägt, daß noch im 16. Jahrhundert, wie früher im Mittelalter, auch die Frauen dem Genusse starkgewürzter Weine keineswegs abhold waren. Heutzutage sind die Engländerinnen und Schweizerinnen dafür bekannt, den Wein am besten vertragen zu können; aber gewiß würde sich jede Engländerin oder Schweizerin vor dem mit Rothwein gefüllten Paßglas entsetzen, welches die gefeierte Philippine Welser zu leeren gewohnt war, — zum Entzücken ihrer Anbeter; denn der Hals der Dame war so fein, zart und weiß, daß man ihr das rothe Getränke die Kehle hinabgleiten sah. Es kam jedoch auch vor, daß vornehme Damen von damals allzu häufig solche Paßgläser leerten, und von Einer wissen wir gar, daß sie in Säuferwahnsinn verfiel: — die Prinzessin Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moritz, Enkelin des Landgrafen Philipp von Hessen. Das war eine unglückliche Geschichte. Der große Oranien, Wilhelm der Schweigsame, warb als Wittwer von fünfundzwanzig Jahren um die Prinzessin und im August von 1561 fand zu Leipzig die Hochzeit statt unter so glänzenden Festlichkeiten, daß die Mitgift der Braut — (70,000 Reichsthaler, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Mitgift!) — kaum ausreichte, die Kosten zu bezahlen. Die Tante der Prinzessin, die Frau des Kurfürsten August, bat den Prinzen von Oranien unmittelbar nach dem Beilager gar beweglich, er, welcher dazumal noch Katholik war, möchte doch ihre Nichte nicht „vom Wege der wahren Religion“,

d. h. vom Lutherthum, verführen, worauf der Prinz leichthin: „Bah, sie soll mit solchem melancholischen Zeug sich gar nicht zu schaffen machen. Statt der Bibel soll sie den Amadis von Gallien lesen und ähnliche kurzweilige Bücher, welche de amore handeln, und statt zu nähen und zu stricken soll sie eine Galliarde tanzen lernen und andere dergleichen Courtoisien, wie sie schicklich und landesbräuchlich“ [35]). Allein die junge Ehefrau lernte bald nicht eben sehr schickliche „Courtoisien“, unter anderen die Trunkenbolderei. — („Es lies ihr auch die Frau Prinzessin offtmals eyer gahr hardt im salltz sieden, darauf tringkt sie dan edtwan zuvil und werde ungedultig, fluche alle böße flueche und werfe die speiße und schussel mit allem von tisch. Und die Frau Prinzessin, wie sie es genant, den t o l l e n m a n, nemlich ein guedte flasche weins morgens und abermals ein guedte flasche zu abendtszeit mehr dan ein maß haltend bekumen, welches ir sambt einem Pfundt Zugkers bei sich zu nemen nicht zu vil sey“) [36]). Der Prinz schied sich von der Säuferin, deren Wuthausbrüche zuletzt unerträglich wurden, und das unglückliche Weib ist dann, völligem Wahnsinn verfallen, im Gewahrsam ihres Oheims zu Dresden i. J. 1577 gestorben. Im Uebrigen vererbte sich die Eigenschaft

---

35) Brief des Landgrafen Wilhelm v. Hessen. Handschrift d. Archivs zu Dresden, mitgeth. v. Motley, Rise of the Dutch republic, p. II, ch. 2.

36) Acta d. Frau Prinzessin zu Uranien vergef. Verhdlg. Dresdener Archiv, mitgeth. v. Motley a. a. O. p. IV, ch. 3.

der deutschen Damen, durstig zu sein und einen „guten Zug" zu haben — (natürlich nur in Folge des Genießens der stark gesalzenen und gepfefferten Speisen, welche damals bräuchlich) — aus dem sechszehnten Jahrhundert auf das siebzehnte. Darauf deutet z. B. die „Hoftrinkordnung", welche Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha i. J. 1648 gab und deren 9. Paragraph also lautete: „Zum Untertrunk vor unser Gemahlin soll an Bier und Wein, so viel dieselbe begehren wird, gefolget werden; vors gräffliche und adelige Frauenzimmer aber 4 Maß Bier und des Abends zum Abschenken 3 Maß Bier; vor die Frau Hofmeisterin und zwo Jungfern und vor die Mägdgen wird gegeben von Ostern bis Michaelis Vormittags um 9 Uhr auf jede Person 1 Maß Bier und Nachmittags um 4 Uhr wieder eben so viel" [37) .....

Der ehrbar gemüthliche Zug, welcher das bürgerliche Familienleben der Zeit, von welcher wir handeln, vielfach kennzeichnet und in manchen Gedichten des Hans Sachs einen so herzlichen Ausdruck gefunden hat [38]),

---

37) Deutscher Trunk, S. 37.

38) M. s. den „Ehrenspiegel der zwölff Durchleuchtigen Frauen des alten Testaments" und „das Frawen Lob eines Biderweibes" (I, 1, 35; I, 4, 335). Freilich hat der wackere Meister daneben den Frauen auch häufig humoristisch den Krieg gemacht, dieweil, — wie er sagte —

„Dieweil den Eheweibern allen
Der Honig vermischt ist mit Gallen" (I, 4, 328).

machte sich auch in einigen fürstlichen Haushaltungen bemerkbar. Eine rechte Musterehe führten z. B. Herzog Albrecht von Preußen und seine erste Gemahlin Dorothea, die ihrem Eheherrn eine wahre „Gottesgabe“ war, wie ihr Name besagte. Er rühmte von ihr, daß, „so sie eine arme Dienstmagd gewesen, sie sich nicht demüthiger und getreuer und in unwandelbarerer Liebe gegen ihn hätte verhalten können.“ Schon die Anrede, deren sie sich in ihren Briefen an den Gemahl zu bedienen pflegte, bezeugt mit ihrer naiven Herzlichkeit ein liebes und gutes Verhältniß: — („Durchlauchtiger und hochgeborener Fürst, mein Freundlicher und Herzallerliebster, auch nach Gott keiner auf Erden Lieberer, dieweil ich lebe, mein einziger irdischer Trost, alle meine Freude, Hoffnung und Zuversicht, auch mein einziger Schatz und aber- und abermals mein herzallerliebster Herr und Gemahl!“) Dabei war die Herzogin, wennschon eine fromme evangelische Christin, keineswegs eine Kopfhängerin. Sie hatte im Gegentheil eine humoristische Ader an sich, welche sich mitunter schelmisch-naiv regte. So, wenn sie i. J. 1532, nach dem Tode eines ihrer Kinder, an eine befreundete Fürstin schrieb: „Als auch Euere Liebden mit uns des tödtlichen Abganges halber unserer jüngsten Tochter ein herzliches Mitleiden tragen, thun wir uns gegen E. L. freundlich bedanken, und sind zu Gott getroster Hoffnung, er werde uns nach solcher Betrübniß mit einem jungen Erben wiederum gnädiglich erfreuen und begnadigen, denn wir unserem lieben Herrn und Gemahl, der sein Werkzeug weidlich braucht und nicht feiert, gar keine

Schuld zu geben wissen[39])." Auch das Eheleben des Kurfürsten Moritz von Sachsen mit Agnes von Hessen war im Ganzen ein ehrsames und glückliches. Wenn der Kurfürstin mitunter ein Zweifel an der Beständigkeit ihres lebemännischen Gemahls aufstieg und sie denselben dem Abwesenden mittheilte, schrieb er ihr wohl zurück: „Hertzliebes Weib, das du begerest, da ich gleich nit bey dir wer, das ich deiner im hertzen nit vergeßen wolt, bin ich gantz geneiget." Ganz hausväterlich-gemüthlich lautet es, wenn er ihr unterm 1. Oktober 1550 schrieb: „Ich wil diesen Winter bey dir bleiben und wollen mit einander birn braten; wan sie czussen, so wollen wir sie aus nemen und wollen mit Gottes Hülffe ein guts mutlein haben[40])." Von einer andern sächsischen Fürstin, von Anna, der Gemahlin des Kurfürsten August, wissen wir, daß sie die gelehrten Liebhabereien ihres Eheherrn theilte und mit ihm in seinem chemischen Laboratorium arbeitete. Sie hat auch glückliche Versuche gemacht und i. J. 1581 das seiner Zeit berühmte „weiße Magenwasser" erfunden.

Andere fürstliche Ehen boten freilich ein sehr unliebsames Bild von Untreue, Unfrieden und Zerwürfnissen aller Art. Wir erinnern an die widerlichen Händel, welche

---

39) Beiträge zur Kunde Preußens, III, 126. Voigt, über deutsches Fürstenleben im 16. Jahrh. in Raumer's hist. Taschenbuch f. 1835. Voigt, Hofleben der Fürstinnen im 16. Jahrhundert, in Schmidt's Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft, II, 231.

40) Aus einer Reihe von Originalbriefen des Kurfürsten an s. Gemahlin, zuerst gedr. in den Curiositäten, II, 296 fg.

der Herzog Ulrich von Würtemberg mit seiner Gemahlin Sabine hatte und welche keineswegs, wie gefabelt worden, in einem verbrecherischen Verhältniß der Herzogin mit Hans von Hutten, dem Stallmeister des Herzogs, sondern umgekehrt in der Leidenschaft Ulrich's für die „schöne Thumbin“, die Frau des unglücklichen Hutten, ihren Grund hatten. Ferner an den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, welcher mit seiner ersten Gemahlin Elisabeth um ihrer lutherischen Gesinnung willen und mit seiner zweiten Gemahlin Hedwig der Leidenschaft wegen zerfiel, welche er für Anna von Sydow hegte, die Wittwe eines Stückgießers, weßwegen sie im Volke nur die „schöne Gießerin“ hieß. Dieses Verhältniß ist sittengeschichtlich doppelt wichtig, insofern die schöne Gießerin sich auch in die Staatsgeschäfte mischte und demnach schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf deutschem Boden in ihrer Person jenes Maitressenwesen darstellte, wie es, in Frankreich systematisch ausgebildet, nachmals im 17. und mehr noch im 18. Jahrhundert für das europäische Staatsleben von so unheilvoller Bedeutung geworden ist. Sehr unglücklich fiel das unter ziemlich romantischen Umständen i. J. 1545 geschlossene Ehebündniß des Herzogs Erich II. von Braunschweig-Kalenberg mit der Prinzessin Sidonie von Sachsen aus, nicht durch Verschuldung der Letzteren. Ihr roher und leichtfertiger Gemahl vernachlässigte sie in sträflicher Weise und ließ sie sogar Mangel leiden, während er mit gemeinen Dirnen im Lande und in der Fremde umherlotterte. Da war es denn kein Wunder, daß die arme Sidonie bei Gelegenheit einer ihrer Neben-

buhlerinnen drohte, sie „wolle der Hure ein Auge ausstechen und die Nase abschneiden[41]." In einem weitern höchst ärgerlichen Ehehandel war das Unrecht nicht allein auf Seite des Mannes. Der Herzog Johann Kasimir von Sachsen-Koburg vermählte sich i. J. 1586 mit der schönen Prinzessin Anna, der jüngsten Tochter des Kurfürsten August von Sachsen. Die warmblütige neunzehnjährige Frau war Anfangs ihrem Gemahl innig zugethan; er aber scheint sich wenig aus ihr gemacht zu haben, sondern führte ein unstätes Jäger- und Zecherleben. Seine häufigen Abwesenheiten verdrossen die junge Frau nicht wenig. Sie schrieb dem Gemahl Episteln voll naiver Zärtlichkeit und forderte ihn einmal in Form eines scherzhaften Fehdebriefes geradenwegs zur Erfüllung seiner eheherrlichen Pflicht auf. Ein andermal schrieb sie beweglich: „Ich bitt, Ihr wollt wiederum zu mir ziehen oder mich holen lassen, dann mir die Weil so gar lang ist, daß ich nit weiß, was vor langer Weil soll anfangen." Zu seinem Schaden berücksichtigte der

41) Weber, Aus vier Jahrhunderten, II, 38 fg. Der Verfasser bemerkt zu der angeführten Drohung (a. a. O. 46): „Es scheint fast, als ob man das Nasenabschneiden in Fällen wie der vorliegende damals als eine erlaubte Selbsthülfe der in ihren Rechten gekränkten Gattin betrachtet habe. So liegt uns ein etwas früheres Reskript an den Amtmann zu Delitsch vor, des Inhalts: „„daß er gegen Peter Garkochs zu Leipzig Tochter, welche einer Frau, so mit ihrem Manne gebuhlet, die Nasen eines Theiles abgeschnitten, sich mit der Strafe bis auf weiteren Befehl enthalten und ihr auf ihr Ansuchen Recht wider dieselbe Frau gestatten sollte.""

Herzog solche Klagen und Bitten nicht. Es ist, wie jeder Welterfahrene weiß, eine für die Frauen sehr gefährliche Situation, sich zu langweilen. Auch die arme Herzogin Anna, deren neunzehnjährig Blut ihre Strohwittwerschaft und Kinderlosigkeit um so schwerer ertrug, als sie das Leben an dem belebten und festreichen Hof ihres Vaters mit dem im spießbürgerlichen Koburg vertauscht hatte, erfuhr das. Sie langweilte sich und Aberglaube und Sinnlichkeit thaten das Uebrige, sie zu verderben. Einer jener Gaukler und Wundermänner, wie sie als Vorläufer der großen italischen Schwindler, welche im 18. Jahrhundert die „nordische Dummheit" ausbeuteten, schon im 16. Jahrhundert sporadisch auftraten, war über die Alpen herübergekommen, um die deutsche Wundersucht zu klingender Münze auszuprägen. Er hieß Jeronimo Scotto und nannte sich, wie alle italischen, französischen und polnischen Industrieritter noch heute thun, einen Grafen. Seine Kupplerkünste hatten jenen Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürsten von Köln, in die Liebesbande der schönen Agnes von Mansfeld geführt, welcher den kurzen Liebesglückstraum mit so viel Unglück und Schmach büßen mußte. Im Jahre 1592 befand sich Scotto in Koburg, als Adept des Herzogs Johann Kasimir, welcher wie noch manche Fürsten seiner Zeit viel Geld an die Erlernung der „verborgenen Wissenschaften" wandte, d. h. an unverschämte Gauner wegwarf. Der welsche Gaukler wußte sich auch das Vertrauen der sich langweilenden Herzogin zu erschleichen, indem er ihr versprach, sie fruchtbar zu machen, verführte

sie, verkuppelte hierauf die Gefallene mit einem jungen Hofkavalier und ging endlich mit dem Schmuck der Fürstin durch. Das Verhältniß zwischen der Herzogin und dem Hofkavalier wurde ruchbar, der Herzog ließ die Beiden in Verhaft nehmen, eine Untersuchung anordnen und da bekannte denn Anna im Verhör: „Sie habe mit Scotto mancherlei Unterhaltungen gepflogen und es habe ihr derselbe unter Anderem auch versprochen, daß er sie lehren wolle, fruchtbar zu werden. Also sei sie zu ihm auf seine Stube gegangen, wo er ihre Hand ergriffen und dieselbe auf ein Kreuz gelegt habe, welches aus Pappe geschnitten, mit Charakteren bezeichnet und mit einem Draht belegt gewesen. Dann habe er seltsame Worte gesprochen, aus deren sie nur den Namen der heiligen Dreifaltigkeit herausgehört. Der Draht habe sich um ihre Finger geschlossen, sie sei ihrer nicht mehr mächtig gewesen, habe gegen ihre Pflicht in seinen Armen gehandelt und sich von ihm bereden lassen, sich in Liebe zu ihm zu halten. Scotto habe ihr auch gesagt, sie werde vor ihrem Gemahl sterben und es werde ihr übel gehen. Wolle sie jedoch, daß ihr Gemahl vor ihr sterbe, so solle es ihr wohl gehen. Darein aber habe sie nicht gewilligt. Nachher habe sie sich zu Ulrich von Lichtenstein gesellet, habe mit ihm ungebührliche Spiele getrieben, sich endlich ganz in seine Gewalt gegeben und seiner Umarmungen genossen, wo es sich nur habe thun lassen.“ Weinend fügte sie diesem Geständniß hinzu, „ihr Gemahl möge Alles ihrem Unverstande zurechnen und ihr verzeihen, da sie noch ein junges Mensch wäre. Der Schelm Scotto habe sie

betrogen. Sie bät' um Gnade." Das war vergeblich. Der Schöppenstuhl in Jena zuerkannte ihr und ihrem Buhlen Ulrich die Todesstrafe mittelst des Schwertes. Der Herzog verwandelte jedoch die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß. Die Fürstin wurde demnach zuerst nach Eisenach, dann ins Kloster Sonnenfeld und endlich auf die Veste Koburg gebracht, wo sie i. J. 1613 gestorben ist[42]). Eine noch grellere, aus Gaunerei, Wahn und Wollust gewobene Geschichte hatte in den 60ger und 70ger Jahren des 16. Jahrhunderts zu Wolfenbüttel am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig-Lüneburg gespielt. Der Fürst, welcher sonst zu den besten seiner Zeit gehörte und von seiner liebenswürdigen Frau Hedwig, einer brandenburgischen Prinzessin, zehn Kinder hatte, war plötzlich der plumpsten Beschwindelung durch einen gewissen Philipp Therocyklus (Gräcisirung des Namens Sommerring) verfallen, welcher vorgab, den „Stein der Weisen" bereiten zu können und mittelst desselben den schwächlichen und kränklichen Herzog wieder zum Jüngling zu verjüngen. Als seines Hauptwerkzeugs bediente sich der „verlaufene Pfaff", wie ein zeitgenössischer Berichterstatter den Betrüger nennt, der Anna Ziegler, einer ganz gemeinen Weibsperson, welcher unsere Quelle den wenig schmeichelhaften Titel einer „Angsthure" gibt. Sie war es, welche den Herzog ganz

42) Köhler, Münzbelustigungen, XVI, 26 fg. Curiositäten, I, 101 fg. Die Aktenstücke der Prozedur bei Hellfeld, Beitr. z. Gesch. von Sachsen, I, 17 fg.

fabelhaft bethörte, ihn von seiner Gemahlin abzog und ihn die wahnwitzigsten Dinge glauben machte[43]). Als aber das Treiben des Therocyklus, der Ziegler und ihrer Mithelfer immer toller und frecher wurde, als sie, wie es scheint, der Herzogin sogar nach dem Leben standen, platzte endlich die Schwindelblase und des garstigen Liedes Ende war, daß am 7. Februar 1575 Therocyklus mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt, die Ziegler verbrannt, ihre Spießgesellen gerädert und geköpft wurden.. Es sind häßliche Farben, von welchen wir hier Gebrauch machen müssen, um der sittengeschichtlichen Wahrheit gerecht zu werden, und so dürfen wir auch nicht verschweigen, daß im Reformationszeitalter die Behandlung fürstlichen Frauen von Seiten ihrer Männer mitunter zu einer Rohheit fortging, vor welcher ein Türke zurückschrecken würde. Gab es doch, wie uns Hans von Schweinichen als Augenzeuge erzählt, damals einen Herzog von Liegnitz, welcher schamlos-brutal genug war,

43) In dem zeitgenössischen „Bericht von Anna Zieglerin" heißt es am Eingang: „Die Angsthure Anna Zieglerin giebt vor: Sie sey nur 18 Wochen im Mutterleibe gewesen und hernach in einer besonderen darzu bereiteten Haut mit der Medicina, davon man das Gold machen und Metalle in Gold verändern könnte, erzogen. Sie und ihr Fleisch und Blut dominirte, daß sie aller Unreinigkeit und sonderlich des Menstrui rein und frei sey. Daß sie sey keiner Frauen, sondern allein den Engeln und Marien, Gottes Mutter, zu vergleichen. Welcher Mann auch mag ihrer Liebe genießen, der lebet ohne Krankheit frisch und gesund hundert Jahr länger als andere Männer" u. s. w. Mitgeth. v. Beckmann in d. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1857, S. 557.

in Gegenwart der Pagen seine Gemahlin zur Leistung der ehelichen Pflicht zu zwingen.

Fürstliche Hochzeiten waren die glänzendsten Feste dieser Zeit. Es wurde dabei viel Luxus und große Pracht entfaltet, verbunden mit einem Geschmack, welcher uns nach mehr als einer Seite hin geschmacklos und barbarisch genug erscheint. Festgeber und Gäste, deren Zahl sich gewöhnlich in die Hunderte belief, wetteiferten dabei in Aufwand und die ganze Festgesellschaft schimmerte und schillerte von Sammet und Atlas, Damast und Seide oder gar von Silber- und Goldstoffen. Aus weiter Ferne her ließ man mit großen Kosten nicht nur die Materialien, sondern auch die Modelle des Anzugs kommen und verschrieb fremde Kleiderkünstler und Putzkünstlerinnen [44]). Auf eine glänzende Ausstattung der fürstlichen Bräute ward in der Regel sehr gehalten und namentlich für reichlichen Schmuck derselben gesorgt. So brachte z. B. die Prinzessin Anna ihrem Bräutigam, dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, i. J. 1594 Kleinodien im Werthe von 14,138 Mark zu.

Sehen wir uns so eine vornehme Hochzeitsfeier jener

44) Trotzdem scheinen die deutschen Damen in den Künsten der Toilette gegen die französischen und englischen sehr zurückgestanden zu sein. Als Anna von Kleve im Januar 1540 nach England kam, um sich mit dem Weibermörder Heinrich VIII. zu vermählen, berichtete der französische Gesandte Marillac nach Paris, die Prinzessin habe 12 bis 15 Fräulein mitgebracht, so plump und unpassend gekleidet, daß man sie häßlich finden würde, selbst wenn sie schön wären.

Tage mit an. Johann Wilhelm III., Herzog zu Jülich-Kleve-Berg, hatte um die Prinzessin Jakobäa geworben, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, und im Junimond des Jahres 1585 fand die Vermählung des Paares zu Düsseldorf statt. In der herzoglichen Residenz war man bemüht gewesen, Alles auf's Beste herzurichten, um die vielen geladenen Gäste nach Stand und Würde zu empfangen und zu bewirthen. Für die vornehmeren wurden im Schlosse selbst Zimmer bereit gehalten, ausgerüstet mit „köstlichen Täppichten und anderen herrlichen zierrat." Auch für Küche und Keller war wohl gesorgt, „nicht allein zur notturfft sondern zum vberfluß vnd wollust." Die Braut fuhr mit ihrem Gefolge zu Schiffe den Rhein hinab und hielt am 15. Juni in einer sechsspännigen Kutsche („Gutzwagen") ihren Einzug in Düsseldorf, wobei fürchterlich kanonirt wurde. Vor dem Thore bewillkommte sie der Bräutigam und führte sie in feierlicher Prozession durch die geschmückten Straßen nach dem Schlosse, allwo ihr Schwiegervater und ihre Schwägerin Sibylle sie begrüßten. Sie wurde hierauf in ihre Gemächer geleitet, welche mit Teppichen behangen waren, deren Gewebe Bilder darstellten, so „zur ehelichen Lieb' am meisten und vornehmlich gehörig", d. h. mythologische Szenen von nicht sehr schamhafter Art. Am folgenden Tage zur Vesperzeit bewegte sich die ganze Versammlung zur Schloßkapelle, wo die Trauung stattfand. Vorauf schritten eine Musikbande und ein Dutzend Edelleute, welche Wachsfackeln trugen. Die Braut hatte einen weitausgeschnittenen Rock von „Silberstuck" an, mit Gold

durchstickt, und einen herrlichen „Karakanten“ (Halsband) aus Diamanten und Rubinen. Auf ihrem „niedergeschlagenen“ Haar trug sie ein goldenes Krönlein. Der Hofprediger hielt vor dem Trauakt eine lange Predigt. Dann empfing er von dem Bräutigam einen Ring, welchen er der Braut an den Finger steckte, und von der Braut einen Kranz, welchen er dem Bräutigam aufsetzte. Nach geschehener Einsegnung wurde unter Trompeten- und Paukenschall ein Tedeum gesungen. Hierauf ging es zum Bankett, wobei Edelleute im spanischen Mantel unter Vortritt des Hofmarschalls mit seinem Amtsstab die Speisen auftrugen. Nach beendigtem Mahl begannen in einem Saale, dessen Tapeten geschmackloser Weise allerhand biblische Mordszenen darstellten, die feierlichen Tänze und thaten den ersten der Bräutigam mit der Braut, „denen man mit Flambos vor und nachtantzete.“ Nach dem Tanze verfügte man sich in ein anderes Gemach, wo eine Kollation von Zuckerwerk aufgestellt war in Gestalt eines Gartens mit Bäumen, Felsen, Wasserfällen, Flüssen, Burgen und allerlei Thiergattungen. Nachdem man von diesem Schauessen Stücke abgebrochen und verspeis't hatte, wurden Bräutigam und Braut zum Beilager in die Hochzeitskammer geleitet. Der Morgen des folgenden Tages war der Empfangnahme der Morgengabe und der Hochzeitsgeschenke gewidmet und noch mehrere Tage lang ergötzten sich die Gäste mit Banketten, Ringelrennen, Tänzen, Maskeraden und Feuerwerken[45]. Diese so

45) Diese Angaben sind einer weitschweifigen, i. J. 1587 gedruckten, durch Freiherrn Roth v. Schreckenstein in d. Zeitschr.

festlich begonnene Ehe schlug aber sehr übel aus, indem sie sich zu einem abschreckenden Bild grauenvollen

---

f. d. Kulturgesch. 1859, S. 314 fg. auszüglich mitgetheilten Beschreibung des Festes entnommen. Aus einer Druckschrift v. J. 1599 („Drey schöne vnd lustige Bücher von der Hohen Zollerischen Hochzeyt" von J. Frischlin), welche A. Birlinger 1860 wieder abdrucken ließ, erfahren wir, daß es zu Ende des 16. Jahrhunderts mit dem „Beilager" folgendermaßen gehalten wurde: —

Rheingraff Ottho führt sie (die Braut) hinauff mit fleyß
In jr gezimmer hüpsch und weyß.
Da wartet sie, biß zu jr kam
Der junge Herr und Bräutigam
Mit allen Fürsten, Graffen, Herren,
So folgen theten willig geren.
Vor jnen her Trommeter bliesen,
Die stark in jre Pfeiffen stiessen.
Als nun der Hochborn Bräutigam
Hinauff in sein Schlaffzimmer kam,
Sein Manttel und Kranz legt von sich,
Sein Wöhr und Ketten und gabs gleich
Seim Hofmaister, solchs zu bewaren;
Derselbig thet den fleyß nicht sparen.
Als nun die Fürsten, Herren, Frawen
Stunden in diesem Gemach zu schawen,
Die zween Brautfürer tratten her,
Die Gsponß sie brachten höflich hehr
Und legten sie hinein inns Beth,
Jr weysse Kleyder noch an hett.
Dann legten sie den Bräutigam
Zu seiner Gsponß also zusam,
Die Döcken uberschlagen theten,
Biß sie ein Weyl gelegen hetten.

Familienzerwürfnisses gestaltete. Der Herzogin Jakobäa wurde in Folge eigenen Leichtsinns und auf Betreiben ihrer keineswegs zur Anklägerin berufenen Schwägerin Sibylle ein zuchtloser Wandel schuldgegeben und sie starb 1597 eines gewaltsamen (?) Todes, während ihr beschränkter Gemahl in Blödsinn verfiel [46]).

Bei dieser flüchtig erwähnten kleve'schen Haus-tragödie waren schon Sitten oder vielmehr Unsitten im Spiele, welche auf das Ueberhandnehmen des welschen (italisch-spanischen und französischen) Einflusses auf die deutschen Hof- und Adelskreise hindeuten. Es ist charakteristisch, daß die leichtfertige Herzogin Jakobäa an den Possen italischer Komödianten ein besonderes Wohlgefallen hatte und daß ihre tückische Schwägerin Sibylle mündlich und schriftlich im Gebrauche französischer Phrasen sich gefiel. In Wahrheit, ein Geschichtschreiber der deutschen Frauenwelt, welcher lieber wahrhaftig als

---

Gar bald sie wider auffgestanden,
Die Fürsten, Herren seind vorhanden,
Wünscht jeder da für seinen theyl
Dem Bräutigam und Braut vil heyl,
Vil glücks und gutten segen reich;
Darnach lugt jeder, das er weich'
Und selber in sein Kammer kumb,
An seinem schlaff auch nichts versumb.

46) Vgl. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Bd. 4, S. 291 fg. „Der Ausgang des Hauses Kleve", und die Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen (Beer's von Lahr) am Hofe Johann Wilhelm's III. (Düsseldorf 1834).

galant sein will, hat die leidige Pflicht, zu sagen, daß an der unglückseligen Verwelschung unseres Landes, wie sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anhob und im 17. vollendet wurde, die Frauen in hohem Grade mitschuldig waren. Wie leider noch heute, konnte schon damals jede von der leichtfertigen Koketterie, der blanken Narrheit oder der gierigen Berechnung in Frankreich ausgeheckte Mode darauf zählen, diesseits des Rheins eifrigst nachgeahmt zu werden. Diese thörichte Unterwerfung des heimischen Geschmackes unter die Launen und Berechnungen eines von einem Extrem ins andere springenden, zu jeder Art von Komödienspiel prädestinirten Volkes war aber noch nicht das Schlimmste; denn am Ende darf man unbedenklich zugeben, daß die Franzosen von jeher mehr Schneidergenie besaßen als wir und eben auch mit dieser Gabe zu wuchern berechtigt waren und sind. Aber die Nachäffung der französischen Moden durch die deutschen Damen und Herren — denn die letzteren waren hierin keineswegs verständiger als die ersteren — beschränkte sich nicht auf die lächerlich-wichtigen Mysterien der Schneiderwerkstatt und des Putztisches. Sie schmeichelte den deutschen Geist vielmehr in eine Erschlaffung hinein, welche ihn gewöhnte, alles Ausländische, auch das Verwerflichste, als etwas Mustergültiges anzusehen und demselben Vaterländisches, auch Löblichstes, nachzusetzen. So kam es, daß die Mode zur Vermittlerin und Schmugglerin des raffinirten Sittenverfalls wurde, welcher im 16. Jahrhundert die romanischen Länder angefressen hatte; so kam es, daß Deutschland in jene beklagens-

werthe geistige Abhängigkeit vom Ausland, insbesondere von Frankreich gerieth, welcher erst im 18. Jahrhundert die glorreichen Thaten der Heroen unserer Literatur wieder ein Ende machten.

Selbstverständlich war es jedoch nicht die Herrschaft welscher Moden allein, welche unserem Lande die Stellung der leitenden geistigen Großmacht Europa's, zu der die Reformation es für eine Weile erhoben hatte, bald wieder entzog. Es haben dabei zwei Motive von weltgeschichtlicher Bedeutung mitgewirkt: der Jesuitismus und der Calvinismus — jener die spanisch-östreichische Politik bestimmend, dieser von der französischen als ein vergifteter Keil in das deutsche Reich hineingetrieben, — beide so unheilvoll für unser Land, daß es schwer zu sagen sein dürfte, welchem von ihnen das größere Maaß von Verderben innegewohnt habe ..... Der Jesuitismus war die Antwort der romanischen Welt auf die germanische Reformfrage. Vermöge seiner wunderbar klug ausgedachten Organisation, vermöge seiner beispiellosen, ins Heldisch-Erhabene gehenden Disziplin hätte der Jesuitenorden auf der Weltgeschichtsbühne eine Rolle spielen können, wie so ruhmreich und gesegnet keine andere Korporation jemals sie gespielt. Aber die Gesellschaft Jesu war ein romanisches Institut, also von vorneherein dem Verständniß der Gesetze organischer Entwicklung verschlossen und das Heil nur in der blinden, unverrückbaren Autorität erblickend. So trat sie dem Prinzip der freien Selbstbestimmung des Menschen, welches im Protestantismus zum ersten Mal als sittliche und politische

Macht sich angekündigt hatte, als eine Geisterpolizei gegenüber, der sich das romanisirte habsburgische Haus als eines Werkzeuges zu bedienen glaubte, während es doch in Wahrheit selbst nur eine, wenn auch sehr bedeutende Ziffer in dem weltumfassenden Kalkul des Jesuitismus war. Auseinanderzusetzen, wie im Gefolge der jesuitischen Reaktion, welche den kaiserlichen Hof, wie die übrigen katholischen deutschen Höfe lenkte, das spanisch-italische Fremdwesen im Verlaufe des 16. Jahrhunderts mehr und mehr in den katholischen Gesellschaftskreisen Deutschlands Eingang fand, ist hier nicht der Ort. Es genügt, auf diese feststehende Thatsache im Allgemeinen hingewiesen zu haben, mit der Bemerkung, daß die Dogmatik der Jesuiten ebenso energisch den spanischen Dunkelgeist in unser Land zu verpflanzen suchte als ihre läßliche und bequeme Moral der Einführung italischer Laster mit einer Duldsamkeit zusah, welche wohl wußte, daß man die Geister entnerven muß, um sie recht widerstandslos zu beherrschen.

Während so der Jesuitismus vom Süden her an der Entnationalisirung Deutschlands arbeitete, geschah dasselbe vom Westen her mittelst der Verbindung des französischen Hofes mit den deutschen Protestanten. Mit jener Perfidie, welche die französische Politik zu allen Zeiten charakterisirt hat und sie für alle Zeiten charakterisiren zu sollen scheint, haben von Franz I. an die Könige Frankreichs es sich angelegen sein lassen, die deutschen Protestanten gegen das katholische Reichsoberhaupt zu unterstützen, während sie, mit Ausnahme Heinrich's IV., die

Reformirten im eigenen Lande mit grausamer Härte verfolgten. Es mag für die deutschen Protestanten eine Nothwendigkeit gewesen sein, diese französische Perfidie sich zu Nutzen zu machen; aber daß die unnatürliche Verbindung für Deutschland in politischer, intellektueller und sittlicher Beziehung von den verderblichsten Folgen gewesen, ist dessenungeachtet sonnenklar. Der Hof der „Lilien“ — nie ist ein reineres Sinnbild zu Gunsten einer befleckteren Sache entweiht worden — wurde leider das angestaunte und eifrig nachgeahmte Vorbild einer Menge von deutschen Fürsten und Edelleuten. Mit der französischen Redeweise und Bildung, den französischen Moden und Bräuchen kam auch die französische Lüderlichkeit nach Deutschland herüber, jene gränzenlose, raffinirte Lüderlichkeit, welche durch ein gemäßigteres Wort nicht hinlänglich gezeichnet wird und welche zu charakterisiren man nur die Namen von Franz I., Heinrich III. und Heinrich IV. zu nennen braucht. Die Politik allein wäre indessen nicht im Stande gewesen, der französischen Sündflut in Deutschland Raum zu schaffen, wenn diese in der Konfession Calvin's nicht eine Gelegenheitsmacherin gefunden hätte. Zwar führte schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Bestreben, das „elegante“ Wissen, wie es auf den französischen Universitäten daheim war, sich anzueignen, viele junge und der französische Kriegsdienst viele junge und alte Herren aus Deutschland nach Frankreich; aber doch war damals wie das französische Wesen überhaupt so auch die französische Sprache in unserem Lande noch so wenig bekannt, daß die schmal-

kaldischen Bundesgenossen nur deutsch oder lateinisch mit dem französischen Kabinett briefwechselten. Erst dann, als so einflußreiche deutsche Höfe, wie der kurpfälzische und hessische waren, dem Calvinismus sich zugewandt hatten, war für das Franzosenthum bei uns eine feste Stätte gefunden, von welcher aus es erfolgreiche Eroberungszüge machen konnte und wirklich machte [47]).

Unsere nationale Entwicklung hat darunter unsäglich gelitten. Die vornehmen Stände wetteiferten förmlich in ehrvergessener Nachäffung von Fremdem und so öffnete sich zwischen ihnen und dem Volk eine Kluft, welche noch heute lange nicht ausgefüllt ist. Alles Vaterländische galt dieser äffischen Gesinnung für roh und gemein, alles Ausländische für fein und nobel. Unsere edle Sprache, durch Luther auf eine neue Grundlage von Granit gestellt, mußte bei Leuten „von Welt“ französischem Genäsel oder italischem Gelispel oder einem abscheulichen Mischmasch aus deutschen, lateinischen, französischen, italischen und spanischen Sprachfetzen weichen [48]). Während sich auf

47) M. s. die Nachweise, womit Barthold in seiner Gesch. der Fruchtbringenden Gesellschaft, S. 12 fg., seinen Satz stützt: „Der Calvinismus des 16. Jahrhunderts ist der Weg, auf welchem das Fremde (d. i. das Französische) in Sprache, Sitte und Denkweise in Deutschland eindrang und zu Anfang des 17. Jahrhunderts eines großen Theils fürstlicher und adeliger Kreise sich bemächtigte.“

48) Vortrefflich wurde diese „alamodische“ Sprachmengerei gegeißelt in der aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stammenden „Deutschen Satyra wider alle Verterber der deutschen Sprache“, wieder abgedr. im Weimar. Jahrbuch, I, 296 fg.

Seiten der kaiserlich-katholischen Partei das Leben in den steifen und geistlosen römisch-spanischen Formen fortschleppte, herrschten auf Seiten der widerkaiserlich-protestantischen die französische Sprache, Bildung und Galanterie. Also hüben und drüben wurde gleich viel gesündigt und beide Parteien haben es gleichermaßen verschuldet, daß sich das 17. Jahrhundert für unser Vaterland zu einer Periode des Jammers und der Schmach gestaltete, worüber ein deutsches Herz noch jetzt sich entsetzen muß. Wir werden betrachten, wie in dieser Unglückszeit die deutschen Frauen gestellt waren. Weil aber in der bezeichneten Periode das deutsche Leben überhaupt vom ausländischen abhängig und auch das frauliche wesentlich ein Produkt der Nachahmung fremder Vorbilder gewesen ist, so scheint es räthlich, zuvor die Stellung des schönen Geschlechts, wie sie im 16. und 17. Jahrhundert in Frankreich, Italien und Spanien war, ins Auge zu fassen, was im nächsten Kapitel geschehen soll. Es dürften sich daraus mannigfach-bedeutsame sittengeschichtliche Parallelen ergeben.

Zweites Kapitel.

Zur Vergleichung.

Die Renaissance in Frankreich. — Begründung des modernen Hofstyls und Maitressenwesens. — Die französische Galanterie unter Franz I., Heinrich III. und Heinrich IV. — Die Regentschaft der Anna d'Autriche. — Ludwig XIV. — Die französische Gesellschaft in den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. — Von den Italienerinnen. — Die spanischen Frauen im 16. und 17. Jahrhundert.

Der moderne französische Hofstyl, in allen seinen Umbildungen bis zur großen Revolution herab für die meisten europäischen Höfe das Vorbild, ist, wie Jedermann weiß, im Zeitalter der Renaissance aufgekommen. Franz der Erste, der glänzende Wüstling, der elegante Bauherr, der „Père de la venerie“, der geschmackvolle Kenner der Künste und der Frauen, war der Begründer und Pfleger dieser Kunst höfischer Lebensführung, die aus dem Mittelalter die ritterlichen Formen herübernahm und damit alle die feineren Reizungen und Genüsse verband, welche die an den klassischen Studien neuentzündete literarische und künstlerische Thätigkeit an die

Hand gab. Der Humanismus, schon in seinem Namen einen bedeutsamen Gegensatz zum Theologismus ausprägend, war in Frankreich nicht wie in Deutschland die Herzenssache einer auf ernste religiöse und politische Ziele gerichteten Vorschrittspartei, sondern weit mehr nur ein Spielzeug vornehmer Eleganz. Auch in Frankreich stellte er der ewigen Litanei vom Jenseits die realistische Botschaft vom Diesseits gegenüber; aber während mittelst derselben bei uns die edelsten Geister eine große soziale Reform anstrebten, begnügte man sich in Frankreich, wie in Italien, die aus der wiedererweckten Kenntniß des klassischen Alterthums fließenden Anregungen zur Verfeinerung des Lebensgenusses auszunützen.

Bei diesem Mangel an idealem Gehalt mußte die Renaissance in Frankreich nothwendig andere Resultate haben als in Deutschland. Diesseits des Rheins ist der humanistische Geist im Protestantismus — womit nicht etwa die protestantische Kirche gemeint ist — eine Lebensmacht geworden, welche alles das schuf, was unser Ruhm und Stolz: die deutsche Wissenschaft, Literatur und Kunst. Jenseits des Rheins gab die Renaissance Stimmung, Mittel und Wege an die Hand, die modern-romanische absolute Königsmacht so zu sagen künstlerisch auszubilden. Der Charakter dieses Königthums war von vorneherein ein tiefunsittlicher. Das deutsche Wort Falschheit reicht kaum aus, die Perfidie einer Politik zu bezeichnen, welche den Protestantismus im eigenen Lande mit brutaler Grausamkeit unterdrückte zur gleichen Zeit, wo sie denselben auswärts unterstützte, und man muß Brantome lesen, um

die ganze Frechheit der Lasterwirthschaft kennen zu lernen, welche dem modernen französischen Hofleben von Anfang an eigen war. Man hat den genannten Autor freilich als den „Skandalchronisten“ seiner Zeit (1527—1614) bezeichnet, aber was konnte er dafür, daß seine Zeit eine Skandalzeit gewesen ist? Angenommen sogar, er habe in Einzelnem übertrieben, zeugt doch sein naiv-ungezwungener Ton für seine Wahrhaftigkeit im Ganzen. Und was für sittliche, d. h. unsittliche Anschauungen mußten in einer Zeit herrschen, wo Geschichten, wie Brantome sie erzählt, augenscheinlich eine Lieblingsunterhaltung der vornehmen und gebildeten Kreise ausmachten! Wie charakteristisch ist es, daß der Mann gerade bei seinen skandalösesten Boudoir- und Schlafzimmeranekdoten fast nie unterläßt, die Heldinnen derselben sehr ehrbare („très honnestes“) Damen zu nennen! Schon in der Pflege ihrer körperlichen Reize entwickelten diese „sehr ehrbaren“ französischen Damen eine so fabelhafte Schamlosigkeit, daß unsere Sprache dieselbe auch nur anzudeuten sich weigert[49]), wenngleich die Muse der Sittengeschichte keine Prüde ist und keine sein darf.

Franz der Erste nimmt unter den Königen und Staatsmännern, welche die französische Monarchie aus einem Feudalstaat zu einer unbeschränkten Despotie umbildeten, unstreitig eine vorragende Stelle ein. Er schon hätte jenes Wort rasender Selbstsucht sprechen können,

---

49) Brantôme, Oeuvres (Londres 1779), III, 303 seq.

welches nachmals Ludwig der Vierzehnte sprach: — „L'état c'est moi.“ Denn schon dem Valois war die Königsmacht nur ein Mittel zur Befriedigung persönlicher Gelüste. Der Subjektivismus der Renaissancezeit hat in diesem Fürsten seinen frivolsten Repräsentanten gefunden. Der Staat war, glaubte er, nur um seiner willen da. Ausschweifend, wie er gewesen, beförderte er durch sein Beispiel die Ausschweifung; aber er that es mit einer Art künstlerischer Anmuth, wie das von einem König, der sich im Umgange mit Männern wie Marot, da Vinci und Cellini gefiel, nicht anders sich erwarten ließ. Ein galanter Herr, machte er die Galanterie zu einem Element der Regierungskunst. Er war der Begründer jenes Maitressenthums, welches bald einen so wichtigen Theil des französischen Staatswesens ausmachen sollte, auf die Stellung der Frauen in ganz Europa eine so bedeutende Einwirkung gewann, unter dem vierzehnten Ludwig ein offiziell anerkanntes Attribut des absoluten Königsthums wurde und unter Ludwig dem Fünfzehnten die königliche Majestät, an die Unterröcke von Dirnen wie die Pompadour und die Dubarry geheftet, durch den Koth schleifte.

Ludwig der Elfte hatte den französischen Adel gedemüthigt, Franz der Erste verknechtete denselben, indem er ihn zwang, am Hofe zu leben. Der König machte die Barone zu betitelten Lakaien, ihre Frauen und Töchter zu seinen Odalisken. Letzteren Zweck zu erreichen, wurden im Nothfall unerlaubteste Künste, niederträchtigste Listen in Anwendung gebracht. So, als es galt, die Gräfin

von Chateaubriant an den Hof zu locken, jene schöne Unglückliche, welche ihr Gemahl den kurzen Liebesrausch, dem sie in den Armen des Königs sich hingegeben, nachmals mit dem Tode büßen ließ[50]). Sein künstlerischer Sinn hielt auch Franz den Ersten keineswegs ab, seine Absichten bei Gelegenheit mit der ganzen Brutalität eines vollendeten Despoten durchzusetzen. So jagte er eines Nachts einen seiner Hofherren, welcher seine Frau zu ermorden drohte, falls sie den König ihr Bett theilen ließe, mit gezogenem Degen aus dem Schlafzimmer und nahm den Platz des Entehrten ein. Brantome, welcher diese Geschichte erzählt, setzt hinzu, diese Dame sei sehr glücklich gewesen, einen so tapferen Beschützer zu finden, denn seitdem habe es ihr Gatte nie mehr gewagt, ihr ein Wort darüber zu sagen, und habe sie Alles nach ihrem Gefallen thun lassen[51]). Wie der Herr, so die Diener. Bonnivet, der Günstling des Königs, bestürmte die Schwester desselben, die schöne und geistvolle, auch als Schriftstellerin aufgetretene Marguarite von Navarra, mit Liebesanträgen. Abgewiesen, war er frech genug, mittelst List und Gewalt zum Ziele kommen zu wollen. Er lud den ganzen Hof auf sein Jagdschloß ein und ließ der Prinzessin ein Schlafgemach anweisen, in welches er sich, als er sie eingeschlafen glaubte, mittelst einer Geheimtreppe einschlich, um die Schwester seines Königs im Sturme zu erobern. Die Prinzessin erwachte, entwand

50) Galanteries des Rois de France, II, 4 seq.
51) Brantôme, III, 18.

sich entrüstet den Armen des Verwegenen, und da er ihres heftigen Widerstandes ungeachtet nicht ablassen wollte, richtete sie ihn mit ihren Nägeln so arg zu und rief so laut um Hülfe, daß der Unverschämte endlich entfliehen mußte. Der König lachte nur zu diesem Abenteuer, welches die Prinzessin in der vierten ihrer Novellen selbst erzählt hat[52]). Es kennzeichnet die Moral jener Tage, daß einer königlichen Dame Solches ungestraft widerfahren konnte. Freilich sorgten die Frauen des französischen Hofes dafür, daß die Herren den Glauben an weibliche Tugend für eine Thorheit ansehen konnten. Alle Berichte müßten lügen, wenn wir bezweifeln sollten, daß die Weiber mit den Männern in Zügellosigkeit wetteiferten. Sogar in unnatürlichen Lastern, wie Brantome mit der größten Seelenruhe berichtet. Aber es ist unmöglich, seine haarsträubenden Geschichten von den Tribaden („Fricatrices") seiner Zeit nachzuerzählen[53]). Ihm zufolge verzweifelten die Ehemänner zuletzt daran, selbst vermittelst sogenannter „Keuschheitsgürtel" die unrechtmäßigen Begierden ihrer Frauen im Zaum halten zu können, und so begreift man, daß zur Zeit Franz des Ersten in Frankreich das Sprüchwort umgehen konnte: „Qui voudroit garder qu'une femme n'aille du tout à l'abandon, il la faudroit fermer dans une pippe et en jouir par le bondon." Ebenso, daß ein italischer Fürst, welcher eine französische Prinzessin heim-

52) Nouvelles de la Reine M. 33 seq.

53) Brantôme, III, 209 seq.

geführt, am Morgen nach der Hochzeitnacht voll Verwunderung ausrief: „Voilà un grand miracle, que cette fille soit ainsi sortie pucelle de cette cour de France“ [54]).

Wenn unter Franz dem Ersten die französische Galanterie sich im Allgemeinen wenigstens noch den Schein ritterlicher Courtoisie zu geben suchte, so versank sie unter Heinrich dem Dritten vollends in einen Schmutz, wie er vor Zeiten an den Höfen eines Caligula, Nero und Elagabal sich angehäuft hatte. Der König ließ sich in seinen widernatürlichen Lüsten so schamlos gehen, daß er sich sogar nach Nero's Vorbild mit einem seiner „Mignons“ förmlich vermählt haben soll [55]). Der

---

54) Derselbe, III, 148, 206.

55) Galant. des R. de Fr. II. 182. Unglaublich ist die Sache keineswegs. Raumer hat in seinen zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts geschriebenen „Briefen aus Paris“ (1831), I, 329, aus einer französischen Handschrift folgende furchtbare Züge aus dem Lasterleben dieses Königs lateinisch wiedergegeben. Aliquando invitavit omnia scorta Parisina maxime famosa, ut venirent in oppidum St. Cloud, easque carpentis eo deduci jussit; ubi quum advenissent, in nemore eas denudari jussit; similiter milites Helvetios prorsus denudari jussit (et) in venationem immisit, spectans voluptatem. — Frequentabat ille (rex) matronas (Nonnen?) de Bel — ncourt et corolla sua precatoria vulvas earum demetiebatur; alteram altera majorem habere dicens. — Vim inferri jussit mulieribus honestis, quas in cubiculum suum adduci praetextibus quibusdam curaverat. — Ipse et omnes ipsius sodales insimulabant sodomiae. — Margaretha Valesia narrabat episcopo de Grasses, fratrem suum Henricum III.

Lebenswandel seines Nachfolgers, Heinrich's des Vierten, war bekanntlich wenig geeignet, sittenbessernd zu wirken, und es kann doch wohl kaum als ein Verdienst gelten, wenn ihm nachgerühmt wird, daß er in seinen Ausschweifungen wenigstens die Wege der Natur eingehalten habe. Die Hofhaltung dieses Königs bot die seltsamsten Kontraste: hier die energische Beschäftigung mit kolossalen, die Karte von Europa mit vollständiger Umänderung bedrohenden Plänen — die Franzosen gebärdeten sich ja bekanntlich schon damals als die „Civilisatoren" von aller Welt, ohne jemals ernstlich bei sich selber anzufangen — dort eine halbtolle Frivolität, welche mitunter sogar einen so ernsten Rechner und Staatsmann wie Sully an ihrem Thorheitsbande gängelte. Sollte man es glauben, daß es des berühmten Ministers Lieblingsvergnügen war, Abends in seinem Kabinett sich auf der Laute Tanzweisen vorspielen zu lassen und, wunderlich ausstaffirt, diese Tänze ganz allein zu tanzen, während etliche übelberufene Hofherren und noch übler berufene Frauenzimmer die Zuschauer machten und mit dem Tanzenden allerlei grobe Späße trieben[56]? Unter dem melancholischen drei-

nunquam cum ipsa concubuisse, nisi per vim .... Alle diese Bezüchtigungen haben freilich einen stark liguistischen Beigeschmack, was Raumer anzumerken vergaß; allein die widernatürlichen Sünden des Königs waren allbekannt und die allgemeine Verachtung, in welche er fiel, bezeugt, daß er der Verdorbenste unter den Verdorbenen eines zuchtlosen Hofes gewesen.

56) „Bouffonnoient avec lui", lautet der Ausdruck bei Tallemant de Réaux, welcher in seinen Historiettes (I, 147) von Sully's Tanzsucht redet.

zehnten Ludwig nahm der Hof eine etwas trübseligere Miene an, doch hielt sich im Ganzen der unter Heinrich dem Vierten herrschend gewesene Ton. Daher konnte denn auch der gewaltige Beherrscher seines Königs und Landes, der Kardinal Richelieu, auf den barocken Einfall kommen, mittelst Balletttänzersprüngen um die Liebe der Königin, Anna d'Autriche, zu werben[57]). Mehr Erfolg hatte nach dieser Richtung hin sein Nachfolger, der glatte Mazarin, mit welchem auch das „italische Laster" in Frankreich wieder Mode wurde. Wie unbefangen selbst Damen ersten Ranges diese Abscheulichkeit nahmen, bezeugt uns der Umstand, daß die Wittwe Ludwig's des Dreizehnten, der man bekanntlich die zärtlichsten Beziehungen zu Mazarin schuldgab, eines Tages zur Frau von Hautefort sagte, es sei Nichts daran, weil, wie sie lachend beifügte, der Kardinal die Frauen nicht liebe; er sei ja ein Italiener[58]). Man kann gerade nicht sagen, daß die Regentschaft Anna's von Oestreich die französischen Hofsitten wesentlich zum Bessern gelenkt habe. Kaum daß der äußerliche Anstand etwas mehr gewahrt wurde. Zwar kam es jetzt nicht mehr vor, daß, wie unter Heinrich dem Vierten geschehen, ein junger Parlamentsrath eine nicht näher zu bezeichnende rohfaunische Manier, den Schönen seine Liebe zu erklären, erfand und übte[59]), aber wie mußte es trotzdem mit den Sitten einer

---

57) Mémoires de Loménie de Brienne, I, 274.
58) Mém. de la Porte (Petitot'sche Samml. LIX, 400).
59) Journal de Henri IV., III, 283.

Zeit bestellt sein, wo eine öffentliche Dirne, die vielberufene Ninon de Lenclos, so sehr als Muster der feinsten Lebensart galt, daß vornehme Mütter ihre jungen Töchter bei derselben einführten, um guten Ton zu lernen? Die Königin duldete es auch, daß ihre Ehrenfräulein den ausgelassensten Liebesintriken sich überließen. Eine dieser „Filles d'honneur", Mademoiselle de Guerchi, wurde sogar zu wiederholten Malen schwanger, ohne deßhalb ihre Stelle zu verlieren [60]). Die französische Hofgeschichte von damals war in Wahrheit eine „Chronique des ruelles" [61]). Alle die großen Damen, welche, dem erotischen Ränkespiel das politische gesellend, zur Zeit der Fronde eine mehr oder weniger vortretende Rolle spielten, die Duchesse de Longueville, die Duchesse de Chatillon, Madame la Palatine, Madame de Guimenée, Madame und Mademoiselle de Chevreuse und Andere, huldigten in der Liebe mehr oder weniger freien, mehr oder weniger skandalösen Grundsätzen. Am gemeinsten trieb es die Duchesse de Montbazon [62]).

Ludwig der Vierzehnte, dem in Jünglingsjahren eine der Nichten Mazarin's, Maria Mancini, eine romantische

---

60) Galant. des R. de Fr. III, 168, 186.

61) In den Bettgassen (ruelles) empfingen nämlich die Damen jener Zeit, im Bette liegend, ihre Besuche, welche in dem Zwischenraum von Wand und Bett Platz nahmen.

62) S. über diese Messaline das Urtheil des Kardinals de Retz. Mémoires, II, 30 seq. Frau von Motteville sagt in ihren Memoiren (I, 262) von ihr: „Je n'ai jamais vû une personne, qui ait conservé dans le vice si peu de respect pour la vertu."

Neigung eingeflößt hatte, umgab seine Liebschaften mit dem ganzen Pomp einer Etikette, welche auch in seinen Ausschweifungen den Erdengott erkennen lassen sollte. Unter seinen Maitressen hat wenigstens eine, die unglückliche La Vallière, welche den König wirklich liebte, Anspruch auf unser Mitgefühl[63]). Ich schreibe aber keine Hofgeschichte Frankreichs, und ganz abgesehen davon, daß die Schilderungen des französischen Hof- und Gesellschaftslebens unter Ludwig dem Vierzehnten in so allbekannten zeitgenössischen Büchern, wie die berühmten Memoiren des Duc de Saint-Simon und die Briefe der Madame de Sévigné sind, jedem Gebildeten in der Erinnerung stehen, kam und kommt es mir im Vorstehenden und Nachfolgenden nur darauf an, in flüchtigen Umrissen die fremden Sitten zu zeichnen, welche leider vom 16. Jahrhundert an in Deutschland der Nachahmung werth gehalten und wirklich nachgeahmt wurden. Es dürfte jedoch, um das Unglück dieser Nachahmung in seinem ganzen Umfang erkennen zu lassen, gerechtfertigt sein, wenn ich eine deutsche Berichterstatterin über die französischen Sitten zur Zeit Ludwig's des „Großen“ und des Regenten redend hier einführe.

Jedermann erräth, daß ich die Herzogin von Orleans, die i. J. 1652 zu Heidelberg geborene pfälzische Prinzessin Elisabeth Charlotte meine, eine der geistvollsten,

---

63) „Madame de la Vallière étoit née tendre et vertueuse. Elle aima le roi et non la royauté.“ Souvenirs de Mad. de Caylus, II. edit. pag. 24.

charakterstärksten Frauen ihrer Zeit, welche, an Monsieur, d. h. den Bruder des vierzehnten Ludwig's, 1671 widerwillig verheiratet und durch diesen Mutter des Regenten (Duc d'Orleans), inmitten des sinnverwirrenden Babel von Paris ihr deutsches Gemüth und ihren deutschen Geist sich bewahrte. („Ich habe noch allezeit ein teutsches Hertz undt gemüthe", schrieb sie am 17. November 1708 aus Versailles.) Was sie am französischen Hofe sah, hörte und erlebte, hat sie in deutschgeschriebenen Briefen an mehrere Verwandte und Bekannte, insbesondere an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise, mit köstlicher Naivetät erzählt. Die Franzosen sind freilich von dieser Naivetät wenig erbaut und beschuldigen die Prinzessin der Neigung zur Medisance. Aber wenn es auch wahr ist, daß sie ihrer Zunge oder Feder keinerlei Zwang anthat und, ganz der französischen Manier entgegen, häßliche und häßlichste Dinge ohne Weiteres bei ihren Namen nannte, wenn es ferner wahr ist, daß sie, ihrem eigenen Ausdrucke zufolge, zuweilen „gritlich (krittlich) war wie eine wantlauß" und demnach nicht immer geneigt, die Sachen im rosenfarbenen Lichte zu sehen, so kann dennoch weder die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe, noch ihre Wahrheitsliebe einem ernstlichen Zweifel unterliegen, obzwar einzelne Irrthümer und Uebertreibungen in ihren Berichten mitunterlaufen. Hören wir daher die unschätzbare Zeugin über die Sittenzustände eines Hofes ab, nach welchem die deutschen Höfe so lange als nach ihrem Vorbilde hingeblickt haben. Wir verzichten jedoch darauf, in die bunte Mosaik der anzuführenden Briefstellen Ordnung

und System zu bringen. Es würde das eine eigene und weitaussehende Arbeit erfordern und vielleicht ist diese Mosaik in ihrem planlosen Durcheinander nur um so anziehender. Die Briefe, welche wir ausziehen, sind an die Raugräfin Luise und an die Prinzessin Karoline von Wales, geborene Prinzessin von Anspach, gerichtet und ihr Inhalt und Ausdruck zeigt recht charakteristisch und ergötzlich genug, worüber und wie zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts Prinzessinnen mit einander briefwechselten ..... „Das dantzen ist Nun gantz auß der moden, hir In frankreich so baldt assambléen sein, thut man nichts alß landtsknecht spiellen, diß spiel ist ahm meisten In vogue, aber die jungen leutte wollen nicht mehr dantzen[64]). — Diß landt ist greulich verführisch vor Junge leutte und sie Erwerben mehr Ehre Im Krieg alß hir nichts Zu thun alß herumb Zu schlendern und Zu desbauchiren, wozu unter unß gerett mein sohn Nur gar zu viel inclination hatt und meint, weillen Er Nur die weiber lieb hatt und nicht von der anderen desbauchen ist, so jetzt hir gemeiner ist als In ittallien, so meint Er, man solle Ihn noch dazu loben. Waß noch

64) Im 17. Jahrhundert grassirte die Spielwuth förmlich unter den französischen Damen. Vgl. Renée, Les nièces de Mazarin, notes, B. Auch das „Mogeln" verstanden die Spielerinnen nicht minder als die Spieler. Frau von Staal erzählt in ihren Memoiren von einer Spielerin jener Zeit: „Die Herzogin de la Ferté ließ ihre Lieferanten, Schlächter, Bäcker u. s. w. zusammenkommen und spielte mit ihnen Landsknecht. Sie sagte mir ins Ohr: Ich betrüge sie, weil sie mich bestehlen."

mehr ist, die weibsleutte sein in einander Verliebt, welches mich noch mehr Eckelt alß alles. — Das Sauffen ist gar gemein bey die weiber hir in frankreich undt Mad. de Mazarin hatt eine dochter hinterlassen, so es auch Meisterlich kan, die marquise de Richelieu. Die Marquise ist auff allerhandt weiß abscheulich desbauchirt, legte sich Eins mahls hir in Monsieur le dauphins bett, ohne daß Er sie darumb gebeten, umb bey Ihm zu schlaffen. — Hir findet man gar wenig weibsleutte so nicht von natur coquet sein undt ist es recht rar, wenn man Eine findt so es nicht ist[63]). — Im opera von Alceste singt man: L'hymen destruit la tendresse, il rend l'amour sans attraix — undt ein cavalier so vor Ein jahr gestorben sagte alß: quel amour quen puisse dais qu'en entre au lit d'himen lamour sort du coeur. — Seidt Ihr so Einfältig zu glauben daß Junge Mansleutte bey itzigen Zeitten ohne metressen leben? Das verunehrt Einen herrn gar nicht. — Es ist eine abscheuliche sach

63) Bei diesem Vorwurf angeborener Koketterie, welchen die ehrliche Elisabeth Charlotte den Französinnen macht, kommt mir eine charakteristische Parallelstelle aus den Erinnerungen einer neueren Beobachterin zu Sinne. Helmina von Checy („Unvergessenes", I, 216) erzählt nämlich: „Ich sah einmal (zur Zeit des Konsulats) zwei niedliche Mädchen durch den Tuileriengarten gehen. Die eine faltete den Rock ihres Kleides mit großer Sorgfalt zusammen und fragte dann das Schwesterchen: Anna, ist auch mein Bein zu sehen? Dies war sehr zierlich geformt, Anna bejahte und die Kleine war zufrieden. Eine andere Kleine, von deren schönen Augen man schon gesprochen, sagte: Die Sonne thut meinen schönen Augen weh."

mitt dem Tabaque. Es ärgert mich recht, wen Ich hir alle weibsleut mitt den schmutzigen Naßen, als wen sie sie in Dreck mitt Verlaub gerieben hetten, daher kommen undt die finger in alle der Männer Tabactiere stecken sehe. — Die Aebtissin von Mautbuisson, Louise Hollandine, fille de Frederic V. Electeur Palatin — (also eine geborene Deutsche, aber vollständig französirt und durchaus würdig, eine Französin zu sein[66]) — hat so viel Bastarts gehabt, daß sie schwur: par ce ventre, qui a porté 14 enfants. Die impuissants machten sie ohnmächtig und sie konnte sie von ferne riechen. Man erzählet von dieser Dame, daß um sich ein oeil tendre zu machen und um wohl auszusehen, hatte sie einen Kammerdiener, der mußte wenn sie auf einen Ball ging in ihrem vollen Putze und aufrecht mit ihr zuhalten. — Die Maréchalle de la Ferté wollte einem von ihren Amants erweisen, wie lieb sie ihn hätte. Ich weiß nicht, welcher es war, denn sie hat ihrer so viele gehabt als Tage im Jahre sind; wo mir aber recht ist, so war es der kleine Comte de Marsan. Der hatte ihr einmal vorgeworfen, daß sie ihn nicht recht lieb hätte. Sie sagte: je vous donnerai des preuves convaincantes. Quand je vous sais seulement en même lieu où je suis, je me sens dans une agitation comme si j'avois la fièvre. Wie er aber dies nicht glauben wollte, gab sie ihm eine Nacht ein rendezvous; wie er bei ihr im Bette

66) Von den skandalösen Abenteuern dieser Dame erzählen die Memoiren von Mad. de Montpensier (I, 220) Näheres.

war, ziehet sie ihm die Decke übern Kopf und sagt: Ne parlés pas, ou vous êtes perdû! ruft ihre Leute und läßt ihren Doctor holen. Wie er ihr den Puls fühlt, fragt sie: He bien, que trouvés vous? Der Doctor antwortet: Madame, vous avés une grande agitation et une fièvre très violente. Vous devriés vous faire saigner. Sie sagte: Une autre fois, je n'en ai pas tems présentement. Wie Doctor und Kammermagd wieder weg waren, sagte die Maréchalle: He bien, étes-vous content? Je vous ai tenu parole. Er sagte: Qui, mais vous m'avez fait grande peur. — Madame Christine[67]) war eine galante Dame, wiewohl sehr ausgewachsen. Die große Mademoiselle hat mir erzählet, daß weil sie (Mad. Christine) gar weiß war, sie sich splitternackent auf ein schwarzsammet Bette gelegt und sich so an ihre Amants präsentiret. Man siehet zu Fontainebleau auf dem großen Saale noch das Blut von einem Kerl, den sie hat massakriren lassen. Sie wollte nicht, daß Alles, was der Mensch von ihr wußte, herauskommen sollte, und meinte, wenn sie ihm nicht das Leben

---

67) Die gewesene Königin von Schweden, Tochter Gustav Adolf's. Der „Kerl" (d. i. der Liebhaber, denn in einigen Gegenden Süddeutschlands, namentlich in Mittelschwaben, heißt in der Bauernsprache ein Liebhaber noch heutzutage ein Kerl), von dessen auf Christine's Befehl im Schlosse von Fontainebleau geschehener Ermordung die Herzogin von Orleans spricht, war der Italiener Monaldeschi. Sittengeschichtlich sehr instruktiv ist die i. J. 1697 zu Amsterdam gedruckte Histoire des intrigues galantes de la reine Christine de Suède et de sa cour pendant son séjour à Rome.

nähme, würde er es ausschwatzen. Sie war sehr vindicative, in allen Stücken debauchirt, auch mit Weibern. Das hat sie den Franzosen zu danken, insonderheit dem alten Bourdelot, der hat sie in allen Lastern gestärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauchés nur erdenken können. Sie hat die Madame de Bregié zur Unzucht mit ihr forciret, daß sie sich schier nicht ihrer hat erwehren können. — Als eins von der Königin Kindern starb, fragte der König (Ludwig der Vierzehnte) seinen damaligen Doctor: d'ou vient, Mr. Guineau, que mes bâtars sont sains et ne meurent pas, pendant que les reine sont tous si delicats et meurent? Sire, sagte Guineau, c'est qu'on n'a porté chez la reine que les enfans de la restes du verre. — Die Königin war froh, wenn der König bei ihr schlief, denn auf gut spanisch haßte sie dieses Handwerk nicht; sie war so lustig, wenn es geschehen war, daß man es ihr grade ansahe; hatte auch gerne, daß man sie damit vexirte; lachte, blinzelte und rieb ihre kleinen Händchen zusammen. — Madame de Montespan und ihre älteste Tochter haben brav schöppeln können ohne einen Augenblick voll zu werden. Ich habe sie, ohne was sie sonst getrunken, 6 Rasaden vom stärksten Turiner Rosoli trinken sehen; ich meinte, sie würde unter die Tafel fallen, aber es war ihr wie ein Trunk Wasser. — Mein Sohn (der Regent) ist incapable, recht verliebt zu sein. Er ißt und trinkt gern mit seinen Maitressen, singt und macht sich lustig mit ihnen und schläft gern bei ihnen; aber eine lieber zu haben als die andere das ist seine Sache ganz und gar nicht. Mein Sohn ist nicht

delicat; wenn die Damen nur von guten humor seyn, brav fressen, saufen und frech seyn, weiter bedürfen sie keiner Schönheit“ [68]) ..... In seinen alten Tagen wandte sich Ludwig der Vierzehnte unter dem Einfluß seiner letzten Maitresse, der Maintenon, der Bigoterie zu, welche ja zu allen Zeiten die richtige Konsequenz der Ausschweifung gewesen ist. Die frömmelnde, den alten König mit eiserner Despotie [69]) beherrschende Wittwe Scarron's war unserer braven Herzogin von Orleans wie Gift und Galle zuwider. Sie nannte die schlaue Konkubine, welche sich zuletzt zur förmlichen Gemahlin des Königs hinaufdiplomatisirte, nur die „alte Zott“ und beim Tod der Verhaßten schrieb sie in ihrer derben Art triumphirend: „Die alte Schump ist verreckt den 15. April (1719) zu St. Cyr.“ Nach dem Tode des Königs hob die wilde Orgie der Regentschaft an und auf diese folgte die gemeine Lüderlichkeit, wie sie während der langen Regierung Ludwigs des Funfzehnten am französischen Hofe gäng

---

68) Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luise. Hrsgeg. v. W. Menzel (Bibl. d. literar. Vereins in Stuttgart, VI.), S. 3, 8, 24, 39, 44, 63, 81, 89, 163, 139. Anekdoten vom französ. Hofe, aus d. Briefen der Mad. d'Orleans (Straßb. 1789), S. 7, 26, 31, 64, 67, 101, 117, 134, 144, 196, 197.

69) Um von der bis zur Lächerlichkeit gehenden Unterwürfigkeit, welche Ludwig der Maintenon bezeigte, ein Beispiel namhaft zu machen, erinnere ich an die Stelle in den Memoiren St. Simon's, wo dieser die Geschichte des Lagers von Compiegne i. J. 1698 erzählt.

und gäbe war und von da aus allmälig alle Schichten der französischen Gesellschaft verpestete .....

Die Frauen Italiens waren im 16. und 17. Jahrhundert weit entfernt, einer sozialen Freiheit zu genießen, wie die französischen sie genossen und so vielfach mißbrauchten. Leider sind aber die Nachrichten über Stellung und Verhalten der Italienerinnen zur angegebenen Zeit so dürftig, daß wir nur Weniges darüber beizubringen wissen, um so Wenigeres, da hier nicht der Ort ist, die Stellung vorragender Frauen in der politischen und literarischen Geschichte Italiens, insbesondere der Frauen der Häuser Medici und Este, zu würdigen. Ein berühmter französischer Autor, Montaigne, welcher Italien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereis'te, fand die strenge Verwahrung auffallend, in welcher dort die Frauen und Töchter der Vornehmen gehalten wurden. Man habe es als etwas Ungewöhnliches angesehen, wenn die jungen Damen sich einmal öffentlich zeigen durften. Die Italiener hatten freilich Grund genug, der Tugend des schönen Geschlechtes nicht allzusehr zu trauen. Die italische Novellistik von den Tagen Boccaccio's herab entwirft, wenn auch mit lachenden Farben, ein nicht sehr schmeichelhaftes Gemälde der weiblichen Sitten des Landes, zu deren Verderbniß die zahllosen Geistlichen das Ihrige eifrigst beigetragen haben. Und dann die frivole, in Lascivität schwelgende Behandlung der Liebe und der Frauen in den Komödien Machiavelli's und in den Heldengedichten der Pulci, Bojardo und Ariosto, von den eigentlich priapischen Poeten, wie Pietro der Aretiner

einer war, gar nicht zu reden! Wo eine solche Poesie entstehen und der Stolz der Nation werden konnte, mußten die Frauen gerade so verdorben sein wie die Männer oder im besten Fall durchschnittlich viel zu ungebildet und indolent, um edlere Sitten zu pflanzen und den Glauben an weibliche Tugend zu verbreiten. Es fehlte freilich nicht an erhabenen Ausnahmen von dieser Regel. Eine Leonora d'Este, eine Vittoria Colonna glänzen für alle Zeiten in der Ruhmeshalle unsterblicher Frauen und um das schöne Haupt einer Beatrice Cenci, welches einem unerhört tragischen Geschick zum Opfer gefallen, leuchtet die Gloriole eines beispiellosen Martyriums[70]. Aber auf der andern Seite beweisen eine Lucretia Borgia und eine Katharina von Medici sattsam,

---

70) Ein englischer und ein italischer Dichter, Shelley und Guerrazzi, haben den Manen des unglücklichen Mädchens poetische Todtenopfer dargebracht. Leonora d'Este wurde, wie Jedermann weiß, von Tasso und Göthe gefeiert. Vittoria Colonna, Gemahlin des kriegsberühmten Marchese von Pescara und als Dichterin eine sehr ehrenvolle Stellung in der Literatur ihres Landes einnehmend, wurde von ihrem Zeitgenossen Ariosto (Orlando fur. XXXVII, 16 fg.) schön gepriesen, besonders in der Stanze: —

> „Nur Eine wähl' ich, doch ich wähle diese,
> Die selbst verstummen heißt des Neides Toben,
> Und Keine zürnt mir, wenn ich sie erkiese,
> Um, von den Andern schweigend, sie zu loben.
> Sie hat nicht nur durch ihrer Töne Süße
> Sich selber zur Unsterblichkeit erhoben,
> Sie ruft auch Jeden lebend aus dem Grabe,
> Von dem sie spricht, durch ihre holde Gabe."

welche dämonische Verworfenheit in der Brust italischer Frauen von damals Platz fand. . . . . Montaigne erzählt uns, daß zu seiner Zeit in Italien bei festlichen Mahlzeiten die Frauen von ihren hinter den Stühlen stehenden Männern bedient wurden, woraus zu schließen wäre, daß damals die Einrichtung des Cicisbeats noch nicht bestanden habe. Im folgenden Jahrhundert aber ging diese für echte Weiblichkeit und das Familienleben so ruinirende Sitte bereits sehr im Schwange. Eines merkwürdigen, auch in Spanien vorkommenden Brauches gedenkt Brantome. Zu seiner Zeit war es nämlich da und dort in Italien, namentlich zu Viterbo, Sitte, nach der Hochzeitsnacht die Beweise der Jungferschaft der Braut öffentlich zur Schau zu stellen[71]. Man könnte das für ein naives Zeugniß der Achtung vor jungfräulicher Tugend halten, läge nur nicht eine so empörende Schamlosigkeit in dieser Ostentation und fügte Brantome nicht hinzu, daß dabei gar manche Fälschung vorgekommen sei. Montaigne verhehlte nicht seine Verwunderung, in ganz Italien so wenige wirklich schöne Frauen und Mädchen angetroffen zu haben, wogegen er den Italienerinnen Geschmack in der Toilette nachrühmte; nur schmeichelten, meinte er, die italischen Damen zu sehr dem Vorurtheil ihrer Anbeter, daß eine übermäßig große Busenfülle schön sei und demnach möglichst sichtbar gemacht werden müsse. Die schönsten Weiber fand der feine französische Beobachter unter den Courtisanen und er notirte es als eine „chose

71) Brantôme, l. c. III, 102 seq.

admirable", daß es in Venedig allein anderthalbhundert solcher Buhlerinnen ersten Ranges gab, welche, von dem Adel der Republik ganz öffentlich besucht und unterhalten, in Kleiderpracht, häuslicher Einrichtung und kostspieliger Lebensweise mit Prinzessinnen wetteiferten[72]. Italien war überhaupt die Heimat der raffinirten Buhlerkünste und wiederum war in Italien Venedig die Hochschule der Buhlerei. Die Königin der Adria behauptete ihren Rang als „Lieblingsstadt der Wollüste" bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie ihr Szepter an Paris abtreten mußte. Zur Renaissancezeit, wo ja überhaupt die Lebensführung der gebildeten Kreise in Italien als ein mattes Abbild, häufig wohl auch als ein groteskes Zerrbild des antiken Daseins sich darstellte, hatte das italische Hetärenthum mitunter einen attischen Anstrich getragen. Durch Schönheit, künstlerische Fertigkeiten, Geistreichigkeit und Witz ausgezeichnete Buhlerinnen, wie die Römerin Imperia oder die Caterina di San Celso in Mailand oder die aus Spanien herübergekommene Isabella de Luna, spielten dazumal in der italischen Gesellschaft Rollen, welche an die der Aspasia oder wenigstens der Lais und Thais in der griechischen erinnerten[73].

Die Spanierinnen des 16. und 17. Jahrhunderts hatten andere Begriffe von Schönheit als ihre italischen

---

72) Montaigne, Voyage, 92, 109, 111, 125, 141, 142, 160.

73) Vgl. Burckhardt, die Kultur der Renaissance in Italien, 396.

Schwestern[74]). Während diese nach „blühendem Fett" strebten, thaten jene alles Mögliche, um sich mager zu erhalten. Insbesondere wurde die Entwickelung des Busens mit aller Gewalt hintertrieben, indem man die schwellende Brust reifender Mädchen vermittelst Tafeln von Blei platt drückte, und zwar mit solchem Erfolg, daß bei vielen spanischen Damen statt der Busenhügel Vertiefungen und Höhlen sichtbar waren[75]). Denn sie sorgten recht geflissentlich dafür, daß diese Reize, nämlich eine hagere knochige Brust und ein ebenso hagerer und

---

74) Hauptquellen für das Folgende sind die Relation du voyage d'Espagne de la comtesse d'Aulnoy (La Haye 1705) und die von Raumer a. a. O. gesammelten Gesandtenberichte aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

75) Merkwürdiger Weise kommt dieser naturwidrig-busenfeindliche Brauch, welcher im 17. Jahrhundert in Spanien herrschte, noch heutzutage unter einem deutschen Volksstamm vor, nämlich im bregenzer Wald, von dessen Bewohnerinnen B. Oppermann („Aus dem bregenzer Wald", 1859, S 9) sagt: „Den rundlichen, die Fülle der Gesundheit verkündenden Kopf bedeckt die kegelförmige Mütze; aus den großen Augen spricht viel Lebenslust und Schalkheit; alle Formen sind rund, die Gestalten kräftig gedrungen, die Hüften breit, die Beine ebenmäßig gebaut. Nur Eins mangelt ihnen völlig: die Brust. Allerdings gewahrt man denselben Mangel auch sonst bei Bergbewohnerinnen, aber es ist dennoch auffallend, daß derselbe hier sogar bei solchen angetroffen wird, die sonst üppig gebaut sind. Dies mag daher kommen, daß Mütter solchen Töchtern, die etwa vor anderen Mädchen sich durch das, was diesen fehlt, auszeichnen könnten, tellerartige Hölzer anschnallen (?) und so mit Gewalt eine der schönsten Zierden des Weibes in ihrer Entwickelung hemmen."

knochiger Rücken weit hinab dem Anblick bloßgestellt würden. Sonst rühmt unsere Berichterstatterin, die Gräfin d'Aulnoy, das reiche, glänzend schwarze Haar der Spanierinnen, ihre regelmäßigen, wohlgebildeten Züge, ihre großen, Feuer werfenden Augen, ihre zierlichen Hände und außerordentlich kleinen Füße. Die letzteren ängstlich vor den Blicken der Männer zu verbergen, war eine Hauptvorschrift spanischer Sittsamkeit und es galt für die zweitgrößte Gunst, welche eine Dame überhaupt ihrem Liebhaber erweisen konnte, wenn sie ihn ihre Beine und Füße sehen ließ. Bekannt ist die spaßhafte Anekdote, daß, als die östreichische Prinzessin Maria Anna als Braut Philipp's IV. nach Spanien kam und man ihr beim Durchzug durch eine Stadt, welche eine berühmte Strumpfweberei besaß, eine Partie der schönsten seidenen Damenstrümpfe als Ehrengeschenk überreichte, der Majordomo dasselbe entrüstet zurückgab mit den Worten: „Die Königinnen von Spanien haben keine Beine!“ Der gute Mann wollte damit sagen, es sei ein Frevel, an die Beine und Füße von Königinnen auch nur zu denken. Die Prinzessin aber fing bitterlich zu weinen an, wähnend, man wolle ihr die Beine abschneiden. In Wahrheit, nicht nur die Beine, sondern die ganzen Leiber und Seelen der spanischen Königinnen waren in die „spanischen Stiefeln“ einer aberwitzigen und unerbittlichen Etikette eingeschnürt und gedrückter als die königlichen Bewohnerinnen des Eskurial haben vielleicht niemals Frauen geathmet. Ihr Leben verfloß in einer prunkvollen, das Gemüth bis zum Blödsinn abstumpfen-

den Langeweile. Sie waren nur gekrönte Sklavinnen. Als ein Beispiel dieser gänzlichen Unfreiheit sei angeführt, daß Philipp's II. Gemahlin Elisabeth, als sie i. J. 1565 zu einer Zusammenkunft mit ihrer Mutter nach Bayonne reis'te, drei Tage lang vor den Thoren von Burgos liegen bleiben mußte, bis man die Willensmeinung des Königs eingeholt hatte, ob die Königin durch die Stadt oder aber um dieselbe herum ziehen sollte. Aber die Königinnen von Spanien waren mitunter noch viel grausameren Prüfungen ausgesetzt. So die erste Gemahlin Karl's II., eine französische Prinzessin. Der impotente König hielt sich für behext und wurde in diesem Glauben durch seinen Beichtvater bestärkt, einen Dominikaner, welcher eine Vision hatte, das königliche Ehepaar sei in Folge einer Behexung verhindert, Kinder zu bekommen. Es wurde beschlossen, vermittelst einer märchenhaft schamlosen Beschwörungsceremonie den Zauber zu bannen. Der König und die Königin sollten sich nackt ausziehen und der Mönch in pontificalibus die Besprechung vornehmen, worauf in Gegenwart des Beschwörers der Versuch gemacht werden sollte, ob der Bann wirklich gebrochen sei. Der König setzte der Königin heftig zu, in die Sache zu willigen; sie jedoch ließ sich nicht überreden, zu dieser Schändlichkeit sich herzugeben[76]).

Die Fesseln einer geisttödtenden Etikette umschnürten,

---

76) Depesche des französischen Gesandten zu Madrid, Grafen Rebenac, an Ludwig XIV., dat. v. 23. Dezember 1688, vollst. gedr. bei Renée, Les nièces de Mazarin, not. L.

wie die spanischen Königinnen und Prinzessinnen, alle Frauen der höheren Stände des Landes. Ueberall Unfreiheit und Zwang. Daher auch die unglaublich geringe Geistesbildung der spanischen Damen, welche nicht, wie viele ihrer französischen Zeitgenossinnen, an der Kulturbewegung des 17. Jahrhunderts theilnehmen durften oder konnten. Es gab in Madrid nicht wie in Paris ein Hotel Rambouillet, wo die vorragendsten Männer der ernsten und schönen Wissenschaften in lebendigem Ideenaustausch mit den Tonangeberinnen der Gesellschaft verkehrten. Auch Spanien zwar besaß damals eine Literatur, deren Glanz zu bezeichnen man nur die Namen Cervantes, Lope und Calderon zu nennen braucht. Allein die ganze spanische Literatur war nicht auf das Prinzip der Bewegung und Entwickelung, sondern auf das des Stillstandes basirt und darum hat auch sie an jener Verknöcherung mitgearbeitet, welcher sich die spanische Nation erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder zu entschlagen begann. Aus den Tagen seiner weltgebietenden Stellung hatte Spanien unter dem Einfluß eines verdummenden Despotismus nur jenen lächerlichen Hidalgo-Dünkel herübergebracht, welcher auf Intelligenz und Betriebsamkeit mit einem so blödsinnigen Hochmuth herabsah, daß noch i. J. 1781 die Madrider Akademie mittelst einer Preisaufgabe zu beweisen versuchen mußte, „die Betreibung nützlicher Gewerbe enthielte nichts Ehrenrühriges." Es ist demnach nicht verwunderlich, daß zur Zeit, von welcher wir handeln, die spanischen Frauen, mit wenigen Ausnahmen, in tiefer Unwissenheit ihr Da-

sein hinschleppten. Maßgebend für dasselbe waren die orientalisch-despotischen Regeln, welche die Spanier den Morisken abgelernt hatten. Damen von Stand lebten in einer Abgeschlossenheit, welche einer klösterlichen Klausur nahekam oder diese sogar noch hinter sich ließ. Denn die Nonnen durften wenigstens am Sprachgitter männliche Besuche empfangen, während Ehefrauen strengstens untersagt war, den Besuch eines Mannes anzunehmen, wenn nicht mit ausdrücklicher Bewilligung des Gatten. Es war ihnen auch nur während des ersten Jahres ihrer Ehe verstattet, in Gesellschaft ihrer Männer in offenen Wagen öffentliche Spaziergänge zu besuchen; später durften sie nur noch in festverschlossenen Kutschen ausfahren. Von traulichem Familienleben keine Spur. Zur Zeit, als die Gräfin d'Aulnoy in Spanien sich aufhielt, gehörte es daselbst zum guten Ton, daß jeder rechte Kaballero neben seiner Gemahlin eine Konkubine und außerdem noch eine Geliebte hatte, welcher letzteren er nach den Regeln der feinen Lebensart den Hof machte. Selbst bei Tische vereinigten sich die Eheleute nicht: der Hausherr speis'te allein, während Frau und Kinder mit nach morgenländischer Art gekreuzten Beinen respektvoll auf Teppichen am Boden saßen.

Die armen Frauen, von jeder edleren Geselligkeit ausgeschlossen, waren auf Handarbeiten, auf das Geplauder mit ihren Duennen, auf mechanisches Beten, auf das Spiel mit ihren Rosenkränzen und auf — Intrikenspiel angewiesen. Denn je größer der Zwang, unter welchem die Frauen leben, desto mehr schärft sich ihre List, desto

glühender wird in ihnen der Drang, sich an ihren Zwingherrn zu rächen. Die Spanier mußten das auch erfahren. Die unerbittlichste Rachsucht und alle bis zu tiftelnder Narrheit zugespitzte Pflege der „spanischen Ehre“ konnten die spanischen Damen nicht verhindern, zu lieben und sich lieben zu lassen. Ganz charakteristisch für das spanische Wesen wurde den Spanierinnen häufig die Religion zur Gelegenheitsmacherin, indem die zahllosen kirchlichen Uebungen zur Anspinnung und Durchführung von Liebesränken vortreffliche Gelegenheit gaben. Die spanischen 'Kavaliere hatten auch eine ganz eigenthümliche Manier, christliche Askesik und romantische Galanterie mit einander zu verbinden, indem sie sich zu Ehren ihrer Geliebten geißelten. Bei öffentlichen Buß- und Bittgängen blieben die Liebhaber unter den Fensterbalkonen ihrer Angebeteten stehen und geißelten sich die bloßen Rücken blutig. Es galt für das höchste Merkmal echter Galanterie, wenn das bei solchen Anlässen fließende Blut auf die Kleider der Schönen spritzte, welcher diese verrückte Huldigung gewidmet war. Die Belohnung dafür blieb auch nicht aus. Denn aller Wachsamkeit von Vätern, Brüdern, Eheherren und Duennen zum Trotz wußten die spanischen Damen ihre Anbeter glücklich zu machen. Zwei Umstände kamen ihnen dabei zur Hülfe: die Uebung in einer außerordentlich entwickelten Gebärden- und Zeichensprache und die beständige Verschwörung, in welcher so zu sagen die ganze Frauenwelt gegenüber der Männerwelt sich befand. Weil aber die galanten Damen Spaniens die Gelegenheit im Fluge er-

haschen mußten, standen sie nicht an, ihren Anbetern den Weg zur höchsten Gunstbezeigung möglichst abzukürzen, und nahmen denselben eine stürmische Zärtlichkeit keineswegs übel[77]. Betrachtet man die in den spanischen Komödien und Novellen vorgeführten zahllosen Beispiele von der Kühnheit und Schlauheit, womit die Frauen des Landes zu Werke gingen, um ihrem heißen Temperament genugzuthun, so erscheint die spanische Frauentugend in einem nicht sehr günstigen Lichte. Indessen muß gesagt werden, daß auch die Beispiele von edler und edelster Weiblichkeit in der spanischen Literatur des 17. Jahrhunderts sehr zahlreich sind. Ich erinnere nur an das berühmte Schauspiel „Garcia del Castañar“ von Francisco de Rojas, wo die Konflikte der beleidigten Gattenehre und des spanischen Royalismus so herrlich zur Anschauung gebracht sind und in der Person der

---

77) Brantôme (III, 4) erzählt folgende hieher gehörende Geschichte. „Une dame Espagnolle, conduite une fois par un galant cavalier, dans le logis du roy, venant à passer par un certain recoin caché et sombre, le cavalier, se mettant sur son respect et discrétion Espagnolle, luy dit: Señora, buen luguar, si no fuera vuessa merced (Madame, voicy un beau lieu, si c'estoit une autre que vous). La dame luy répondit: Si, buen luguar, si no fuera merced (Ouy vrayment, si c'estoit aussi un autre que vous). Par-là l'arguant et incoulpant de coüardise, pour n'avoir pris d'elle en si bon lieu ce qu'il vouloit et elle desiroit; ce qu'eust fait un autre plus hardy: et pour ce oncques plus ne l'ayma et le quitta.“

Blanka ein hochsittlicher Frauencharakter vorgeführt wird, sowie an das beste Lustspiel der spanischen und vielleicht der europäischen Literatur, an Moreto's „El desden con el desden“, wo mit feinster psychologischer Meisterschaft in der Figur der Donna Diana ein Typus graziöser Jungfräulichkeit gezeichnet ist.

Drittes Kapitel.

Monsieur und Madame „Alamode“ in Deutschland.

Charakter des 17. Jahrhunderts. — Die Ausländerei und die patriotische Opposition. — Der dreißigjährige Krieg. — Sieg des alamodischen Wesens. — Ungeschmack und Sittenlosigkeit der „galanten“ Literatur. — Frauentracht und Damenputz. — Die vornehme Geselligkeit. — Ringelrennen, Wirthschaften und Schäfereien. — „Alla francese.“ — Zwei Hofsittengeschichten. — Die bürgerlichen und die akademischen Kreise. — Die Schönen des Lagers. — Fromme, gelehrte und dichtende Frauen. — Ehebündnisse zwischen Fürsten und Bürgerstöchtern.

Das siebzehnte Jahrhundert ist für Europa eine Unglückszeit gewesen. Der Romanismus machte da seinen großen Feldzug gegen den germanischen Geist und, wenn auch noch so oft geschlagen, wurde er dennoch nicht besiegt. Nur in England erlitt er eine entschiedene und dauernde Niederlage: hier triumphirte zuletzt das protestantische Prinzip religiöser und politischer Freiheit — freilich bloß im aristokratischen Sinne — über die romanisch-stuart'sche Reaktion. In Deutschland dagegen war die Hoffnung,

daß die Reformation eine staatliche Wiedergeburt der Nation bewirken würde, von der Stunde an dahin, wo die protestantische Bewegung aus einer Volkssache zu einem Motiv dynastischer Politik herabgesunken. Das Kompromiß Luthers mit den Fürsten trug bittere Früchte und die nach der blutigen Ueberwältigung des bäuerlichen Revolutionsversuches eingetretene Erschlaffung der Nation setzte dem Strom der Ausländerei, welcher durch den kaiserlichen Hof und die übrigen katholisch gebliebenen Höfe von Italien und Spanien her, durch die protestantisch-kalvinischen Höfe von Frankreich her in unser Vaterland geleitet wurde, keinen ausreichenden Widerstand entgegen. An sich selbst verzweifelnd schwankte die deutsche Gesellschaft zwischen Hispanisirung und Französirung, bis mit dem Niedergang der spanischen Macht und mit dem durch Heinrichs des Vierten und Richelieu's staatsmännische Thätigkeit begründeten Uebergewicht Frankreichs das französische Wesen den Sieg davontrug und allmälig die protestantischen und katholischen Höfe Deutschlands gleichermaßen dem Bann seiner Moden unterwarf.

In den ersten Dezennien des Jahrhunderts regte sich allerdings noch eine patriotische Opposition gegen das Fremdwesen und ist dieselbe auch später noch von einzelnen hellsichtigen Vaterlandsfreunden fortgeführt worden. Im Jahre 1617 wurde zu Weimar, also an der Stätte, von welcher im folgenden Jahrhundert die glänzendsten Siege des wiedererwachten deutschen Geistes ausgehen sollten, durch Kaspar von Teutleben — nomen et omen! — und den Fürsten Ludwig von Anhalt-

Köthen die „Fruchtbringende Gesellschaft" oder der „Palmorden" gestiftet, zwar in Nachahmung der italischen Akademieen, aber zu dem löblichen Zwecke, die „hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande zu erhalten." Nach dem Muster dieser deutschgesinnten Sprachgesellschaft entstanden später mehrere ähnliche und ihre Bestrebungen, vaterländische Art und Kunst gegenüber dem Fremdwesen aufrecht zu erhalten und zu pflegen, schienen um so größeren Erfolg zu versprechen, als ein Gelehrter wie Martin Opitz und ein Poet wie Paul Flemming gleichzeitig zu schreiben und zu dichten begannen. Allein alle diese wohlgemeinten Absichten scheiterten entweder völlig oder brachten wenigstens nur Unzulängliches zuwege. Die Ursachen sind bekannt: der Faden nationaler Tradition war zerrissen, die Bildung vom Volksgeist losgelöst; auf der einen Seite hemmte der Jesuitismus, auf der andern die verknöcherte lutherische Orthodoxie jeden originalen Aufschwung. Man hatte sich in die Nachahmung, in das Anstaunen von Fremdem schon so verrannt, daß man sich gar nicht zu der Kühnheit des Gedankens erhob, Eigenes schaffen zu wollen und Besseres, als aus dem Ausland kam. Nur die Vorbilder wechselten zeitweilig, doch schlug das Franzosenthum immer wieder vor. Frankreich gab wie in Sachen der „guten" Lebensart so auch in Sachen des „guten" Geschmacks: den Ton an und Opitz glaubte nach seiner eigenen und seiner Zeitgenossen Meinung etwas Rechtes gethan zu haben, als er durch sein 1624 gedrucktes „Buch von der deutschen Poeterey" die Gesetzgebung der dürren

Verstandesdichtung, wie sie die Ronsard'sche Schule in Frankreich begründet hatte, in Deutschland einführte. Aber diese Unterordnung unter ausländischen Geist genügte nicht einmal solchen Kreisen, welche schon ganz im Fremdwesen ertrunken waren. Diese Kreise wollten unser Land schlechtweg französisch machen, in Sprache und Bildung, Sitte und Lebensweise. In solchem undeutschen Gebaren haben sich auch Frauen hervorgethan, wie z. B. eine Schwägerin des genannten Fürsten Ludwig von Anhalt, Anna, Gemahlin Christian's I. von Anhalt-Bernburg, welche sich, im Gegensatz zu ihrem vaterländisch denkenden Schwager, beeilte, der Fruchtbringenden Gesellschaft eine auf französischem Fuß eingerichtete „Académie des Loyales" entgegenzustellen[78]).

Die ungeheure Trübsal des dreißigjährigen Krieges konnte die Herrschaft der Ausländerei in Deutschland nur erweitern und befestigen. Dreißig Jahre lang war unser unglückliches Land der Tummelplatz fremder Heere, welche ganze Gegenden zu Einöden machten, mit Mord, Brand und Schändung wütheten, die Bevölkerung um zwei Drittheile verminderten, alles Recht, alle Sitte zu Boden traten, unserem Volk alle Thorheiten und Laster der Welt einimpften, ja das verhungernde zum Kanibalismus zwangen[79]). Als die wüste Kriegsflut sich endlich ver-

78) Näheres hierüber s. bei Barthold, Gesch. d. Fruchtbr. Gesellsch. S. 114 fg.

79) Das ist wörtlich zu nehmen. Der Zeitgenosse Khevenhiller erzählt in seinen bekannten „Ferdinandeischen Annalen", während der Jahre 1636 und 1637 sei die Hungersnoth in vielen Provinzen

lief, ließ sie ein furchtbares Sittenverderben hinter sich zurück. Wo eine so lange Zeit hindurch die roheste Säbelherrschaft gewaltet hatte, jedes Gebot der Menschlichkeit verhöhnt und die zügelloseste Genußgier mit der raffinirtesten Grausamkeit gepaart worden war, wo die Felder brach gelegen, die Dörfer nur noch von Wölfen bewohnt gewesen, die Werkstätten leer gestanden, da mußte es fast mit einem Wunder zugehen, wenn sich nicht alle sozialen Bande löſ'ten und die gesellschaftliche Ordnung in einer rasenden Anarchie unterging. Die Zähigkeit und Beharrlichkeit der deutschen Art verhütete zwar dieses Schlimmste; aber aus der materiellen Armuth, der geistigen Verkümmerung und der moralischen Verwil-

---

Deutschlands, besonders in Sachsen, Hessen und im Elsaß, so entsetzlich gewesen, daß die Leute, um ihren Hunger zu stillen, Leichen von den Galgen herabholten und die Gräber nach Menschenfleisch durchwühlten. Brüder verzehrten ihre todten Schwestern, Töchter ihre verstorbenen Mütter, ja Eltern mordeten ihre Kinder, um sie zu essen. Es bildeten sich förmliche Banden, welche auf Menschen wie auf wilde Thiere Jagd machten, und als man einmal in der Gegend von Worms eine solche Jagdgesellschaft, die um siedende Kessel herumsaß, auseinandersprengte, fand man in den zurückgelassenen Kochgeschirren menschliche Arme, Hände und Beine . . . Namenlos waren in diesem barbarischen Kriege die Leiden des weiblichen Geschlechts. Es war unter der Soldateska von damals gäng und gäbe, nach Erstürmung von Städten und Ortschaften unreife Mädchen zu Tode zu schänden, Jungfrauen und Frauen auf dem Rücken ihrer gebundenen und verstümmelten Väter und Gatten zu nothzüchtigen, Schwangeren die Brüste abzureißen, Gebärenden den Leib aufzuschlitzen.

derung, welche der dreißigjährige, im Namen der christlichen Religion geführte Krieg zur Folge hatte, konnte sich unser Volk nur sehr langsam wieder emporarbeiten.

Für ein volles Jahrhundert war der deutsche Nationalgeist gebrochen. Mit breiter Unverschämtheit nahmen Monsieur und Madame Alamode in der deutschen Gesellschaft Platz, um sie unbeschränkt zu beherrschen. Denn „à la mode“! war so recht die Losung einer Zeit, welche in Denkweise, Sprache, Tracht, Sitte, Wissenschaft und Kunst alles Heimischen möglichst sich zu entäußern strebte. Und was war à la mode? Natürlich Alles, was aus Paris kam, dem modernen Babylon, wohin die vornehme deutsche Jugend strömte, um die Frivolität französischer Bildung und die Pest französischer Laster mitheimzuführen [80]). Vergebens eiferte eine Phalanx wohldenkender Autoren, unter welchen Männer wie Hans Michel Moscherosch (Philander von Sittenwalt) und Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Verfasser des vortrefflichen Sittenromans „Simplicissimus“, voranstanden, mit aller Kraft eines schlagfertigen Spottes und des patriotischen Zornes gegen den Aberwitz der Ausländerei, vorab gegen den „lüderlichen Franzosengeist“. Ihre Stimmen verhallten in dem alamodischen Tumult, zu dessen Erregung auch die Frauen eifrigst mitgewirkt

80) Der „Abenteuerliche Simplicius Simplicissimus“ (1669) gibt im 4. und 5. Kapitel des 4. Buches (Ausg. v. 1848, IV, 21 fg.) ein höchst drastisches Gemälde der Verführungen, welchen die deutsche Jugend damals in Paris ausgesetzt war und erlag.

haben. Denn nur da, wo die Frauen dem von Natur- und Rechtswegen ihnen zustehenden Amt, die Hüterinnen guter Sitten zu sein, lässig nachkommen oder die Pflichten desselben ganz hintansetzen, kann ein so zuchtloser Ton aufkommen, wie er in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts insbesondere die Dichterei der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule, der Hofmannswaldau, Lohenstein und ihrer Partisane, kennzeichnet. Das ist eine Literatur der Sittenlosigkeit, wie sie hoffentlich in unserem Lande niemals wiederkehrt. Die Nachahmung der süßlich-lasciven italischen Seicentisten, der Marini und Konsorten, wie sie durch die genannten schlesischen Poeten betrieben wurde, lieh nur die bei aller äußerlichen Ueppigkeit im Innersten hohle und leere Form; den Inhalt gab die sittliche Verwilderung, wie sie, wenn nicht verzeiblich, so doch begreiflich ist zu einer Zeit, wo man bei der Unsicherheit aller Verhältnisse von der Hand in den Mund lebte, wo überall die Bestie im Menschen los und ledig wurde, wo Deutschland einer Bande von Glücksrittern größeren oder kleineren Styls für immer zur Beute hingeworfen zu sein schien, wo Soldatenleben und Räuberleben bis zur Unerkennbarkeit sich vermischte und wo Bramarbasse, Gaukler und fahrende Dirnen das große Wort führten. Was Wunder, wenn in diesem tobenden Wirrwar es auch die Frauen den Männern im Haschen nach flüchtigem Genuß gleichthaten? Was Wunder, wenn auch in der Frauenwelt die Leichtfertigkeit, welche der lange Krieg großgezogen, mit dem Friedensschluß nicht sogleich wieder verschwinden wollte?

Es ist fast unglaublich, was Alles den Frauen zu dieser Zeit geboten werden durfte. Eine gemeinsinnliche, bombastisch aufgebauschte Phraseologie beherrschte die Literatur [81]), welche ja doch nur, wie sie es immer ist, eine Widerspiegelung der im Schwange gehenden Anschauungen und Sitten sein konnte. Wie sehr mußte alles sittliche und ästhetische Gefühl verwildert sein, wenn man roheste Zoten feinsten Damen als „amoureuse" Huldigungen und „galante" Wünsche vorzutragen sich nicht zu scheuen brauchte! Hofmannswaldau und Andere bemühten sich, alle Lascivitäten Ovid's und Marini's ins Deutsche zu übertragen und diese Ueppigkeiten ins plump Geschmacklose zu steigern [82]). Lohenstein widmete sein Trauerspiel Agrippina, wo in einer Szene eine Mutter mittelst fabelhaft schamloser Gebärden und Worte ihren Sohn

81) Als kürzeste Probe greife ich aus dem damals hochberühmten Roman „Asiatische Banise" (1688) von H. A. v. Ziegler den Satz heraus: „Indem ein verliebter Wind die Segel meiner Sinnen auf das unbeschiffte Meer ihrer (der Geliebten) Marmelbrust hintreibt, so erblicke ich die Venus in zweien Muscheln schwimmen, wo lauter Anmuthsmilch um die Rubinen gerinnet."

82) M. s. „Herrn v. Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene Gedichte," Leipz. 1693—1727, 7 Thle. N. A. Frankf. und Leipzig 1734. In dieser Blumenlese, deren erste Theile B. Neukirch herausgab, erreicht der zotige Schwulst, den man damals Poesie nannte, noch nicht einmal seinen Höhepunkt, wogegen Hofmannswaldau in seinen „Poetischen Grabschriften" (Leipz. und Bresl. 1682) den Gipfel der Wüstheit erstieg. Es ist merkwürdig, daß, abgesehen von der Unzüchtigkeit der ihnen dargebrachten Huldigungen, die Frauen, welche doch sonst einen feinen Instinkt für das Schöne besitzen, sich nicht schon von dem plumpen

zur Begehung der Blutschande mit ihr aufreizt, einer fürstlichen Dame, der Herzogin von Liegnitz. Als Herr von Besser sein unzüchtiges Gedicht „die Schooß der Geliebten" geschrieben hatte, gefiel dasselbe sogar dem großen Leibnitz so sehr, daß der Philosoph sich beeilte, die sechs Seiten lange Zote der Kurfürstin Sophie von Hannover zugehen zu lassen, welche sich höchlich daran ergötzte, für die Weiterverbreitung in der vornehmen Damenwelt sorgte und dem Verfasser lebhaft dankte[83]). So vollständig abgestumpft war alles Schamgefühl, daß man dem berüchtigten Gedicht nachrühmte, es habe „eine Sache, die an sich ungebürlich zu sein scheinet, mehr als zwanzig Mal genennet und beschrieben, ohne zu besorgen, dem allerzüchtigsten Leser eine Schamröthe darüber einzujagen." Das ist freilich möglich, denn die Gesellschaft jener Zeit scheint überhaupt die Fähigkeit, schamroth zu werden, eingebüßt gehabt zu haben. Sonst müßten sich die Frauen mit dem Erröthen der Scham und Entrüstung von den faunischen Detailschilderungen ihrer körperlichen Reize abgewandt haben, welche ihnen fortwährend vorge-

---

Ungeschmack derselben angewidert fühlen mußten. Ein „verliebtes" Sonett der Neukirch'schen Sammlung fängt z. B. so an:

„Amande, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen."

83) „Je vous prie — schrieb die Kurfürstin an Leibnitz — de remercier l'auteur, d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées." Vorrede zu König's Ausgabe von Besser's Schriften (1732).

leiert wurden [84]). Es war eine Zeit voll trübdunstiger Sinnlichkeit, wirklicher und gemachter, eine im Großen und Ganzen moralisch-verpestete Zeit. Wie gemein mußten diese Poeten von den Frauen denken, wenn sie an den-

84) Für eine typische Probe dieser grobmateriellen, mit Bilder-bombast beflitterten Schildereien kann die folgende aus Lohenstein's „Sultan Ibrahim" gelten, wo die Sekierpera die sultanische Begierde auf die junge Tochter des Mufti, Ambre, lenkt, indem sie die Schönheit derselben also beschreibt: —

„Ein Kind, das zärter ist als die aus Lebens Schalen
Einst solln gekrochen seyn; das mit den Anmuths Strahlen
Der Sterne Glantz beschämt, die Sonne machet blind,
Den Rosen ihr Rubin durch Anmuth abgewinnt,
Den Lilgen ihre Perln. Der Morgenröthe Prangen
Und Scharlach wird entfärbt von ihren Purpurwangen,
Für ihrem Mund erbleicht Granat- und Schnecken-Blutt,
Kein Bisam-Apfel reucht bei ihrem Athem gutt.
Die Flammen kwälln auß Schnee, aus Marmel blühn Korallen,
Zienober krönet Milch auf ihren Liebes-Ballen.
Kurtz: diese Göttin ist der Schönheit Himmelreich,
Der Anmuth Paradiß; ein Engel, der zugleich
Verlangen im Gemüth, Entsetzung in den Augen,
Im Hertzen Lust gebiehrt. Aus ihren Lippen saugen
Die Seelen Honigseim und Zucker süsser Huld . . . .
Der Zunder heißer Brunst ist selbst in mir entglommen,
Seit dem ich zweymal sie im Bade wahrgenommen.
Ihr Mund bepurpurte die Krystallinen-Fluth,
Die Brüste schneiten Perln, die Augen blitzten Gluth.
Wenn sie ihr Haupt erhob auß ihrer Marmelwanne,
Schien sie das Ebenbild der Sonn' im Wassermanne,
Die Kwellen kriegten mehr von ihrer Strahlen Brand,
Vom Leibe Silber-Welln, vom Haare güldnen Sand."

selben Nichts zu preisen wußten, als Busen, Hüften und Schooß, und wie niedrig mußte eine solche alles idealen Schwunges bare Galanterie die Frauen von sich selbst denken lehren! Nicht daß es in dem Jahrhundert der Alamoderei an edleren Tönen ganz gemangelt hätte. Waren doch der tief und zart fühlende Paul Flemming, der ernste Andreas Gryph, welcher vielleicht unter günstigeren Zeitverhältnissen das Zeug gehabt hätte, ein deutscher Shakspeare zu werden, ferner Paul Gerhardt, der seelenvolle Sänger geistlicher Lieder, Simon Dach, der seinem „Aennchen von Tharaw" ein unvergänglich herziges Liebeslied gesungen, der gedankenreiche Epigrammatiker Logau, endlich die beiden gegen die Thorheiten und Laster ihrer Zeitgenossen so wacker streitenden Satiriker Rachel und Lauremberg dichterisch thätig. Allein der große Haufe, auch der Frauen, lauschte lieber Pfeifern und Trompetern wie Hofmannswaldau und Lohenstein, welche zu dem üppigen Reigen von Monsieur und Madame Alamode aufspielten.

Freilich ging das alamodische Unwesen so weit, daß es mitunter selbst einem Hofmannswaldau zu arg wurde und er seine Feder, statt, wie gewöhnlich, in huldigenden Syrup, vielmehr in tadelnde Galle tauchte. So eiferte er gegen die Hautbemalungs- und Schminkkünste der Frauen, welche freilich schon im Mittelalter in Uebung gewesen waren, jetzt aber bis zum Exceß getrieben wurden [85]). Ein weiterer Gegenstand seiner und Anderer

85) Hofmannswaldau deckte die Schlafzimmergeheimnisse einer Modedame in den folgenden Versen auf: —

Satire war die wunderliche, zu dieser Zeit aus Frankreich eingeführte Mode der Schön- oder Schattir-Pflästerchen (mouches) aus schwarzem Taffet, welche modische Damen in allerhand Gestalten auf ihre Stirnen, Schläfen, Wangen, Nacken und Busen klebten[86]). Ueberhaupt bestimmte Frankreich, namentlich von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, Form und Wechsel der Toilette und

---

„Kommt endlich nun die Zeit, daß in der Nacht-Kornette
Sie sich zum Schlafe schickt, so eile nicht zum Bette:
Wart' erst, mein lieber Mann, bis deine schöne Frau
Die Farben ihrer Haut dem Nachttisch anvertrau',
Bis sie die Lilien und Rosen ihrer Wangen
Der Wäscherin geschickt, in Tüchern aufgefangen,
Die zwar den ganzen Tag ihr Angesicht geputzt,
Nun aber auf einmal vier Tücher eingeschmutzt."

86) „Andere verpflasterten das Gesicht hie und da mit schwartz Daffeten schandflecken. Und ich sah deren einen Hauffen, die im Gesichte waren als ob sie geschröpft hätten oder sich picken und hacken lassen: dann an allen Orten, die sie gern wollten beschauet haben, waren sie mit schwartzen kleinen Pflästerlein behänget und mit runden, langen, breiten, schmalen, spitzen Mücklein, Flöhen und anderen fitzirlichen, zum Anblick dringenden, zum Zugriff zwingenden Mannsfallen-Gestalten bekleidet." So Moscherosch. Noch derber Hofmannswaldau:

„Was pflegst du doch mit schwartzen Flecken,
Mit Mouchen dein Gesicht, schwartze Chloris, zu bedecken?
Du hast die Tugenden verpachtet
Und bist ein öffentliches Haus,
Wo Alles kann logiren:
Und um dir Gäste zuzuführen
Steckst du gewiß allhier die Zeichen auß."

Tracht, der männlichen wie der weiblichen. Die satirischen Flugblätter jener Zeit sind voll scharfer Rügen dieser sklavischen Unterwerfung unter fremden Geschmack oder Ungeschmack und Logau spendet Frankreich das ironische Lob, es habe alle Völker zu seinen Affen gemacht [87]. Bis um 1650 trug auch die Frauentracht den losen, lockeren, freien Charakter, welchen der männliche Anzug in der abenteuerlich zerfahrenen Kriegszeit angenommen. Die spanisch-steifen Frisuren und Halskrausen hatten wieder langen wallenden Locken und einer starken Entblößung von Nacken, Schultern und Brust Platz gemacht [88]. Hätten sich die Damen eines über-

---

87) „Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen."

88) Lauremberg eiferte in seiner plattdeutschen Satire „Von Allemodischer Klederdracht" heftig dagegen, daß auch die Bürgerstöchter in so weitausgeschnittenen Kleidern einhergingen wie die adeligen Damen: —

„Sobald de Börgers-Döchter wüsten,
Dat de Adeliken gingen mit blöten Brüsten,
Mit blotem Halse und Rüggen halff naked,
Do sach eine jede van en wo se ydt maket,
De müste sik of sehen laten in sulker Gestalt,
Jens Schnieder kreeg genog arbeit alsobald.
Se spreken: hebbe wy nicht even sülken Plunder
Baven den Gördel und of darunder?
Warum scholden wy denn unse schmucke Titten
Verbergen und laten in düstern sitten?
Wy hebben se eben so wenig gestahlen;
Ick kan dem Schnieder dat Makelohn bethalen,

mäßigen Aufputzes ihres Anzugs mit Spitzen, Bändern und Federn enthalten wollen, so müßte ihre damalige Tracht als eine kleidsame, wenn auch nicht gerade sittsame anerkannt werden. Von dem bezeichneten Zeitpunkt an begann aber die Unnatur und Bizarrerie der französischen Hoftracht, wie sie sich unter dem vierzehnten Ludwig feststellte, in Deutschland zu grassiren. Für die männliche Tracht wurde in dieser Perückenperiode die Staatsperücke das charakteristische Merkmal, während der Reifrock, die in eine Schleppe auslaufende Robe und das die Dekolletirung mehr oder weniger begünstigende Korsett den weiblichen Anzug charakterisirten und bestimmten [89]).

„Alamode-Kleider — reimte der ehrliche Logau — Alamode-Sinnen; wie sich's wandelt außen, wandelt

---

Dat he my dat Wams so deep scheret uth,
Dat men my sehn kan de Titten und blote Huet.
Tucht und Schamhafftichkeit is mit wegeschneden,
Mit halff bloten Lyve kamen se her getreden."

Derselbe Tadel kehrt, auf die Frauenzimmer aller Stände ausgedehnt, in den satirischen Sittenmalereien jener Zeit häufig wieder. So z. B. in den beiden Epigrammen von Logau: —

„Jungfern, die die Venushügel blößen unverhohlen,
Blasen zu dem Liebesfeuer jedem auf die Kohlen."

„Frauenvolk ist offenhertzig: so, wie sie sich kleiden itzt,
Geben sie vom Berg ein Zeichen, daß es in dem Thale hitzt."

89) Doch gelangte diese Kleidermode erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu ihrem vollständigen Sieg. Das Bild einer modischen Schönen, wie es sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts darstellte, zeichnet die „Jungfernanatomie", ein

sich's auch innen." Wir sehen daher die deutsche Gesellschaft des 17. Jahrhunderts mehr und mehr von den

---

Gedicht, welches unter die Satiren Rachel's aufgenommen ist, aber nicht von diesem, sondern wahrscheinlich von einem gewissen Seyfart herrührt (vgl. Koberstein, Grundr. d. d. N. L. 4. A. 1. Abthlg. S. 821) und die einzelnen Theile des Anzugs deutlich hervorhebt: —

„Der Leib ist schön geziert, das Brüstchen ist geschnitten
Nach ihres Leibes Läng'. Ganz vorne in der Mitten
Da müssen liegen bloß der schönen Aepfel Paar,
Sie gleichen ostermals dem schwarz und gelben Haar.
Klar muß es sein gestärkt, damit man siehet blicken,
Wie doch zwei Dinge sich so artlich können schicken;
Die Aermel müssen weit als aufgeblasen stehn
Und vorne Krausen dran, sonst können sie nicht gehn.
Jetzt trägt das Frauenvolk auch große Stutzerkrausen,
Die müssen vor der Hand wie dicke Wolken brausen.
Das Jäckchen muß so knapp am Jungfernkörper liegen,
Daß sie sich mögen kaum zur Erde nieder biegen;
Es wird dazu geschnürt nach beßter Tabletur
Das Mieder und der Latz mit einer Silberschnur.
Recht wo der Mittelpunkt der zweien Citeronen,
Da muß ein Röschen zart von Gold und Silber wohnen.
Der Wunderstein Magnet der pflegt sich zu bemühen,
Die schwersten Dinge auch mit Fleiß an sich zu ziehen:
Gleich also macht es auch die Rose, so da stet
Zieht Finger zu sich zu gleich eben dem Magnet.
Dort, wo der spitze Latz, da grünt ein Sommergarten,
Da hat man immerfort Riechbusche zu gewarten:
Das Frauenziefer all steckt Sträußchen vorne für,
Als wenn an selbem Ort sie schenken stetig Bier.
Der Pelz muß nach der Läng' seyn zierlich zugeschnitten,
Unzählig Falten drauf, auch vornen in der Mitten

geselligen Bräuchen und Vergnügungen abgehen, welche von der Ritterzeit her noch im Reformationszeitalter üblich gewesen. Alles nahm ein tändelnderes und frivoleres Gepräge an. An die Stelle der Turniere traten

---

Da muß er seyn bespitzt, geschlitzet und geritzt,
Die Falten müssen seyn verfassen und verfitzt.
Es kömmt jetzt alles hoch, jetzt ist es an den Tagen,
Daß unser Jungfern-Volk will nicht mehr Schürtzen tragen.
Viel stutzen sie daher, ja dürffen lieber sehn,
Daß sie gleich Even dort mit Blättern möchten gehn.
Das junge Männervolk trägt Degen an der Seiten,
Also das Jungfernvolk denkt immer auch zu streiten;
Statt Degens hängen sie von Silber zubereit't
Das Scheidchen, Messer und die Gabel an die Seit.
Ja manche hat fürwahr das Bund der Schlüssel hangen
Nicht anders, als wenn kömpt Thor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe seyn,
Blau, grün, gelb oder sonst was giebet hellen Schein.
Die Schuh die müssen seyn mit großen Hörnerspitzen,
Drauff müssen schön gefügt die bunten Rosen sitzen.
Vom Hembde schweig ich still, wie das muß seyn genehet,
Zerstochen und zerthan, zerwirket und zerdreht."

Des Reifrocks ist hier nicht gedacht. Dagegen hat sich über denselben schon Moscherosch (A la mode Kehrauß, 1646, S. 99) also ausgelassen: — „Eine lose Schandhur, die mit einem unehrlichen Kind schwanger gangen und solchen ihren unehrlichen Bauch vor der Welt verdecken wollen, hat die große Gepulster und Reiffschürtze anfangs erdacht und aufgebracht. Dannenhero die Franzosen selbst solche gepulsterte Weiberkleidung Cache-Bastards, Blinde-Bastardt oder Hurenkleider zu nennen pflegen." — Da könnte man auch sagen: Mutato nomine de te (d. h. von der Krinoline des 19. Jahrhunderts) narratur fabula sive historia.

die Ringelrennen mit ihren mannigfaltigen, den spanischen Romanen entlehnten „Inventionen“, sowie allerhand allegorisch-mythologische Spielereien und Balletspektakeleien, wobei nicht mehr die Ritter, sondern die Pferde, die Maschinisten und Feuerwerker das Beste thaten. Ein Prunkstück dieser Art war das „famöse Roßballet“, welches zur Feier der Vermählung Kaiser Leopold's I. mit der spanischen Infantin Margarita Teresa i. J. 1666 zu Wien von Mitgliedern der Aristokratie aufgeführt wurde, eine Maskerade mit ungeheurem Apparat. Aus Italien, wo 1596 zu Florenz die erste vollständige Oper zur Darstellung gelangt war, kam diese Kunstgattung bald auch nach Deutschland, wo sie, nachdem die von Opitz aus dem Italischen übertragene, von Schütz komponirte, am Hoflager des Kurfürsten Johann Georg I. zu Torgau i. J. 1627 zuerst gegebene Oper Daphne die Bahn gebrochen, rasch ein Lieblingsvergnügen der vornehmen und der bürgerlichen Kreise wurde. Weitere Unterhaltungen der fürstlich-adeligen Welt waren die „Wirthschaften“, bei welcher Art von Mummereien Hausherr und Hausfrau die Rollen von Gastwirth und Gastwirthin agirten, sowie die „Schäfereien“, Inszenesetzungen eines erfabelten Arkadien, welche vornehmlich durch die auf den spanischen Schäferroman gepfropfte Astrée (1609) des Franzosen Honoré d'Urfé in die Mode gebracht waren.

Die Leidenschaft, mittelst Maskenspiels aller Art einer jammervollen Wirklichkeit wenigstens zeitweilig zu entfliehen, kennzeichnet überhaupt das 17. Jahrhundert.

Es war auch Grund genug zu solchen Selbsttäuschungsversuchen vorhanden, aber sie hatten den großen Nachtheil, daß durch sie die gesammte Bildung mehr und mehr eine bloße Spielerei wurde, nicht nur aller sittlichen Wirkung bar, sondern im Gegentheil geradezu sittenverderblich. Alle die dem italischen Schäferdrama oder der spanischen und französischen Schäfernovellistik entnommene oder nachgeahmte Sentimentalität und Zierlichkeit war nur ein dünner Firniß, hinter welchem die Barbarei mit Macht hervorbrach, und alle die süßlichen Phrasen und bombastischen Tiraden reichten weder aus, das brutale Saufboldwesen der Männer zu zähmen, noch die Genußsucht der Frauen zu zügeln. Man kann ohne Furcht, widerlegt zu werden, sagen, daß die ganze, dem Ausland nachgeäffte deutsche Bildung dieser Zeit eine Lüge gewesen sei. Glücklicher Weise wurde das eigentliche Volk von dieser Lüge nicht bis zur Unheilbarkeit angesteckt, wie das bei den höheren Ständen der Fall war. Ausnahmen gab es selbstverständlich und werden wir auch in der Frauenwelt auf solche stoßen. Aber Ausnahmen bilden nicht die Regel und diese war, daß unter der glatten Oberfläche heuchlerischer Geziertheit ein Abgrund von Rohheit und Wüstheit lag, der oft genug die lügnerische Decke tobend bei Seite schob. Von Anderem zu schweigen, will ich hier nur an die unflätige Raserei der Tanzfreuden erinnern, wie sie im „Simplicissimus" geschildert ist [90].

90) Im 34. Kap. des 1. Buches. (Ausgabe von 1848, S. 127 fg.)

Wie sich die mittelalterlichen Burgen der deutschen Aristokratie im Laufe des Jahrhunderts nach den Vorschriften des welschen Baustyls zu modernen Palästen umbildeten, gerade so wirkten die Einflüsse der italischen und französischen Renaissance auf das deutsche Hofleben in seinem ganzen Umfange. Die katholischen Höfe, namentlich die geistlichen, lebten so ziemlich das ganze Jahrhundert hindurch auf dem Fuße schwerfälligen Pompes fort, auf welchem sie sich nach dem Muster päpstlicher Hofhaltung eingerichtet hatten. Sie waren demnach, obgleich aus politischen Motiven dem französischen Wesen abhold, ebenfalls der Ausländerei verfallen: nur schauten sie, wie schon früher bemerkt wurde, statt nach Paris nach Rom, Florenz und Madrid. Von letzterem Orte her hatte der kaiserliche Hof die Regeln jener steifleinenen Etikette und jenes umständlichen Schaugepränges empfangen, worin er sich bis zum letzten Habsburger hinab bewegte oder vielmehr nicht bewegte. Mit einer unnahbaren, kleinliche Menschlichkeiten der allerhöchsten Personen zu feierlichen Staatsaktionen aufblasenden Gravität und Grandezza verband sich hier eine Devotion, welche den Kaiser und die Kaiserin alljährlich einmal die Purpurmäntel mit Waschschürzen vertauschen ließ, um eine Komödie christlicher Demuth aufzuführen [91]. Man muß aber sagen, daß das italisch-spanische Wesen, welches

91) Ein Reisender, welcher im Frühjahr 1665 Wien besuchte, erzählt: — „Den 23. März haben der Kaiser und die Kaiserin zwölf alten Männern die Füße gewaschen und das hat der Kaiser

an den katholischen Höfen im Schwange ging, wenn auch nicht gerade die Sittlichkeit, so doch den Anstand besser wahrte, als der „stolze, falsche und lüderliche Franzosengeist“ [92]), welcher nach und nach an den protestantischen Höfen Mode geworden. Nicht, ohne da und dort wackeren Widerstand zu finden, wie z. B. von Seiten der trefflichen Kurfürstin Anna von Brandenburg, Gemahlin Johann Sigismund's, welche inmitten der hereinbrechenden Flitterhaftigkeit und Lockerheit „alla francese“ in der schlichten Würde deutscher Hausmütterlichkeit sich darstellte.

Voran gingen in der Verwelschung der kurpfälzische Hof zu Heidelberg und der landgräflich-hessische zu Kassel. Dort wurde Alles auf französischem Fuß eingerichtet, als der nachmalige jämmerliche „Winterkönig“, Kurfürst Friedrich V., die englische Prinzessin Elisabeth heimgeführt hatte, eines ekelhaften Wüstlings leichtfertige Tochter [93]). In Kassel französirte Landgraf Moritz,

---

gethan, nachdem er Mantel und Degen abgelegt und ein Schurztuch vorgebunden hatte. Und nach dem Waschen trocknete er jedem die Füße und küßte dieselben. Die Kaiserin schürzte sich auch und wusch zwölf alten Weibern die Füße.“ Relat. von d. Begebenheiten des Kaiserl. Hofes zu Wien vom 28. Mart. bis 25. Maji 1665 (gedr. 1666).

92) So heißt er in der 1689 gedruckten Schrift „Der deutsch-französische Modegeist.“

93) Sie wurde bekanntlich die Herzensflamme des tollen Christian von Halberstadt, eines Hauptbannerträgers des französischen Schwindels. Elisabeth hatte freilich am Hofe ihres Va-

Philipp's des Großmüthigen Enkel, eifrigst Hof, Adel und wer sich sonst seinen pädagogischen Experimenten unterziehen wollte. Denn dieser Fürst verrieth merkwürdiger Weise bereits jenen pädagogischen Tic, welcher

---

ters, Jakob's I., Eindrücke empfangen, welche keineswegs geeignet waren, einen vortheilhaften Einfluß auf die heranwachsende Prinzessin zu üben. Jakob I. war bis in seine alten Tage hinein der Völlerei und widernatürlichen Wollust ergeben und ein roher, aller Scham barer Ton herrschte an dem Hofe dieses feigen, treulosen, geifernden Tropfs von König. In einer Depesche vom 23. August 1621 schildert der französische Gesandte am englischen Hof, Tillieres (bei Raumer a. a. O. II. 316 fg.), eines der Gelage, wie sie der König zu halten liebte. Er erzählt, wie derselbe sich mit Vorsatz einen Rausch angetrunken, und fährt dann also fort: — „Tout haut en présence de tant de Seigneurs que Dames le roi but au grand chose de Madame la comtesse de Buckingham et puis au petit chose de la marquise de Buckingham; et pour conclure ce beau procéde, il prit une petite fille, nièce du marquis de Buckingham agée de neuf à dix ans, lui mania tout ce qu'elle portait, puis en toucha le nez de Mr. de Buckingham et au même endroit le baisa par plusieurs fois." — Jakob's Nachfolger Karl I. war von vorwurfsfreien Sitten. Dagegen hielt, wie Jedermann weiß, mit dem restaurirten Karl II. die ganze Liederlichkeit der französischen Galanterie und des französischen Maitressenwesens ihren Einzug in London. Hamilton's mit allem Esprit der Pariser Frivolität geschriebenen „Mémoires de Grammont" schildern das englische Hofleben unter diesem König von der heiteren Seite. Die ernste Geschichte muß es freilich ganz anders beurtheilen. Es war damals die Zeit, wo Messalinen wie die Herzogin von Cleveland in der englischen Gesellschaft den Ton angaben. Wie fabelhaft roh und schamlos es die genannte Dame, eine der Haupt- und Staatsmaitressen Karl's II., trieb, kann schon der

nachmals in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an vielen der deutschen Fürsten bemerkbar ward. Moritz, Etwas von einem Schulmeister und Etwas von einem Künstler, hatte den besten Willen, seine Umgebung zu bilden, aber offenbar keine Ahnung davon, wie sehr er sich in den Mitteln vergriff, obgleich ihn eine grauenvolle Katastrophe, welche i. J. 1615 zu Kassel vorfiel, wohl hätte aufmerksam machen können, daß er statt Bildung nur Unsittlichkeit pflanze. Der Hofjunker von Marschall unterhielt, wie es scheint, ein vertrautes Verhältniß mit Juliane, der Frau des Landgrafen. Denn eines Tages nahm er sie in die Arme und küßte sie. Das sah der Hofmarschall von Hertingshausen und hinterbrachte es dem Fürsten. Darauf erschoß der Hofjunker den Hofmarschall meuchlerisch auf offener Straße. Gefangen genommen und prozessirt, wurde er zu einem Martertode verurtheilt. Es wurde ihm zuerst die rechte Hand abgehauen, dann dem noch Lebenden der Leib aufgeschnitten und das Herz herausgerissen, welches der Scharfrichter dem zuschauenden Landgrafen zeigte. Die Mutter des Hingerichteten und ein demselben verlobt gewesenes Hoffräulein verloren vor Entsetzen ihren Verstand. Die Wittwe des ermordeten Hofmarschalls ließ sich von einem Offizier schwängern, und als sie geboren, ließ ihr der Landgraf

---

Umstand zeigen, daß sie, um die zahllose Schar ihrer Buhler noch um einen, den Lustspieldichter Wycherley, zu vermehren, diesem im gedrängt vollen Theater die seltsame Liebeserklärung zuschrie: „Sir, Ihr seid ein Lump, Ihr seid ein Schuft, Ihr seid ein Hurensohn!“ Vgl. Macaulay, Essays, IV, 164.

die Wahl, sich mit ihrem Kinde lebendig einmauern zu lassen oder das Land zu meiden. Sie wählte natürlich das Letztere und heiratete ihren Buhlen. Aber dieser vergiftete sich aus Furcht vor der Rache des Landgrafen, welcher der thörichten Meinung gewesen zu sein scheint, mittelst grausamer Strafen das wüste Treiben an seinem Hofe bessern zu können, ein Treiben, welches er auf der andern Seite durch seine Hingabe an die Alamoderei so recht hegte und pflegte [94]). Ein Seitenstück zu dieser alamodischen hessischen Hofgeschichte aus dem zweiten Dezennium des 17. Jahrhunderts bildet eine hannover'sche aus dem letzten (1694), die vielbeschriebene Geschichte des Grafen Philipp Christoph von Königsmark und der Kurprinzessin Sophia Dorothea von Hannover, Gemahlin des Kurprinzen Georg, welcher nach dem Tode der Königin Anna den Thron von Großbritannien bestieg. Königsmark hatte mit der Prinzessin, der Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, von Jugend auf in einem zärtlichen Verhältniß gestanden und dasselbe auch nach der Vermählung der Geliebten mit dem Kurprinzen von Hannover fortgesetzt. Die Schuld der Prinzessin ist, seit der Veröffentlichung der Originalkorrespondenz der beiden Liebenden, zweifellos [95]). Aber der Kurprinz

94) Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, II, 637. Curiositäten, IX, 348 fg.

95) Früher waren die Meinungen darüber sehr getheilt. Doch schrieb die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans schon am 29. April 1702 an ihre Schwester Luise: „Es seindt leutte hir so

Georg war durchaus nicht berechtigt, den strengen Richter zu machen. Denn er vernachlässigte seine Gemahlin, indem er öffentlich mit seiner Maitresse, der Frau von dem Busch lebte, einer jüngeren Schwester der Maitresse seines Vaters, der Gräfin von Platen. Dieses leidenschaftliche und rachsüchtige Weib gab dem zwischen Königsmark und der Kurfürstin spielenden Roman die Wendung zum Tragischen. Sie selbst verliebte sich nämlich in den schönen, durch sein ritterliches Wesen und seine

---

nicht sagen daß sie (die Kurprinzessin) nicht criminelle geweßen undt Ein Jung mensch wie sie war so sich küssen und begreiffen lest thut woll alles übrige auch." Die gute Herzogin lebte demnach des Glaubens, unser ungeschlachtes Sprüchwort: „So sich die Jungfer auf's Küssen legt, legt sie sich auch auf's Kissen" — hätte recht . . . Die Originalbriefe des Grafen von Königsmark und der Kurprinzessin hat Palmblad unter den handschriftlichen Schätzen der Universitätsbibliothek zu Lund aufgefunden und dieselben 1847 veröffentlicht. Dir Prinzessin schrieb einmal an Königsmark: — „Si vous croyez que la crainte de m'exposer et de perdre ma réputation m'empêche de vous voir, vous me faites une injustice bien cruelle. Il y a longtemps que je vous l'ai sacrifiée et mon amour me donne tant de courage, que j'ai toutes les peines du monde à l'envie où je suis de vous embrasser." Und ein andermal: — „Je peux sans chimère me flatter encore de passer un jour ma vie avec vous. Grand Dieu, si je perdai cette esperance le moyen de resister à tant de malheurs. Il n'y a que cela, qui me soutient." Am bedenklichsten und wohl geradezu überführend lautet es, wenn der Graf eines Tages an die Prinzessin schrieb: — „J'ai dormi comme un roi et je souhaite fort que vous en ayez fait autant. Quelle joie, quel plaisir, quel enchantement n'ai-je point senti entre vos bras. Dieu, quelle nuit ai-je passée."

galanten Abenteuer weitum berühmten Grafen und beschloß, als er ihren sehr deutlich dargelegten Wünschen nicht willfuhr, sein Verderben. Auf ihre Veranlassung in einer heißen Sommernacht zu einem Stelldichein mit der Prinzessin gelockt, wurde er im Palast überfallen, nach verzweifelter Gegenwehr gefangen und in einem abgelegenen Gelasse ermordet [96]).

96) Die Ermordung des Unglücklichen ist Thatsache, nur über die Mordweise ist man noch im Ungewissen. Neuestens hat Weber („Aus vier Jahrhunderten", II, 87 fg.) aus dem sächsischen Staatsarchiv ein Dokument beigebracht, welches den bisher bekannten Hergang der gräßlichen Geschichte in allen Hauptpunkten bestätigt, hinsichtlich der Todesart Königsmark's aber die Version gibt, der Graf sei erst mehrere Monate nach seiner Ueberrumpelung im Gefängnisse mittelst Giftes gemordet worden. Das in Rede stehende Dokument ist ein Memoire, eigenhändig aufgesetzt von dem unter dem Namen des Marschalls von Sachsen bekannten Sohn August's des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark, welcher allerdings gut unterrichtet sein konnte, denn seine Mutter war eine Schwester des Ermordeten. Diesem Berichterstatter zufolge ließ am Tage nach dem in ihren Gemächern stattgehabten Ueberfall ihres Geliebten die Kurprinzessin den Kurprinzen, ihren Gemahl, und dessen Vater, den Kurfürsten, zu sich bitten und gab die Erklärung ab: „Ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen. Ich werde mich nicht damit erniedrigen, Sie zu überreden, daß ich unschuldig sei. Ich bin schuldig, aber nur darin, daß ich in feigem Gehorsam (gegen meinen Vater) dem Grafen Königsmark die Treue gebrochen. Ich liebte Königsmark, ehe mir die Verpflichtung auferlegt ward, Ihnen, mein Prinz, zu gehorchen. Ich erkenne mit Schrecken den Fehler, daß ich ihm den Zutritt zu mir gestattet habe, und der Rest meines Lebens soll der Reue und der Erinnerung gewidmet sein. Ich bin die Ursache seines Todes, mir

Das ganze Jahrhundert, von welchem wir hier handeln, strotzt von abschreckenden Beweisen, daß die heilsame Wiederbelebung des deutschen Familiengeistes, wie sie die reformatorische Bewegung mit sich gebracht hatte, den unsittlichen Tendenzen des alamodischen Wesens nicht standzuhalten vermochte. Die protestantischen Kreise hatten in Betreff sittlicher Lebensführung vor den katholischen bald Nichts mehr voraus, — im Gegentheil!

---

liegt es ob, ihn zu rächen." Falls die Prinzessin diese Absicht wirklich hatte, so war es sehr unklug, sie auszusprechen. Jedenfalls kam der Vorsatz nicht zur Ausführung. Die Ehe der Prinzessin mit dem Kurprinzen ward getrennt und sie wurde für den Rest ihres Lebens auf dem Schlosse Ahlden in Haft gehalten, weßwegen sie in der Skandalchronik des deutschen Hoflebens unter dem Namen der Herzogin von Ahlden figurirt . . . Die erwähnte Schwester des ermordeten Grafen, Aurora von Königsmark — durch ihren 1696 geborenen Bankert Moritz, „Marschall von Sachsen", Urahne der großen französischen Dichterin Aurore Dudevant, geb. Dupin (Georges Sand) — war eines der schönsten und gebildetsten Buhlweiber des 17. Jahrhunderts. Will man aber erfahren, wie unbefangen die feinsten Damen von damals die gröbsten Schmutzereien niederschrieben, so muß man den Aufsatz lesen, welchen die Gräfin kurze Zeit nach der Ermordung ihres Bruders über die Verhältnisse desselben am hannover'schen Hofe, insbesondere über sein Verhältniß zur Gräfin von Platen verfaßte (nach der Handschrift Aurora's abgedr. bei Cramer, Denkwürdigkeiten d. Gr. A. v. Königsmark, I, 66 bis 69) . . . Die geringe Glaubwürdigkeit des von Weber mitgetheilten „Memoire" hinsichtlich der Todesart Königsmark's ist dargethan in Bülau's Sammelwerk „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen", wo sich (XII, 197—313) die fleißigste Zusammenstellung und unbefangenste Verarbeitung des Materials dieser schmachvollen Hofgeschichte findet.

Eine große Mitschuld an den Ausschreitungen fürstlicher Herren und Damen trugen die protestantischen Hoftheologen, deren servile Nachsicht mitunter bis zum Unglaublichen ging[97]). Uebrigens beschränkte sich der sittliche Verfall, die Laxheit der Grundsätze und die Frechheit der Genußsucht, der sinnlose Luxus und die gemeine Prasserei, keineswegs etwa auf die aristokratischen Stände; auch der Bürgerstand war vielfach davon verpestet. Hauptursachen waren das politische Verkommen des Bürgerthums, die dogmatische Verknöcherung des Lutherthums, von welcher keine sittliche Wirkung mehr ausgehen konnte, ferner die demoralisirenden Einflüsse der Kriegsdrangsale und endlich das von der Aristokratie gegebene schlimme Beispiel der Mißachtung häuslicher Zucht und ehelicher

---

97) Hatte doch schon i. J. 1534 der wackere Sebastian Frank Veranlassung gehabt, in der Vorrede zu seinem „Weltbuch" zu klagen: „Sunst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen; jetzt muß alles gehofiret sein oder es ist aufrührisch. Gott erbarm's!" Zu dem Satze, daß das Lutherthum so recht eine Schule des theologischen Knechtsinns gewesen, hat Biedermann („Deutschland im 18. Jahrhundert", II, 1. Abthlg. S. 9.) recht erbauliche Belege gesammelt. Das folgende, auf Büsching's durchaus glaubwürdigem Zeugniß beruhende, steht bei Bülau, Geh. Gesch. und räthselh. Menschen, VI, 481. Ein Graf von Schaumburg-Lippe hatte auf der Jagd aus Versehen einen Menschen getödtet, welchen er für ein Stück Wild angesehen. Sein Hofprediger, welchen er zu seiner Gewissensberuhigung kommen ließ, redete ihm ein, er brauche sich keine Skrupel zu machen, da er ohne Absicht gehandelt; „außerdem aber sei er ja auch Herr über das Leben seiner Unterthanen!"

Treue. Am eifrigsten wurde dasselbe nicht selten in Kreisen befolgt, wo man es am wenigsten erwarten sollte, in den akademischen nämlich. Das wüste Leben zwar, welches die Studenten zu einer Zeit führten, wo Studententhum und Landsknechtsthum häufig in einander flossen, kann kaum Wunder nehmen. Aber auffallend ist, daß z. B. in Tübingen, dessen Hochschule sich auf ihre „reinlutherische Lehre“ so viel zu gute that, auch in den Familien der akademischen Lehrer ein so grelles Sittenverderben daheim war, daß an den Töchtern und Frauen der Professoren uneheliche Schwangerschaften, Fruchtabtreibungen, Ehebrüche und ein trunksüchtiges, brutales Gebaren häufig gerügt und bestraft werden mußten [98]. Fast noch widerwärtiger als ein derartiges Tollen war die schleichende Heuchelei der Frauen, welche sich nicht entblödeten, verliebte und obscöne Schriften nach Art von Gebetbüchern einbinden zu lassen und so in die Kirchen mitzunehmen [99]. Ein Sittenprediger aus dem vorletzten Dezennium des 17. Jahrhunderts ereiferte sich insbesondere darüber, daß die jungen Mädchen, — „solche Schnepperlinge“, wie er sie nennt — so unsittsam sich kleideten und so kokett sich benahmen. Er schilt sie „männersüchtige Weibsstücke, die, ehe sie noch von einem Freier oder Bräutigam wissen, ranzen und laufen, sich gleichsam selbst zum Kauf anbieten und durch solche Liebes-

98) S. die aus den Akten gezogenen Belege bei Tholuck, das akademische Leben des 17. Jahrhunderts, I, 145—277.

99) Philander von Sittenwalt, „Venusnarren“ (1646) S. 84.

Mercanzen sich selbst nicht wenig beschandflecken. Ach Gott, sonst war eine Jungfrau eine Alma; jetzt macht sie sich selbst zur Almoda[100]." Aller Scham und Scheu vollends entschlugen sich die Soldatenweiber im Verkehr mit der Männerwelt und im „Simplicissimus" ist zu lesen, zu welchen seltsamen Verrichtungen die Schönen des Lagers, auch die Offiziersfrauen, ihre männlichen Dienstboten mitunter anzuhalten die Laune hatten[101]). Unweiblichkeiten dieser Art lassen sich denn doch nur begreifen von einer Zeit, welcher das sittliche Gefühl so sehr abhanden gekommen war, daß sie sogar in ihre Anstandslehre die gröbsten Unflätereien zu verflechten nicht anstand[102]).

Indessen gab es in der deutschen Frauenwelt dieser Periode auch Kreise, zu welchen der alamodische Ungeist keinen Zutritt erhielt, und in allen Regionen der Gesellschaft treffen wir Frauen, welche die guten Traditionen des deutschen Familiensinns pflegten und die Pflichten der Gattinnen und Mütter redlich erfüllten, oder solche,

---

100) Mengering, Sünde-Rüge und Gewissens-Forschung (1687), S. 792.

101) Simplicius erzählt (Bd. II, Kap. 25, S. 116 d. cit. Ausg.): „Ich mußte oft der Rittmeisterin, meiner Herrin, bei hellem Tage Flöhe fangen, natürlich nur darum, damit ich ihren alabasterweißen und zarten Leib genugsam sehen und betasten sollte. Dies wollte mir, weil ich auch Fleisch und Blut hatte, in die Länge zu ertragen etwas schwer fallen."

102) Vgl. den Aufsatz Hoffmann's v. Fallersleben über ein „Complimentir-Büchlein v. J. 1654", Weimar. Jahrb. I, 322 fg.

welche sich scheu aus dem Getümmel einer wilden und wüsten Zeit zurückzogen und in der Stille der katholischen Klöster oder der seit der Reformation aufgekommenen protestantischen Fräuleinstifte — unter welchen die Abtei Quedlinburg den ersten Rang einnahm — asketischen Uebungen und beschaulicher Betrachtung hingaben, oder endlich solche, welche, in was für einer Lebensstellung sie sein mochten, mit untadeliger Führung ein lebhaftes und nicht selten auch produktiv sich äußerndes Interesse an den religiösen, gelehrten und dichterischen Bestrebungen ihrer Zeitgenossen verbanden [103]). Manche klösterliche Genossenschaft ragte aus der trüb und ungestüm wogenden Flut des Jahrhunderts wie eine Insel der Unschuld, des Erbarmens und einer auf verständige Ziele verständig abzielenden Frömmigkeit hervor [104]). Auf katholischer und protestantischer Seite zeichneten sich Frauen aristo-

---

103) Die Blaustrümpfelei scheint sich freilich da und dort auch sehr unangenehm gemacht zu haben. In der 8. Satire Rachel's findet sich ein derber Ausfall auf die dichtenden Frauen, der freilich insbesondere auf frivol und lasciv dichtende gemünzt gewesen zu sein scheint: —

„Ja, endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
Daß auch das Weibervolk läßt Spuhl und Haspel fahren
Und macht ein Kunstgedicht . . . .
Die Schriften sind fürwahr Gezeugen unsrer Herzen;
Die keusch ist von Natur, die wird nicht unkeusch scherzen,
Das bild' ich mir gewiß und ohne Zweifel ein:
Die so wie Thais spricht, die wird auch Thais sein.“

104) S. die Tages- und Hausordnung des Frauenklosters Nieder-Schönenfeld. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 404 fg.

kratischer und bürgerlicher Geburt als Muster frommen Wandels aus — wie jene drei dem Kaiserhaus entstammten Nonnen, Margaretha, Tochter Kaiser Maximilians des Zweiten, Maria Christina und Eleonore, Töchter des Erzherzogs Karl — oder als theologische Streiterinnen — wie jene Anna Owena Hoyer aus Holstein, die tapfere, wenn auch etwas phantastische Befehderin der lutherischen Orthodoxie, und die noch berühmtere Anna Maria von Schurmann aus Köln, welche, nach Holland übergesiedelt, die Hand des Dichters Caats ausschlug, um ganz den Wissenschaften zu leben, sich vierzehn Sprachen aneignete, ein wahres Kompendium von Gelehrsamkeit wurde, den Protestantismus in Disputationen mit den Jesuiten verfocht, auch im Lautenspiel und in der Stickerei die Meisterschaft errang, sich als Malerin und Kupferstecherin mit Glück versuchte und ihren wohlerworbenen Ehrentitel der „holländischen Minerva" auch durch sittsamen Wandel rechtfertigte — oder endlich als Sängerinnen religiöser Lieder, wie die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg, Gemahlin des großen Kurfürsten, welcher das berühmte Lied: „Jesus meine Zuversicht" zugeschrieben wird; ferner die Landgräfin Anna Sophia von Hessen-Darmstadt, die beiden Gräfinnen Ludmilla Elisabeth und Aemilia Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt und die Freifrau Katharina Regina von Greifenberg. In der weltlichen „Poeterey" galt Sibylla Schwartz aus Greifswald ihrer Zeit für ein „Wunder" und die wenigen auf uns gekommenen Proben ihres Talentes sind für ein siebzehnjähriges Mädchen, als

welches sie gestorben, allerdings eigenthümlich genug. Es muß ein glutvolles Herz unter diesem kaum aufgeblühten Mädchenbusen geschlagen haben. Ein Herz voll Milde, Heiterkeit und hülfreicher Frömmigkeit dagegen schlug in der Brust der Prinzessin Elisabeth von Baden-Durlach, Tochter des Markgrafen Georg Friedrich, welche erst gegen das Ende des Jahrhunderts hin unvermählt gestorben ist. Sie gehörte ebenfalls zu den Dichterinnen ihrer Zeit und hat eine Sammlung von Sinnsprüchen, in deren Auswahl ein edles, in Leiden geprüftes und bewährtes Gemüth sich bekundet, in deutsche Verse gebracht, welche in ihrer Klarheit und gedrängten Kraft vor der nebelhaften und gedunsenen Phrasenmacherei der meisten Poeten von damals gar vortheilhaft sich auszeichnen[105]).

Es ist tröstlich, in einer Zeit, wie das 17. Jahrhundert gewesen ist, in einer Zeit, deren ganze Bildung

105) Vgl. Zell, die Fürstentöchter des Hauses Baden, S. 47 fg. Weimar. Jahrb. II, 216. Von den an letzterem Orte aus dem Originaldruck („Tausendt Merckwürdige Gedenck-Sprüch auß vnterschiedlichen Authoren zusammengezogen und in teutsche Verse übersetzt"; Durlach 1685) mitgetheilten Sprüchen wollen wir etliche hersetzen: —

Die Tugend hat die Art des Palmbaums angenommen;
Je mehr sie wird gedruckt, je höher wird sie kommen.

Die Seele läßet sich zu keinem Glauben zwingen;
Der Grund der Wahrheit muß nur dies zuwegen bringen.

Bei Manchem hat gar oft der Adel des Geblüts
Verändert und verderbt den Adel des Gemüths.

Die wahre Tapferkeit läßt sich darinnen sehen,
Daß sie den Lastern wird allzeit entgegen stehen.

im Grunde nur eine lackirte Barbarei war[106]), in einer Zeit, wo kirchliche Disciplin und Strafjustiz mittelst scharfer Unzuchtsstrafen die zügellose Geschlechtslust vergeblich zu bändigen suchten[107]) — es ist tröstlich, in einer solchen Zeit doch auch wieder auf lautere, schöne, reinmenschliche Züge in dem Verhalten der beiden Geschlechter zu einander zu stoßen. Wenn berichtet werden mußte,

---

Wie nach dem Regen oft die Sonne pflegt zu scheinen,
So sammelt man mit Freud', was man gesät mit Weinen.

O wie viel Eitelkeit find't sich in denen Sachen,
Darum die Menschen sich viel Müh' und Arbeit machen.

106) Als einen charakteristischen Zug derselben führe ich an, daß in wohleingerichteten adeligen Häusern der „Magister", d. h. der Lehrer der Kinder, schlechter besoldet war als der Kutscher und der Lakai. Nach einem Haushaltungsbuche des kursächsischen Ritters Georg v. W., Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf B. und L., welches von 1661 bis 1670 reicht, hatte der Magister 9 Rthlr. 12 Gr., der Kutscher dagegen 11 R. 16 G. und der Lakai 10 R. Jahreslohn. Die Köchin erhielt 11 R. 8 G., die Hausmagd 6 R. 3 G., die kleine Magd 6 R. 3 Gr., die Aufwartemagd 6 R. jährlich, die Kühehüterin 20 G. vierteljährlich. Mitgeth. v. Bergfeld, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 135.

107) Wie dabei an vielen Orten verfahren wurde, mag der folgende, Karche's Jahrbüchern von Koburg entnommene Fall v. J. 1658 veranschaulichen. „Den 2. Aprilis wurde Hans Wirth, ein Fuhrknecht aus Thüringen, weil er eine Dirne geschwächt und ihr die Ehe versprochen hatte, überdies noch eine andere geschwächt und ihr ebenfalls die Ehe versprochen hatte, als man die Kirche ausläutete, auf den Stein am Kirchthurm an das Halseisen geschlossen, allwo er und die beiden Dirnen mit Strohkränzen die Predigt über stehen mußten." Später wurden gefallene Mädchen

daß die Anreizung zur Sittenlosigkeit von den höheren Ständen ausgegangen, so ist es nur billig, zu erwähnen, daß gerade in dieser Gesellschaftssphäre auch Beispiele sich finden, welche beweisen, daß gute Sittenzucht und die Achtung vor fraulicher Ehre und Würde in der deutschen Aristokratie denn doch nicht ganz erstorben waren. Mehrere Fürstenhäuser hielten der alamodischen Zersetzung des heimischen Familienlebens gegenüber an der Reinheit und Traulichkeit desselben fest und außerdem gab es sogar wie im 16. Jahrhundert so auch im 17. deutsche Fürsten, welche sich bei ihren Herzensneigungen weder das Vorurtheil der Kastenverhältnisse noch die eingerissene duldsame Ansicht über das Maitressenwesen zu Nutzen machen wollten, sondern ihre Erwählten, Mädchen bürgerlichen Standes, in aller Form Rechtens heirateten. So der Herzog Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg, welcher nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Elisabeth Rosina Menthe, Tochter eines Barbiers zu Minden, liebgewann und dem ebenso schönen als sittsamen Mädchen seine Hand anbot. „Ihr sollt nicht meine linke, sondern meine rechte Gemahlin sein und bleiben," sagte der Fürst zu ihr, als er sich im Juli 1681 auf dem Landhause Hedwigsburg mit ihr trauen ließ. Der nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe kinderlos

„ausgepaukt" und des Landes verwiesen. Der Amtsdiener führte nämlich dieselben mit einer Trommel, welche er von Zeit zu Zeit rührte, dreimal um den Marktplatz und hierauf, nachdem sie Ruthenstreiche erhalten hatten, zum Thore hinaus.

Gestorbenen wurde die Grabschrift gesetzt: „Vixit in praeclarum modestiae et pietatis exemplum [108])“. Auch der in der deutschen Soldatengeschichte unter dem Namen des alten Dessauers berühmte Fürst Leopold der Erste von Dessau erkor sich ein bürgerliches Mädchen zur Frau, die Anna Luise Föhse, Tochter eines Apothekers zu Dessau, welche der Kaiser in den Reichsfürstenstand erhob, damit ihre Söhne für successionsfähig erklärt werden könnten. Sie muß eine ganz vortreffliche Frau gewesen sein, denn sonst hätte der harsche und barsche Kriegsmann, ihr Gemahl, dessen Rauheit nicht selten stark ins Brutale spielte, wohl nicht mit so unverbrüchlicher Achtung und Treue an ihr gehangen.

---

108) Köhler, Münzbelustigungen, XXI, 289. Rethmeier, Braunschweig. Chronik, III, 1526. Curiositäten, X, 351.

Viertes Kapitel.

Die Hexen[109].

Vom Teufel. — Die Weltanschauung des Mittelalters. — Das Reich Gottes und das Reich Satans. — Wundern und Zaubern. — Von zauberischen Praktiken. — Die Kirche und das Zauberwesen. — Die Hexen. — Bund und Buhlschaft mit dem Teufel. — Der Hexensabbath. — Der Hexenprozeß. — Die Bulle Innocenz des Achten und der Hexenhammer. — Das Beweisverfahren und die Bestrafung. — Die Reformation und der Hexenprozeß. — Die massenhaften „Einäscherungen." — Opposition: Molitor, Weier, Loos, Lercheimer, Spee, Becker, Thomasius. — Die letzten Hexenprozeduren. — Die letzte Hexe.

Das Buch der Geschichte trieft von Thränen und Schmerzlichstes muß es merkwürdiger Weise immer da erzählen, wo es von den Entwickelungen der religiösen

109) Ich habe zu diesem Kapitel hauptsächlich folgende Quellen benützt: — Malleus Maleficarum (der Hexenhammer), Frankf. Ausg. v. 1588. Molitor, Eyn schön Gesprech von den Onholden, 1489. Agrippa von Nettesheim, De occulta philosophia, 1533. Milichius, Der Zauber-Teuffel (Theatr. diabol. 1575, fol. 175 seq.). Luthers Tischreden, 1576, fol. 197 seq. Bodinus, De magorum daemonomania (deutsch von Fischart u. d. T. Vom

Idee handelt. Kein anderes Motiv hat jeder Zeit die Menschen zu wahnsinnigerer Wuth entflammt als der Zwist und Streit um ihre Götter. Hier haben sich mit der höchsten Begeisterung, welche das Menschenherz schwellen kann, die gemeinsten Triebe, die schrecklichsten Leidenschaften gemischt und in einem Ozean von Blut ist der Purpurmantel der Religion gefärbt worden.

Was aber immer menschlicher Wahn und menschlicher Fanatismus unbewußt oder bewußt gesündigt, das Gräuelhafteste haben sie doch im Hexenglauben und im Hexenprozeß zuwegegebracht. Blödsinn und Wahnwitz,

---

außgelassnen wütigen Teuffelsheer, 1591). Cäsarius Heisterbachensis, Dialogus miraculorum, ed. Strange 1851. Weier, De praestigiis daemonum, 1577. Lercheimer, Christlich Bedencken von Zauberey, 1593. Del Rio, Disquisit. magicar. libr. VI, 1679. Anhorn, Magiologia, 1674. Spee, Cautio criminalis seu de processu contra sagas liber, Edit. III, 1695. Becker, Die bezauberte Welt, 1693. Thomasius, De crimine magiae dissertatio, 1701. Ferner die bekannten Sammelwerke von Hauber (Bibliotheca magica, 1741) und Horst (Dämonomagie, 1818). Von den zahlreichen Monographieen, Aktenveröffentlichungen u. s. w. abgesehen, ist der Gegenstand im Ganzen neuerer Zeit in Deutschland behandelt worden von Grimm (Deutsche Mythologie, 3. A. S. 983 fg.), Soldan (Geschichte der Hexenprozesse, 1843), Ennemoser (Gesch. d. Magie, 1844, S. 756 fg.), Schindler (Der Aberglaube d. Mittelalters, bes. S. 208 fg.), Köppen (Hexen und Hexenprozesse, Wigand's Vierteljahrsschr. 1844, II, 1 fg.), Scherr (Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 2. Aufl. 1858, S. 323 fg.). Darstellungen wie die von Görres in seiner Christlichen Mystik zu Verdunkelungszwecken gegebene haben selbstverständlich keinen historischen Werth.

feige Tücke und rasende Mordlust verbanden sich da zu einem Thun, dessen Resultate das düsterste Kapitel der Weltgeschichte füllen. Betrachtet man dieses höllische Bild und stellt die abergläubischen Tendenzen und Praktiken unserer eigenen Zeit daneben, die somnambulistischen und magnetischen Gaukeleien, die Geisterseherereien und Gesundbetereien, die Umkehr der „Wissenschaft“ zum mittelalterlichen Köhlerglauben, die ganze von so vielen Kanzeln und Kathedern gepredigte Dämonologie der Unvernunft, so ist man stark versucht, in das trostlos-pessimistische Kredo einzustimmen, daß die Geschichte nur Eines lehre, nämlich daß sie Nichts lehre. Und doch sind wir seit hundert Jahren unleugbar vorgeschritten: man verbrennt wenigstens keine Hexen mehr. Auch wird sicherlich eine Zeit kommen, wo die Umkehrprofessoren, Umkehrkonsistorialräthe, Umkehrzeitungsschreiber unserer Tage als gewesen und fürder unmöglich der Kulturgeschichte ebenso verfallen sein werden, wie die Hexenrichter von vormals heutzutage es sind. Nur wird man dann die modernen Inquisitoren nicht mit dem Gefühle des Grauens, welches die alten einflößen, betrachten, sondern mit dem der Ergötzung. Denn mögen sich die Apostel und Familiaren des Köhlerevangeliums noch so ernsthaft und grimmig gebärden, sie sind und bleiben lächerliche Gesellen und die Maske à la Torquemada oder Calvin steht ihnen so komisch zu Gesichte, daß wir bereits das unauslöschliche Gelächter zu vernehmen glauben, welches in künftigen Tagen darüber erschallen wird. Freilich, der schwarze Faden des Wahns wird nie aus dem Gewebe

menschheitlicher Entwickelung verschwinden und demnach gibt es, wie heutzutage, wohl auch künftig immer eine Species von Ketzerrichtern und Hexenbrennern, über welche man nicht lachen wird. Denn zu allen Zeiten liebten und lieben es die Menschen, die Thorheit der Vorfahren lächerlich, ihre eigene aber ehrwürdig zu finden.

Doch unsere Aufgabe ist nicht, über die Gegenwart zu moralisiren oder Zukunftsträume zu spinnen, sondern nur, von der Vergangenheit zu erzählen, und so wollen wir denn vom Hexenwesen reden, dem brennendsten Unrecht, der tiefsten Schmach, dem furchtbarsten Leid, welche dem weiblichen Geschlechte jemals angethan worden sind. Es ist traurig zu sagen, aber es muß um der Wahrheit willen gesagt werden, daß sich unser Vaterland vor allen übrigen Ländern darin ausgezeichnet hat, den grausamen Wahnsinn des Hexenprozesses recht methodisch, recht umfassend, recht beharrlich zu treiben. So sehr war durch den Einfluß des Teufelsglaubens die altgermanische Frauenverehrung, welche im Weibe „etwas Heiliges" gesehen hatte, getrübt worden, daß unsere Altvorderen etliche Jahrhunderte hindurch es für möglich, ja für wirklich hielten, deutsche Mädchen und Frauen gäben Sitte und Scham, alles Hohe und Heilige, was der Mensch besitzen kann, für die widerliche Umarmung eines scheußlichen Bockes hin. Es dürfte doch schwer sein, auf dem ganzen Gebiete menschlicher Narrheit Etwas aufzufinden, was an blödsinniger Gemeinheit dieser christlich-theologischen Phantasie nur halbwegs gleichkäme.

Der Glaube an Zauber und Hexerei war ein in-

härirender Theil des mittelalterlichen Christenthums. Es war dieser Glaube eine logische Folge des Glaubens an einen Gegengott, an den Teufel. Gut und böse, Schöpfung und Zerstörung, Tugend und Sünde, Wahrheit und Lüge, Geist und Materie, Licht und Finsterniß, Ormuzd und Ahriman, Gott und Satan, — das sind bekanntlich die beiden Pole, um welche sich die religiöse Idee dreht und welche auf die Entwickelung der meisten Religionssysteme bestimmend eingewirkt haben. Um sich sein zweispältiges Wesen gegenständlich zu machen, mußte sich der Mensch überall, wie einen Gott, so auch einen Teufel schaffen, wenngleich dieser Gegensatz z. B. in der Religion der Hellenen, welche den Zwiespalt von Natur und Geist nicht anerkannte, nicht so schroff sich herausgebildet hat. Auch der Mosaismus wußte ursprünglich Nichts von einem Satan, nahm dann aber diese Verpersönlichung des negativen, des bösen Prinzips aus der zoroastrisch-persischen Dogmatik herüber und überlieferte ihn später dem Christenthum. Bei den Evangelisten Matthäus und Lukas tritt — in der Versuchungsgeschichte Jesu — der Teufel bereits fertig auf, als Widersacher Gottes, Aftergott, Gegengott. Im Verlaufe der Siege des Christenthums über das Heidenthum wurden ihm hierauf noch weitere Züge angebildet, indem die christliche Priesterschaft bemüht war, die alten Götter, deren Andenken sie nicht aus dem Volksgemüth zu verbannen vermochte, zu bösen Geistern, zu Teufeln zu degradiren. Zu dem Bilde des Gesammtrepräsentanten der teuflischen Eigenschaften, zu den Bilde des Oberteufels haben die orientalischen

Religionen, wie auch die hellenisch-römische, die germanische und keltische Religion, Einzelstriche geliefert; doch handelten die christlichen Theologen in ihrem Sinne folgerichtig, wenn sie, welche ja die Natur als sündhaft verwarfen und das Diesseits dem Jenseits gegenüber als nichtig und unberechtigt erklärten, die Vorstellung, welche sich das klassische Alterthum von dem großen Naturgott gebildet hatte, auf Satan übertrugen und also — allerdings mit häßlicher Uebertreibung und Verzerrung — aus dem großen Pan den großen Bock machten.

Wie Jedermann weiß, war die ganze mittelalterliche Weltanschauung durch den Gegensatz von Gott und Teufel bedingt und bestimmt. Im Mittelpunkt des Weltalls schwebt, nach der Ansicht von damals, die Erde, um welche sich in sieben übereinander gebauten Himmeln die Sonne, der Mond und die fünf Planeten mit verschiedener Geschwindigkeit im Kreise bewegen. Ueber den sieben Himmeln wölbt sich eine achte Sphäre, in welcher die übrigen Gestirne, körperlos und ohne Schwere, frei hängen oder an welche sie angeheftet sind, und über der achten steigt eine neunte Sphäre auf, der krystallinische Himmel, und über dieser eine zehnte, die Feuersphäre (das Empyreum), allwo Gott und sein Sohn mit den Seligsten der Seligen thronen, während die übrigen nach den verschiedenen Graden ihrer Vollkommenheit in den neun andern Himmeln vertheilt sind. Entgegengesetzt dieser Wohnung der Götter, der Engel und der Seligen ist die Hölle, welche, im Centrum der Erde befindlich, dem Satan und den übrigen gefallenen Engeln, sowie den

verdammten Seelen zum Aufenthaltsorte dient. Gott hat das Universum, Erde, Himmel und Hölle, aus Nichts geschaffen und regiert sie willkürlich von seinem himmlischen Sitze aus. Er ist ein außerweltlicher Gott, er steht als Geist der Natur gegenüber, die nicht etwa in ihr selbst liegenden unabänderlichen Gesetzen gehorcht, sondern in jedem Augenblick dem Einwirken Gottes und seiner Geister unterworfen ist. Das eben ist die göttliche Allmacht. Nun steht aber dem Reiche Gottes und seiner Engel und Seligen das Reich des Teufels und seiner Dämonen und Verdammten feindlich gegenüber. Wie verträgt sich das mit der göttlichen Allmacht? Ganz gut, denn das Reich des Teufels existirt nur durch „Zulassung Gottes.“ Warum aber ließ Gott das Böse zu? Warum gab er dem Teufel Spielraum? Weil es nun einmal so sein ewiger Rathschluß ist. Dieser Grund muß dem Glauben genügen und genügt ihm wirklich.

Infolge der Vorstellung, daß dem Himmel die Hölle, dem Gott der Teufel entgegenstehe, nahm der Glaube an die Verteufelung der Welt immer größere Dimensionen an. Fand doch alles Böse, was auf Erden geschah, jedes physische und moralische Uebel seine Erklärung in der Ansicht, daß der Teufel, welcher zugleich Gottes Widersacher und Affe ist, stets eifrig darauf aus sei, durch Mehrung des eigenen Reiches das Reich Gottes zu mindern. Ein Resultat dieser Mehrung des Teufelsstaates war zunächst das Besessensein von Menschen durch den Teufel, beziehungsweise durch höllische Dämonen, wovon die Evangelisten so Vieles zu erzählen

wissen[110]), d. h. viele Krankheiten der Seele und des Leibes, welche die Unwissenheit der Menschen und eine stümperhafte Arzneikunst weder zu erklären noch zu heilen verstanden, wurden für eine Wirkung teuflischer Bosheit gehalten und in Nachahmung der Austreibung von Dämonen aus Besessenen durch Jesus bildete die Kirche kraft des auf ihre Diener ausgegossenen heiligen Geistes eine förmliche Kunst des Exorcismus aus, welche dem Teufel entgegenarbeiten sollte. Gott inspirirt seine Anhänger, der Teufel besitzt sie ... Aus dem Gegensatz von Gottesreich und Teufelsreich ergibt sich ferner der Unterschied von Wunderwirkung und Zauberei. Gott und der Teufel greifen gleichermaßen nach Willkür in die Gesetze der Natur ein und ändern dieselben nach Belieben. Aber jener ist der legitime, dieser bloß ein „zugelassener“ illegitimer Herr der Natur und daher die teuflische Zauberei nur eine Travestie der göttlichen Wunderwirkung. Dieser Unterschied findet auch statt, wenn Gott und der Teufel ihre Gewalt über die Naturgesetze ihren Anhängern unter den Menschen übertragen: die Gotteslieblinge, die Heiligen, wundern[111]), die Teufelslieblinge, die Hexenmeister und Hexen, zaubern. Das Wundern ist legitim und verdienstlich, das Zaubern sündhaft und strafbar,

110) Matthäus, VIII, 28—32; Markus, V, 1—20; Lukas, VIII, 26—39.

111) Ich gebrauche dieses Wort im aktiven Sinne nach dem Vorgang von Grimm, D. Mythol. S. 983: „Wundern heißt übernatürliche Kräfte heilsam, zaubern sie schädlich oder unbefugt wirken lassen; das Wunder ist göttlich, der Zauber teuflisch.“

denn: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen!" hatte schon das mosaische Gesetz geboten (Mos. II, 22, 18). Der Teufel, in seinem beständigen Krieg gegen das Reich Gottes der Parteigänger bedürftig, verleiht seine Zaubermacht an Menschen, natürlich gegen entsprechendes Aequivalent, d. h. die Zauberer und Zauberinnen müssen Gott absagen und dem Fürsten der Hölle ihre Seele verpfänden. Auf diesem Verhältniß beruhte die ganze „schwarze Magie", jener mittelalterliche Glaube an den Bund des Menschen mit dem Teufel, welcher in unserer Faustsage eine so hochpoetische, durch den Genius Göthe's zur modernen Universaldichtung umgeschaffene Gestaltung gewonnen hat. Zum Inventar der schwarzen Magie aber gehörten alle die bunten und tollen, wunderlichen und ekelhaften Meinungen und Praktiken vom Verzaubern und Verwandeln, vom Geisterbeschwören und Geistererlösen, vom Wind- und Wettermachen, vom Krank- und Lahmsprechen, vom Schatzheben, Nestelknüpfen, Schloßschließen, Vernageln, Treffschießen, Festmachen und Diebstahlweisen, von der Milchentziehung, von Alraunen, vom Glücks- oder Galgenmännlein („spiritus familiaris")[112]), von Liebeszauberbildern und Liebestränken[113]) — alle die

112) Eine sehr geist- und phantasievolle dichterische Behandlung dieses Volksglaubens gibt: „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" von Annette von Droste-Hülshof, Gedichte, S. 363 fg.

113) Der Glaube an die Wirkung der Liebestränke („Liebgifte", die philtra der Griechen und Römer) war noch im 3. Dezennium des 18. Jahrhunderts sehr verbreitet. So sagt Kräutermann in seinem 1726 erschienenen „Kuriösen und vernünftigen Zauberarzt"

Ausgeburten der Phantasie, die noch heute unter dem Volke umgehen und noch immer mehr oder weniger Glauben finden. Denn der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern auch von Illusionen und überdies hat die Einbildungskraft des Volkes zu allen Zeiten mehr der dunkeln als der hellen Seite der Natur sich zugewendet.

Die Kirche entwickelte schon sehr frühzeitig eine verfolgende und strafende Thätigkeit gegen das Zauberwesen. Sie ging von der auf ihrem Standpunkt ganz richtigen Ansicht aus: Zauberer und Zauberinnen schließen einen Bund mit dem Teufel, folglich brechen sie ihr Tauf-

---

ganz ernsthaft: „Zu den magischen oder teufelischen Liebesmitteln gebrauchen Zauberer oder Zauberinnen theils allerhand Worte, Zeichen, Murmelungen, Wachsbilder, theils die abgeschnittenen Nägel, ein Stückchen von der Kleidung oder sonst etwas von der Person. Huren und dergleichen Gesinde bedienen sich ihres Menstrui, des seminis virilis. Nachgeburten, Milch, Schweiß, Urin, Speichel, Haar u. dgl. m." Die nachstehende Geschichte von der Wirkung eines Liebeszaubers könnte man für ein Produkt des Volkswitzes halten, falls sie unser Gewährsmann (Harsdörfer in seinem „Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten", 1653) nicht mit der ernsthaftesten Miene der Gläubigkeit erzählte: — „In der obern Pfalz hat sich wie landkundig zugetragen, daß ein Pfaff sich in eine ehrliche Bürgersfrau verliebt, und da sie in dem Kindbett gelegen, von ihrer Magd, der er etliche Dukaten geschenkt, etlich Tropfen von der Frauenmilch begehrt. Die gab ihm aber Geißenmilch. Was er damit gethan, ist unbewußt, das aber hat er erfahren, daß ihm die Geiß in die Kirch vor den Altar und bis auf den Predigtstuhl nachgelaufen, was die Frau zweifelsohne hätte thun müssen, so er ihre Milch zuwegen gebracht. Er konnte des Thiers nicht ledig werden, bis er es kauft und schlachten ließ."

gelübde, also sind sie Ketzer, folglich des Todes schuldig und auszutilgen, d. h. zu verbrennen, weil „die Kirche kein Blut trinkt (ecclesia non sitit sanguinem).“ Wie sehr in hierarchischen Augen Ketzerei und Zauberei zusammenfielen, zeigt deutlich der Umstand, daß man den Waldensern und Stedingern schuldgab, bei ihren religiösen Zusammenkünften den in Gestalt einer Katze, einer Kröte oder eines Bockes erscheinenden Teufel anzubeten und sich fleischlich mit ihm zu vermischen. Dieses päpstliche Phantasiestück aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts gab das Vorbild des im 15., 16. und 17. Jahrhundert immer üppiger ausgemalten Hexensabbaths oder der Synagoga diabolica ab, des Glanzpunkts des Teufelsdienstes. Warum zu Trägern dieses Kultus vornehmlich die Frauen erlesen wurden, erklärt sich keineswegs daraus, daß die Hexenrichter mit dem schwächeren Geschlechte leichter fertig zu werden glaubten als mit dem stärkeren. Das Motiv war ein ganz anderes und tieferes. War doch schon im Alterthum, lange bevor es Hexenrichter und einen Hexenprozeß gegeben, der Glaube an das Dasein von Zauberinnen und an ihre magischen Künste gäng und gäbe gewesen und braucht man nur an die betreffenden Auslassungen des griechischen Humoristen Lukian und der römischen Satiriker Horaz und Juvenal zu erinnern, um die Ungeheuerlichkeiten zu zeichnen, welche den antiken Hexen („striges“, „sagae“, „veneficae“, „lamiae“) zur Last gelegt wurden. Freilich verrathen die gemeinten Auslassungen deutlich genug, daß im antiken Hexenwesen die Bereitung von und der Handel mit

Stimulantien und Giften eine große Rolle gespielt haben, was mitunter auch im modernen der Fall gewesen sein mag. Von ältester Zeit her hielt man die Frauen zu derartigen Praktiken für tauglicher als die Männer und ebenso zu der Zauberei, weil in dieser etwas Heimliches, Stilles, Verstecktes, die vorwiegende Phantasie und größere Nervenreizbarkeit des weiblichen Geschlechtes Anlockendes und Stachelndes läge. Sodann kam in Betracht, daß der jüdisch-christlichen Theologie zufolge das Weib, durch welches ja die „Sünde“ überhaupt in die Welt gekommen, als von Natur ein „Gefäß der Unreinigkeit“ — nach kirchenväterlicher Ansicht — teuflischen Einflüssen leichter zugänglich sei als der Mann. Bei den germanischen Nationen endlich dürfte die Erinnerung an die Walküren oder Wunschmädchen der germanisch-heidnischen Religion, deren Vorstellung später in dem Glauben an die „wîsiu wîp“, die Völen oder Walen vermenschlicht erscheint, ebenfalls auf die Gestaltung des Hexenwesens mit eingewirkt haben[114]). Denn von den heidnischen Walen her mögen Formeln und Bräuche der Wahrsage- und Heilkunst auf die christliche Zeit sich vererbt haben, und da dieselben an die alten Götter erinnerten, welche ja jetzt zu Teufeln degradirt waren, so konnte es nicht ausbleiben, daß die „weisen Weiber“, welche von solchen Formeln und Bräuchen wußten, in den

---

114) Simrock (Handb. d. d. Mythol. S. 492): „Noch heißen die Hexen in niederdeutschen Gegenden Walriderske, was sie deutlich als Walküren bezeichnet.“

Verdacht höllischer Verbindung kamen und für Hexen galten.

Die althochdeutsche Form des Wortes Hexe war Hazusa oder Hazasa[115]. Die mittelhochdeutsche Form Herse oder Hegrse oder Hekse ist selten, denn bis zum 16. und 17. Jahrhundert war für Hexe der stehende Ausdruck „Unholde" (Unholdin), in welchem Wort sich vielleicht eine getrübte Erinnerung an die altdeutsche Göttin Holda barg. Fischart gebraucht das Wort Hexe auch in männlicher Form, indem er in seiner Uebersetzung des Bodinus vom Hex und von der Hexin spricht. Der genannte Bodin, welcher mit stupender und mehr noch stupider Gelahrtheit das Zauber- und Hexenwesen behandelt hat, beginnt seine Untersuchung mit folgender Begriffsbestimmung: „Ein Zauberer, Hex (oder Hexin) ist, wer fürsetzlich und wissentlich durch Teuffelische Mittel sich bemühet und unterstehet, sein Fürnehmen hinaus zu bringen oder zu etwas dadurch zu kommen oder zu gelangen[116]." Zur Erlangung der teuflischen Mittel, d. h. der Zauberkraft führt das Bündniß mit dem Teufel, welches in verschiedener Form mündlich oder schriftlich abgeschlossen wird. Gewöhnlich machen schon Eingeweihte die Vermittler. Die Ceremonie an sich ist einfach: Die Kandidatin, je nachdem sie eine Katholikin oder eine Protestantin ist, verleugnet „Marien und Gott" oder „unsern Herrgott und seine zehn Gebot'." Aber

115) S. d. Ableit. d. Wortes bei Grimm, D. Mythol. S. 992.
116) Bodinus, a. a. O. 1.

zum Abschluß des Bündnisses mit dem Bösen kommt noch ein bedeutsamer Umstand: die teuflische Buhlschaft, worüber Theologen und Juristen so viel gelehrten Blödsinn haben ausgehen lassen. Der Teufel sucht die Bekanntschaft der Mädchen und Frauen, welche er zu Opfern seines Buhltriebs und demnach zu Hexen machen will, zuerst immer in Gestalt eines anständigen Mannes, in der Maske eines Junkers, Jägers, Reiters und unter den Namen Voland, Hämmerlein, Federhanns, Peterlein, Federlein, Papperlen, Klaus, Gräßle, Grünbütl oder ähnlichen [117]). Nachdem er die Auserwählten verführt und sie seiner Umarmung — welche in den „Geständnissen" der Hexen durchweg als „unlieblich", „kalt" und „widerlich" bezeichnet wird — genossen haben, drückt er ihnen an irgend einem Leibestheil das „Hexenmal" (stigma diabolicum) auf, wodurch sie zum Eigenthum der Hölle gestempelt werden. Der Teufel zeugt zuweilen mit den Hexen Kinder, die sogenannten Wechselbälge oder Kilkröpfe. Dies war bis zum Ende des 16. Jahrhunderts allgemeiner Glaube, dem auch Luther ausdrücklich seine Bestätigung gab [118]). Später ging die Meinung im

---

117) Es kann Einem bei Lesung der protokollarischen „Geständnisse" der Hexen unmöglich entgehen, daß in sehr vielen Fällen die „teuflische Bestrickung", welcher Mädchen, namentlich sehr junge, unterlegen zu sein glaubten, in Wahrheit nur Veranstaltungen einer ruchlosen Kuppelei gewesen.

118) „Wechselbelge und Kilekröpfe legt der Satan an der rechten Kinder statt, damit die Leute geplagt werden. Etliche Megde (Mädchen) reisset er oftmals ins Wasser, schwengert sie und

Schwange, aus der Vermischung der Hexen mit dem Teufel gehe nur allerhand Ungeziefer hervor, Schlangen, Kröten, Gewürme.

Nachdem die Hexe Gott verleugnet hat und die Buhlin des Teufels geworden ist, wird sie beim nächsten Hexensabbath feierlich in die Gemeinschaft der satanischen Kirche aufgenommen. Jedes Land hat für diese großen Hexenversammlungen seine eigenen Stätten, Deutschland aber die zahlreichsten (Blocksberg, Heuberg, Horselsberg, Fellerberg u. s. w.). Die Hexensabbathe finden das ganze Jahr hindurch in bestimmten Nächten der Woche statt, die große Generalversammlung aber, das höchste Fest der Hexenreligion fällt in die erste Mainacht (Walpurgisnacht) und zwar in sehr deutlicher Anlehnung an das germanische Heidenthum, welches ja zu dieser Zeit sein großes Frühlingsopferfest gefeiert hatte. Es ist klar, daß die christliche Kirche das Gefühl der Pietät, womit die neubekehrten Deutschen auf die „heilige Nacht" zurückblicken mochten, in Abscheu zu verkehren suchte, indem sie gerade in dieser Nacht die Feier des großen Hexensabbaths stattfinden ließ. Die Hexen kommen bekanntlich auf

behelt sie bey ihm, bis sie des Kindes genesen. Und legt darnach dieselben Kinder in die Wiegen, nimpt die rechten Kinder brauß und führet sie weg." Luther, Tischreden, fol. 210b. Ebenda, fol. 213b, wird die „Historia von einem Wechselkind zu Dessau" erzählt, welches der gegebenen Schilderung zufolge ohne Zweifel ein armer Kretin war. Luther, als er das Kind gesehen, rieth, dasselbe ohne Weiteres zu ersäufen; allein der Fürst von Anhalt, menschlicher als der teufelsgläubige Reformator, verweigerte es.

Böcken, Strohwischen, Besenstielen und Ofengabeln durch die Luft zu dem Sabbath geritten, zu welchem Ritte sie sich durch Salbung des Körpers mit der „Hexensalbe“ und durch das Aussprechen einer Geheimformel befähigen[119]). Satan erscheint bei diesen Zusammenkünften mitunter in der Gestalt eines bunt ausstaffirten Tänzers, gewöhnlich aber in finster-majestätischer Haltung, sitzend auf einem mit Gold ausgelegten Thron von Ebenholz. Halb Mensch, halb Bock, hat er am Kinn einen Ziegenbart und am Hintern einen langen Schwanz. Seine Füße gleichen Gänsefüßen und an seinen Fingern sitzen lange Krallen. Eine Anzahl von kleinen Hörnern verflicht sich auf seinem Haupte zu einer Krone; außerdem sitzt auf seiner Stirne ein langes Horn, von dessen Spitze ein Licht ausgeht, heller als der Mond, und seine großen runden Augen, welche Eulenaugen gleichen, stralen in schrecklichem Glanze. Die Ceremonien des Sabbaths, welcher gewöhnlich um neun Uhr Abends beginnt und um Mitternacht endigt, heben damit an, daß die versammelten Dämonen, Hexenmeister und Hexen vor dem Teufel sich in den Staub werfen, denselben unter Verleugnung Gottes und seiner Heiligen Herr und Meister nennen und ihm die linke Hand, den linken Fuß, die linke Seite, die Genitalien und den Hintern küssen.

---

119) Die Schilderung des Hexenrittes zum Brocken im „Faust“ kennt Jedermann. Weniger bekannt ist die herrliche Darstellung der Hexenfahrt in des schottischen Dichters James Hogg Romanze „The witch of Fife“.

Hierauf folgt, da der Hexensabbath durchaus eine Travestie der christkatholischen Kultakte, eine Art Beichte, indem die Zauberer und Hexen dem Teufel ihre Sünden bekennen, d. h. daß sie zu wenig Böses gethan oder daß sie Gotteshäuser besucht und den Gottesdienst mitgemacht hätten. Satan absolvirt sie und legt ihnen je nach den Umständen Bußübungen auf. Sodann celebrirt er in eigener Person die Teufelsmesse, worin er eine Art von Predigt verflicht, welche seinen Anbetern ein Paradies in Aussicht stellt, wie sie es sich nur immer wünschen mögen. Zum Beschluß der Messe theilt er an die Versammelten das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, allein die höllische Hostie ist schwarz und zähe wie eine Schuhsohle und schmeckt fade wie faules Holz und der höllische Kelch bietet nur einen bittern und widerlichen Trank. Nun geht es zum Bankett, aber alle Speisen und Getränke sind von schlechtem oder geradezu ekelhaftem Aussehen und Geschmack [120]. Dann schickt sich Alles zum Ringeltanze, wobei Tänzer und Tänzerinnen sich die Hände reichen und die Gesichter nach der Außenseite des Kreises kehren. Während geschmaus't und getanzt wird, buhlt der Teufel mit allen Anwesenden, indem er den Männern als Succubus und den Weibern als Incubus beiwohnt [121]. Nach-

120) Bekanntlich belohnt der Teufel seine Anhänger überhaupt sehr schlecht. Als „Vater der Lüge" belügt und betrügt er auch sie. Das Geld, welches er ihnen verschafft, verwandelt sich über Nacht in Spähne, Kohlen oder Koth.

121) Milich im „Zauber-Teuffel" (Theatr. diabol. fol. 191 b): „Der Teuffel wird ein Incubus oder Succubus, d. i. er

dem er schließlich die Versammelten ermahnt hat, nach Möglichkeit Böses zu thun, brennt der große Bock sich selber zu Asche, von welcher die Hexen mitnehmen, um damit zu zaubern [122]).

Es bedarf als feststehende Thatsache keines besondern Nachweises, daß der Glaube an Hexen und Hexerei nur eine logische Folge des Glaubens an den Teufel gewesen ist. Der Hexenprozeß gehört daher, wenigstens in seinen Anfängen, nothwendig mit zur Signatur einer Zeit, welche sich verpflichtet glaubte, mit Mord und Brand für das Reich Gottes gegen das Reich Satans zu streiten. Was unser Dichterkaiser Göthe vom Aberglauben überhaupt sagt, gilt ganz besonders vom Hexenglauben [123]). Diese und andere „heilige Dummheit", kraft welcher das

---

nimmet Mannes- oder Weibs-gestalt an sich. Ist es nun sach, daß er sich zu einem Weibe verstellet und Mannen beywohnet, so bläset er sich auf als sey er ein schwanger Frauw und zur zeit der Geburt legt er ein gestolen Kind neben sich als sey es von jm geboren. Ist er aber ein Incubus, so wohnet er Weibern bey und verblendet sie dermassen, daß sie selbst meynen, sie gehen schwanger, und wenn die Geburtstund da ist, legt er ein gestohlen Kind dahin."

122) Die Hergänge beim Hexensabbath sind nach den Angaben bei Bodin, Del Rio, im Theatrum diabolorum und in einer Menge einzelner Hexenverhöre mitgetheilt.

123) „Der Aberglaube läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, je mehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber ein dunkel Jahrhundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche

Christenthum, die bekannte „Religion der Liebe“, es glücklich dahin brachte, seine edelste Heldin, die schöne, keusche, fromme und begeisterte Jeanne d'Arc, als Zauberin und Teufelsbuhlin zu verbrennen, — sie hat übrigens noch heutzutage eine unendlich viel größere Gemeinde als die Vernunft und ganz gewiß haben die Hexenbrenner nur im Sinn und Geist ihrer Zeit gehandelt, als sie zur größeren Ehre Gottes ihr frommes Geschäft begannen. Im Verlaufe der Jahre freilich hat dann die ursprüngliche Lauterkeit dieses Fanatismus zweifelsohne etwelche Trübungen erfahren. Denn zu dem mörderischen Glaubenseifer gesellte sich eine nicht minder mörderische Habsucht. Der Umstand, daß das Vermögen der „Eingeäscherten“ eingezogen wurde und zu zwei Dritteln den Grundherrn, zu einem Drittel den Richtern, Geistlichen, Angebern und Henkern zufiel, hat ohne Frage unzählige Hexenbrände angefacht. Wenn ein so schrecklicher Gegenstand einen leichtfertigen Ton vertrüge, würden wir sagen, daß die Menschen auch im Hexenprozeß das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchten. Dem frommen Wahn gesellte sich die kaltblütige Berechnung: was trägt die Sache ein? Die religiöse Phantasie des Volkes hatte den Webstuhl gezimmert, auf welchem das ungeheuerliche

---

Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprunge gleich Asträa zurückgekehrt zu sein, und der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, seine Rechte durchzusetzen.“

Gewebe des Hexenprozesses gewirkt werden sollte; die christliche Theologie gab den Zettel her, die christliche Juristerei den Einschlag. Nachdem die zahlreichen „Malefizgerichte" einmal etablirt waren und das vielfältige Personal, welches dazu gehörte, das Fett der Sporteln einmal geschmeckt hatte, lag es gleichermaßen in den Zeitverhältnissen wie in der menschlichen Natur, die Hexenprozeduren möglichst in Schwung zu bringen, und mit welchem Erfolg dies gelang, veranschaulicht die Thatsache, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, während Alles in Deutschland bitterlich verarmte, der Hexenprozeß ein sehr einträgliches Geschäft war.

Das ganze Mittelalter hindurch waren mit anderen Ketzern auch einzelne Zauberer und Hexen von den Ketzergerichten auf die Scheiterhaufen befördert worden. Indessen hatte, wie wir seines Ortes gelegentlich erwähnten, das fromme Institut der Inquisition in Deutschland keinen rechten Boden finden können. Für diese Einbuße nun sollte der Hexenprozeß, welcher am Ausgang des 15. Jahrhunderts in Folge methodischer Entwickelung zu einem theologisch-juristischen Unternehmen ersten Ranges erhoben wurde, unser Land in übervollem Maaß entschädigen. Zu Ende des Jahres 1484 erwirkten die beiden vom Papste zu Ketzerrichtern in Oberdeutschland bestellten Professoren der Theologie, Jakob Sprenger und Heinrich Institor, eine päpstliche Bulle, welche in dem Bullenregister unter dem Titel „Summis desiderantes" — (die päpstlichen Bullen werden bekanntlich nach ihren Anfangsworten betitelt) — berüchtigt und ihres Ur-

hebers, des wollüstigen und grausamen Innocenz VIII. durchaus würdig ist. In diesem merkwürdigen Aktenstück wird ein erschreckliches Gemälde von den teuflischen, Menschen, Vieh und Feldfrüchten in mannigfachster Weise schädlichen Verrichtungen der Zauberer und Hexen in deutschen Landen entworfen und werden schließlich die genannten Inquisitoren bevollmächtigt, mit allen Waffen der Kirche gegen den Hexengräuel einzuschreiten, sowie nöthigenfalls den „weltlichen Arm" gegen die Schuldigen anzurufen. In Deutschland bedarf aber selbst der Blödsinn, will er gelten und wirken, der „wissenschaftlichen" Systematisirung und so schrieb Sprenger mit Beihülfe Gleichgesinnter den „Hexenhammer" (Malleus maleficarum), ein Buch, in welchem der fromme Wahnsinn und die fanatische Grausamkeit gipfeln [124]). Es wurde im Jahre 1489 mit Approbation der theologischen Fakultät von Köln gedruckt und bald das allseitig anerkannte theologische und juristische Handbuch der Hexenrichter, welchem zufolge die

---

124) Wie ein Theologe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts über den Hexenhammer dachte bezeugt Hauber, indem er a. a. O. I, 26 sagt: „Alles, was man von einem Inquisitore der Ketzerey und von den damaligen Zeiten, da das Reich der Finsterniß und Bosheit auf das Höchste gestiegen war, sich nur vorstellen kann, das findet sich in diesem Buche miteinander verbunden: Bosheit, Tumheit, Unbarmherzigkeit, Heucheley, Arglistigkeit, Unreinigkeit, Fabelhaftigkeit, leeres Geschwätze." Hinsichtlich der märchenhaften Unfläterei, womit der Hexenhammer die Einzelnheiten der teuflischen Buhlschaft erörtert, fügt Hauber hinzu: „Der Autor schreibt wie ein Kerl, der etliche bordels ausgehuret hat."

Hexerei das „schwerste, ungeheuerste und abscheulichste" Verbrechen ist und zugleich ein „außerordentliches" (crimen exceptum), bei dessen Verfolgung und Bestrafung man sich demnach auch außerordentlicher Mittel bedienen dürfe und müsse. Auch sollte die Angeberei in jeder Weise ermuntert werden. Weil aber „die Kirche kein Blut trinkt", d. h. weil sie ihre wirklichen oder angeblichen Gegner nicht eigenhändig hinrichtet, wurde die Hexerei als ein vor den geistlichen und weltlichen Richter zugleich gehörendes Verbrechen (crimen fori mixti) bestimmt, weil jener über Verletzung des Glaubens, dieser über an Menschen und Dingen verübte Frevel zu richten habe. Mit anderen Worten: Theologie und Juristerei associirten sich zum hexenbrennerischen Geschäftsbetrieb.

Die Theorie, so vorsorglich und umfassend sie war, wurde durch die Praxis bald noch sehr bedeutend erweitert. Das Register der Anzeichen (indicia) der Hexerei schwoll zu einem unendlichen an, denn wie leicht mußte es der hexenrichterlichen Weisheit werden, in der ver- und durchteufelten Welt überall den Teufel und demnach auch Hexen zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken! In Wahrheit, Ernstestes und Lächerlichstes, Erhabenes und Komisches, Größtes und Kleinstes, Vorzüge und Gebrechen, Tugend und Laster, Schönheit und Häßlichkeit, Reichthum und Armuth, Frömmigkeit und Gleichgültigkeit, Gesundheit und Krankheit, Klugheit und Einfalt, guter und schlechter Ruf, Wort und Gebärde — Alles und Jedes war unter Umständen ausreichend, den Verdacht der Hexerei zu erregen. Es klingt abenteuerlich

und ist doch nur zu wahr, mehr als anderthalb Jahrhunderte lang — von 1500 bis etwa 1675 — war kein Mädchen und keine Frau, aber auch gar keines und gar keine in Deutschland auch nur eine Stunde sicher, in der nächsten nicht als Hexe angegeben, angeklagt und prozessirt zu werden. Eine Anklage war aber in neunundneunzig Fällen von hundert zugleich eine Verurtheilung.

Diesem Ziele strebte das ganze Verfahren mit cynischer Offenheit zu. Die als Hexe Verhaftete wurde zuerst in fast scherzhafter Weise „ausgeförschelt“, damit sie sich fangen, d. h. zu irgend einem Geständniß verleiten ließe, welches das Fundament einer weiteren Prozedur abgeben könnte. Die gewöhnlichste Vorfrage dabei war, ob sie an Hexen glaube. Verneinte die Beschuldigte diese Frage, so war sie eine Ketzerin und also des Todes schuldig; bejahte sie dieselbe, so war damit ein „Indicium“ gegeben, daß sie mehr von der Sache wüßte. Zunächst sollte die Angeklagte mürbe gemacht werden durch das Gefängniß. Was für Arten von Gefängnissen aber die „Hexenthürme“ waren, ist bekannt: Orte voll Pein und Grauen, wo die „Hexen“ jeder Brutalität der Verhörrichter und Büttel preisgegeben waren, Orte, wo man an armen Angeklagten, selbst an unmannbaren Mädchen gewaltsam verübte Schändungen dem Teufel bequem auf Rechnung setzen konnte und wirklich gesetzt hat. Unzählige Opfer des Hexenglaubens mögen Alles bekannt haben, was immer man bekannt haben wollte, um nur aus der Kerkerpein loszukommen, welche schlimmer war als der Tod. Blieb aber die Hexe fest, so wurde sie der

zu den Ordalien gehörenden Hexenprobe unterworfen [125]). Fiel diese zu ihren Gunsten aus, so wurde sie freigelassen, falls nämlich keine gravirende Zeugenaussage gegen sie vorlag. War aber dies der Fall, so wurde die Hexe ins Gefängniß zurückgebracht und hatte das Verfahren seinen Fortgang, zunächst auf „gütlichem" Wege, d. h. man quälte die Gefangene durch Hunger, Durst und Schlafentziehung, um sie „in Güte" gestehen zu machen. That sie es dennoch nicht, was sehr häufig vorkam, denn der Duldmuth der Frauen ist stärker als der der Männer, so verschritt man zur „Nadelprobe", d. h. man entkleidete die Angeklagte, schor ihr die Haare am ganzen Leibe und suchte an demselben das „Hexenmal". Fand sich ein Leberfleck, ein Muttermal, eine Warze, so stieß man eine Nadel darein. Blutete das Mal nicht; so war der Beweis der Hexerei fertig; blutete es, so machte es wohl nur der Teufel bluten, um seine Buhlin zu retten. Fand sich durchaus nichts zu einem Hexenmal Qualificirbares vor, so hatte es der Teufel ausgelöscht. Jetzt erst, falls nämlich die Angeklagte unter allen diesen physischen und moralischen Qualen die Standhaftigkeit der Unschuld bewahrt hatte, unterwarf man sie der „peinlichen Frage", der eigentlichen Folter, welche mit der amtlichen Formel begann: „Du sollst so dünn gefoldert werden, daß die Sonne durch dich scheint!" Das war keine leere Drohung; aber die Feder sträubt sich, das Entsetzliche nachzuschreiben, welches vermittelst brennenden Spiritus und

125) S. oben Buch II, Kap. 1.

Schwefels, vermittelst der „Daumenschraube“, der „spanischen Stiefeln“, der „Leiter“, des „gespickten Hasen“ und anderer Marterinstrumente an unzähligen der Hexerei Beschuldigten, ja sogar an schwangeren Frauen verübt wurde[126]). Gesetzlich sollte die Folter nur eine Viertelstunde dauern, gesetzlich sollte sie an Solchen, welche dieselbe etwa siegreich bestanden hatten, nicht wiederholt werden dürfen; allein die Richter wußten sich nach Anweisung des Hexenhammers über dergleichen kleinliche Skrupel leicht hinwegzusetzen. Man fuhr demnach mit der Folter so lange fort, bis das gewünschte Geständniß erfolgte, bis die Hexe im Wahnsinn der Pein oder in halber Bewußtlosigkeit die ganze Litanei des Blödsinns herstammelte, welche in diesen Geständnissen mit unwesentlichen Abweichungen sich immerfort wiederholt[127]).

---

126) Siehe die aktenmäßige Schilderung der Folterung einer als Hexe angeklagten Schwangeren i. J. 1631 bei Reiche, Unterschiedl. Schriften vom Unfug des Hexenprozesses (1703). I, 576.

127) Die teuflische Buhlschaft spielte dabei die Hauptrolle, weil auf diese gar zu leicht inquirirt werden konnte. Zu Ende des 16. Jahrhunderts wüthete der Hexenprozeß im kurmainzischen Odenwald und lös'te auch hier, wie anderwärts, die heiligsten Bande der Natur. Wolf Roßmann, ein Bauer zu Amorbach, gab seine eigene Mutter als Hexe an. Die Unglückliche wurde eingezogen und der peinlichen Frage unterworfen. Das Folterprotokoll (nach d. Originalakten des Hofgerichts zu Mannheim mitgetheilt von Hufschmid, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 427) hat sich erhalten und lautet so: — Frage: Wie lang sie es getrieben habe? Antwort: Mit 13 Jahren habe ich zu Schreiberg bei einer Frau gedient. Dieselbe hat gesagt, ich soll auf den Hausboden gehn und

Bekannten doch Hexen auf der Folter, Personen, welche unter den Augen der Richter lebendig herumgingen, mittelst zauberischer Mittel getödtet zu haben! Gestanden doch zwölf- und zehnjährige, ja acht- und siebenjährige Mädchen, als Hexen verhaftet und gefoltert, sie hätten mit dem Teufel gebuhlt, mehrmals von ihm empfangen und ihm Kinder geboren! Ob aber das Geständniß Mög-

---

Eier zusammenkehren. Da erschien mir ein junger Gesell auf dem Boden im grünen Kleid und sprach, wenn ich ihn wolle, wolle er mir Eier genug geben, ich sprach ja. Fr. Was ihr teuflischer Buhle ihr an Geld geben? A. Er hat mir ein Stück Geld geben, so sich aber nach drei Tagen in einen Hafenscherben verwandelt. Fr. Wo ihr teuflischer Buhle Hochzeit mit ihr gemacht? A. Zu Amorsbrunn hat er mich mit Wasser begossen und getauft und der Buhlengeist hat Grünhütl geheißen. Fr. In was Gestalt er ihr erschienen? A. Als ein Jäger mit grünem Kleid und spitzig Bart. Fr. Wie er teuflische Buhlschaft mit ihr verbracht? A. Er hat die teuflische Buhlschaft mit mir getrieben wie ein Mann, aber er ist an Gestalt und Natur nit gewest wie ein anderer Mann, ganz kalt und haarig. — (Die zwei zunächst folgenden Fragen und Antworten sind nicht mittheilbar.) — Fr. Was sie bei des Teufels Tanzplatz tentirt hat? A. Ich habe den Tanzplatz kehren müssen und mit vielen Andern dort getanzt; die Margaretha Oswald hat der Teufel auf Händ' und Füß' gestellt u. s. w. Schnegraf hat zu Kelheim in Baiern ein vollständiges Formular zur Instruirung der Hexenverhöre aufgefunden und dasselbe in der Zeitschr. f. d. Kulturgesch. **1858**, S. **521** fg. abdrucken lassen. Es füllt sechs enggedruckte Oktavseiten und gehört der Schreibweise nach ohne Zweifel der zweiten Hälfte des **16.** Jahrhunderts an. Der Titel lautet: „Absoluta Generalia circa confessionem veneficarum. Fragstuckh auf alle Articul, in welchen die hexen vnd vnholden auf das allerbequemest mögen Examinirt werden."

liches oder Unmögliches enthielt, gleichviel, es hatte das Urtheil auf „Einäscherung“ zur Folge, wie in der barbarischen Amtssprache des Hexenprozesses die Hinrichtungsweise der Opfer hieß. Man hatte ja den bereits erwähnten Ausspruch des mosaischen Gesetzes für sich, ferner mußten die Hexen schon als in Ketzerei Gefallene von kanonischen Rechtes wegen den Tod erleiden und endlich setzte auch die Peinliche Gerichtsordnung auf die Zauberei die Todesstrafe, unter Bestimmungen, welche jeder Hexenrichter, der sein Handwerk kannte, unendlich dehnbar zu machen verstand [128]). Bußfertige Hexen wurden, bevor man sie auf den Scheiterhaufen brachte, enthauptet oder erdrosselt, unbußfertige dagegen lebendig verbrannt, ein Umstand, der schreiend genug erklärt, warum nicht viele Hexen das ihnen durch die Folter ausgepreßte Geständniß vor ihrem Tode widerriefen; sie wollten nach all dem Entsetzlichen, was sie erlitten, wenigstens der minder qualvollen Todesart genießen. Die wenigen Angeschuldigten, welche, sei es durch außerordentliche Körper- und Seelenstärke, sei es durch eine Verkettung glücklicher Umstände, den Klauen der Malefizgerichte entgingen, kamen doch nur als Krüppel an Leib und Seele aus den Kerkergrüften hervor. Viele der Eingezogenen und Gefolterten haben sich aus Verzweiflung selbst entleibt, andere dagegen haben einen glorreichen Heldenmuth bewährt, eine fast übermenschliche Kraft. So, um nur e i n Beispiel

---

128) Karolina, § 89, vgl. § 44. Ausg. v. Koch (1800), S. 30, 58.

anzuführen, ein junges Mädchen aus Nördlingen, welches i. J. 1593 als Hexe verhaftet, zweiundzwanzig sich steigernde Grade der Folter aushielt, ohne die Behauptung ihrer Schuldlosigkeit aufzugeben. Die viehischen Richter brachen aber mittelst des dreiundzwanzigsten Martergrades wie die Glieder so auch die Seelenstärke des armen Kindes.

Der achte Innocenz hatte in seiner Unfehlbarkeit mittelst der erwähnten Bulle festgestellt und folglich zu glauben befohlen, daß die deutschen Hexen, „ihres Seelenheils uneingedenk und vom katholischen Glauben abfallend, mit Dämonen, die sich als Incubi mit ihnen vermischen, Unzucht treiben, mittelst Anrufungen, Liedern und Beschwörungen, allerhand abscheulichen Zauberformeln, Uebertretungen, Verbrechen und Lastern die Leibesfrüchte der Weiber und der Thiere, ferner die Feldfrüchte und das Obst, die Weinberge, Wiesen, Gärten und Getreidefelder verderben, ersticken und vernichten und im Weiteren sogar die Menschen selbst, Männer und Frauen, ebenso Vieh aller Arten mit grimmigen, innerlichen sowohl als äußerlichen Schmerzen behaften und peinigen und die Männer verhindern, zu zeugen, und die Weiber, zu empfangen, und die Männer, daß sie ihren Gattinnen, und die Frauen, daß sie ihren Gatten die ehelichen Werke leisten; daß sie, die Hexen, außerdem den mittelst der Taufe empfangenen Glauben mit gotteslästerlichem Munde verleugnen und auf Anstiftung des Teufels zahllose Laster, Gräuel und Frevel begehen zur Gefahr ihrer Seelen, zur Beleidigung göttlicher Majestät und zum

Aergerniß und verderblichen Beispiel für Viele[129]).“ Unter so bewandten Umständen durften Sprenger und Konsorten nicht zögern, mit allem Eifer an die Ausrottung dieser deutschen Landeskalamität zu gehen, und so wurden denn schon in den Jahren 1484—1489 nicht weniger als neunundachtzig Hexenbrände veranstaltet. Trotzdem schien es mit der Sache nicht recht voran gehen zu wollen und schien der Hexenprozeß in Deutschland ebenso unpopulär zu sein, wie die Inquisition gewesen war. Verständige Geistliche predigten sogar geradezu gegen das Hexenbrennen. Allein diesmal siegte, wie ja zumeist geschieht, der Unsinn, besonders nachdem es gelungen, die geistlichen Fürsten vom hierarchischen, und eine Menge größerer und kleinerer Dynasten vom ökonomischen Gesichtspunkt aus für den Hexenprozeß zu gewinnen. Namentlich während des dreißigjährigen Krieges wurden die Hexenprozeduren für manchen heruntergekommenen Landedelmann, wie nicht weniger für finanziell bedrängte Bischöfe, Aebte und städtische Rathskollegien eine eifrigst ausgebeutete Einnahmequelle. Konnte doch schon früher, noch im 16. Jahrhundert, einer der Gegner des Hexenprozesses, Kornelius Loos, mit vollem Recht sagen, das ganze Verfahren sei nur „eine neuerfundene Alchymisterei, um aus Menschenblut Gold zu machen[130]).“

---

129) Das Original der Bulle findet sich vollständig im Hexenhammer und bei Hauber, der Hauptsache nach auch bei Soldau, S. 213.

130) Hauber I, 74 fg.

Die Reformation minderte den Glauben an Hexerei und Hexen nicht, löschte auch keineswegs die Hexenbrände, im Gegentheil! Waren doch die Reformatoren selbst sehr standhafte Teufelsgläubige, ist doch Luther insbesondere ein wahrer Fanatiker des Glaubens an den Satan gewesen. Für ihn war die Welt im wörtlichsten Sinne „voll Teufel", die er allerdings nicht fürchtete, welche ihm aber doch genug zu schaffen machten. Am meisten dann, wenn ihm Hämorrhoidalleiden und Hypochondrie persönliche Begegnungen mit Satan bereiteten[131]). Bei der Ansicht der Reformatoren vom Teufel und seinem Wirken

---

131) Besonders während Luther's Aufenthalt auf der Wartburg hatte es, wie Jedermann weiß, der Teufel auf ihn abgesehen. Luther wird mitunter, freilich ohne Wissen und Willen, geradezu komisch, wenn er gravitätisch von den Neckereien erzählt, welche der Böse ihm anthat. So z. B. in den Tischreden (Fol. 203b): — „Als ich Anno 1521 von Wormbs abreisete und bey Eisenach gefangen ward und auff dem Schloß Wartburg saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stuben und kondte niemands zu mir kommen denn zween Edele Knaben, so mir des Tags zweymal essen und trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekaufft, die ich zu zeiten aß, und hatte denselbigen in einen Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette gieng, zog ich mich in der Stuben auß, thet das Licht auch auß und gieng in die Kammer, legte mich ins Bette, da kompt mirs über die Haselnüsse, hebt an und quitzt eine nach der andern an die Balcken mechtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach; wie ich nun ein wenig entschlieff, da hebts an der Treppen ein solch gepolter an, als würffe man ein schock Fesser die Treppen hinab." Der Reformator erzählt dann weiter, wie er aufgestanden und den rumorenden Satan im Namen Christi beschworen und vertrieben habe.

auf Erden war es ganz in der Ordnung, daß in Ländern, welche dem Protestantismus sich zugewandt, die Hexenverfolgungen nicht minder eifrig betrieben wurden als in den katholisch gebliebenen. Zwar schien um die Zeit des augsburger Religionsfriedens hüben und drüben der Eifer etwas erkalten zu wollen, allein er wurde namentlich durch die Jesuiten wieder angefacht, welche, wo immer sie in Deutschland Eingang gefunden, die Anhänger der Refotmation unter dem Titel von Hexenmeistern und Hexen auf den Scheiterhaufen zu befördern wußten. Die Protestanten ihrerseits wollten in der Arbeit für das Reich Gottes hinter den Katholiken nicht zurückbleiben und so begann jetzt über ganz Deutschland hin die Hexenbrennerei im größten Styl. Katholiken und Protestanten, Fürsten, Prälaten, reichsfreie Bürgermeister und reichsfreie Krautjunker wütheten um die Wette, „die Unholden mit Stumpf und Stiel auszurotten", wie der wohlweise Bürgermeister Pheringer von Nördlingen sich ausdrückte, in welchem winzigen Reichsstädtchen nur in dem Zeitraum von 1590—94 zweiunddreißig Hexenbrände stattfanden. Solche „Einäscherungen" in Masse hoben in Deutschland, wo in Folge der politischen Zersplitterung und des konfessionellen Wetteifers „ad majorem dei gloriam" der Hexenprozeß gründlicher und methodischer betrieben wurde als in irgend einem andern Lande, etwa mit dem Jahre 1580 an und währten so ziemlich gerade ein Jahrhundert lang; denn i. J. 1678 veranstaltete der Erzbischof von Salzburg den letzten, nicht weniger als 97 Personen verzehrenden Hexenbrand

großen Styls. Sehr oft schwoll, gerade wie in diesem Falle, eine unbedeutende Hexenprozedur zu einem Monstreprozeß an, welcher Hunderte von Personen jedes Alters, Geschlechtes und Standes, Geistliche und Laien, Edeldamen und hörige Mägde, Domherren und leibeigene Knechte, Künstler und Handwerker, Gelehrte und Bauern, Greisinnen, Matronen, Jungfrauen und Kinder zugleich ins Verderben riß. So z. B. ließ der Bischof von Würzburg, Philipp Adolf von Ehrenberg, in dem kurzen Termin von 1627—29 in seinem Stift neunhundert „Hexenleute“ hinrichten, wovon 219 Opfer auf die Stadt Würzburg kamen. Erwägt man, daß in der Grafschaft Neisse allein v. J. 1640—1651 an tausend Hexen verbrannt worden sind; ferner, wie in der Stadt Braunschweig von 1590—1600 der Hexenprozeß so grassirte, daß die Brandpfähle vor den Thoren „dicht wie ein Wald“ standen; bedenkt man endlich, daß jede Stadt, jeder Flecken, jede Prälatur, jeder Edelsitz — ein Herr von Rantzow ließ auf einem seiner Güter in Holstein an einem Tage 18 Hexen verbrennen — Hexenbrände haben wollten, so ist es keine übertriebene, sondern eine sehr mäßige Angabe, der Hexenprozeß habe in deutschen Landen unmittelbar 100,000 Opfer gemordet.

Wie immer in Zeiten allgemeiner Verdunkelung der Geister und Gemüther, flüchtete sich die geächtete Vernunft auch zur Zeit der Raserei des Hexenglaubens in die Herzen von einigen wenigen edeln Menschen, um von dort aus gegen den triumphirenden Unsinn zu protestiren. Schon der Hexenhammer mußte, wenn auch mit Unwillen,

zugeben, daß „Einige zu behaupten wagten, die Hexerei existire nur in dem Wahne von Menschen, welche natürliche Wirkungen, deren Ursachen sie nicht kennen, auf Zauberei zurückführen [132])." Molitor machte in seinem Gespräch von den Unholden bereits 1489 einen, wenn auch nur schüchternen Versuch, das ganze Hexenwesen als Phantasterei und Einbildung zu kennzeichnen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sodann traten der Arzt Weier und der Priester Loos publizistisch gegen Hexenglauben und Hexenprozeduren auf, konnten aber nicht durchdringen und hatten schwere Verfolgungen zu bestehen. Auch Lercheimer's „Christlich Bedenken von Zauberei" (1593), worin besonders die Annahme der teuflischen Buhlschaft bekämpft wurde, ging unbeachtet vorüber. Ein ruhmreicher Gegner aber erstand dem Hexenprozeß in dem Grafen Friedrich von Spee, Mitglied des Jesuitenordens — „auch aus Nazareth kann Gutes kommen." Dieser wahrhaft große und gute Mensch — geboren zu Kaiserswerth 1591 und gestorben zu Trier 1635, als Opfer einer Seuche, deren Gift er als unermüdlicher Krankenpfleger eingeathmet hatte — dieser große und gute Mensch, welcher auch als Poet in der deutschen Literaturgeschichte eine bleibende Stellung gewonnen („Trutz Nachtigal" 1649), ließ i. J. 1631 seine berühmte Streitschrift „Cautio criminalis" gegen den Hexenprozeß ausgehen, eine That wahrhaft heroischer Humanität und zugleich eine der besten Thaten verstän-

---

132) Malleus malefic. (A. v. 1588), p. 3.

diger Kritik von allen, welche jemals gethan wurden. Spee hatte als Beichtiger eine Menge von Hexen zum Tode vorbereiten und zum Scheiterhaufen begleiten müssen. Was er da gesehen und gehört, hatte ihm in noch jungen Jahren das Haar ergrauen gemacht[133]). Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte ein Zeugniß ablegen für die Opfer und gegen die Henker. So schrieb er sein Buch, in welchem er mit richtigem Takt die Betonung auf die Darstellung des Verfahrens gegen die Hexen legte, indem er darauf ausging, zu zeigen, daß dieses Verfahren schlechterdings alle Angeklagten, auch die schuldlosesten, auf den Scheiterhaufen bringen müsse. Der Beweis hiefür wurde von Spee in seiner meisterhaft psychologischen Darlegung der „Summa des Prozesses im Zauberei-Laster" geliefert. Zunächst freilich vergebens, um so mehr, als die juristische Autorität jener Tage, Benedikt Carpzow, in seiner 1635 erschienenen „Kriminalpraktik" das ganze Gewicht seiner blödsinnigen Gelehrsamkeit zu Gunsten des Hexenprozesses in die Wagschale legte. Erst mit dem Einfluß, welchen des Niederländers Balthasar Becker berühmtes Buch „De betooverde weereld" (1691) gewann, brach sich die Vernunft allmälig in weiteren Kreisen Bahn und legte sich, wenn auch nicht der Hexenwahn, so doch die Hexenbrandwuth nach und nach. Als dann unser großer Aufklärer Christian Thomasius auf der Gränzscheide des 17. und 18. Jahrhunderts seine ruhmvolle Laufbahn

---

133) Nach dem Zeugniß von Leibnitz, abgegeb. i. d. Theodicee, I, 97.

begonnen hatte, war es nicht das kleinste seiner großen Verdienste, daß er dem Hexenglauben so energisch zu Leibe ging. Wie mögen Tausende und wieder Tausende von Frauen aufgeathmet haben, als es in Folge von Thomasius' Bemühungen doch nicht mehr so ganz für selbstverständlich galt, daß wer nicht an Hexen und an die Verdienstlichkeit der Hexenbrände glaube, selber eine Hexe sei.

Trotz Alledem schleppte sich die Thätigkeit der Malefizgerichte noch so weit ins 18. Jahrhundert hinein fort, daß der letzte Hexenbrand, welcher im deutschen Reiche stattgefunden hat, nämlich i. J. 1749 zu Würzburg, keineswegs so anachronistisch ist, wie man zu meinen pflegt. Das Opfer dieses Justizmordes war eine siebzigjährige Nonne, Maria Renata Sänger von Mohan, in München geboren und als Neunzehnjährige wider ihren Willen ins Kloster Unterzell bei Würzburg „versorgt.“ Sie war in Frömmigkeit und Ehren alt geworden und zur Stelle der Subpriorin ihres Klosters emporgestiegen, als der tolle Prozeß gegen sie eingeleitet wurde. Als Basis des Beweisverfahrens mußte die Angabe einer Nonne dienen, welche auf dem Sterbebette ausgesagt hatte oder ausgesagt haben sollte, Maria Renata sei eine Hexe [134]). Der ganzen traurigen Geschichte mag eine jener in Nonnenklöstern so häufigen Klatschbasereien oder Altejungferngifteleien zu Grunde gelegen haben. Genug, die arme Greisin ward inquirirt und das Gericht brachte

134) S. den aktenmäßigen Bericht bei Horst, Zauberbibliothek, I, 203 fg.

glücklich heraus, daß sie bereits in ihrem siebenten Jahre sich dem Teufel ergeben und seither alle die gäng und gäben Praktiken einer Hexe ausgeübt, insbesondere auch ihren klösterlichen Mitschwestern — die armen Nonnen scheinen an hysterischen Krämpfen gelitten zu haben — Dämonen in die Leiber gezaubert habe. Leider gelang es der aus zwei geistlichen Räthen des Bischofs und zwei Jesuiten bestehenden Untersuchungskommission nicht, als wichtigstes Beweisstück das „Teufelspaktum" zu Tage zu fördern, doch reichten die „Indicien" aus, die Angeklagte durch das weltliche Gericht zum Feuertod verurtheilen zu lassen. Der Bischof „milderte" das Urtheil und so wurde die Unglückliche enthauptet, ihr Leichnam aber verbrannt. An dem Scheiterhaufen hielt der Jesuitenpater Gaar eine Predigt, in welcher er Alle, welche nicht an Hexen glaubten, als Atheisten bezeichnete. Er hatte im Sinne der mittelalterlichen Weltanschauung ganz recht.

Die Abstellung des Hexenprozesses in den katholischen Ländern Deutschlands verdankte man hauptsächlich dem Vorgang der Kaiserin Maria Theresia, welche die Thätigkeit der Malefizgerichte energisch beschränkte. Da und dort beeilte man sich nicht sehr, der verständigen Monarchin nachzuahmen. Wurde doch in Kurbaiern noch i. J. 1769 jedem Landgerichte eine amtliche, so ziemlich im Geiste des Hexenhammers gehaltene Anleitung für angehende Untersuchungsrichter in Hexenprozessen zugestellt[135]. In-

135) Das sehr merkwürdige Aktenstück ist mitgeth. von Schnegraf, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 764 fg.

dessen kommt einer mit Protestanten besetzten Richterbank die traurige Ehre zu, auf deutschem Boden das letzte Todesurtheil über eine Hexe gesprochen zu haben, über die Anna Göldi, welche i. J. 1782 zu Glarus prozessirt, gefoltert, den freundnachbarlichen Abmahnungen der Regierung von Zürich zum Trotz mit dem Schwerte hingerichtet und unter dem Galgen begraben wurde, weil sie dem Kinde ihres Dienstherrn Nägel, Stecknadeln und Steine in den Magen gehext hätte [136]. Seither ist die Thätigkeit der Malefizgerichte verschollen. Nicht so der Hexenwahn, welcher auch in Deutschland noch manchen Ortes spukt, sogar noch unter Leuten, die es übelnähmen, wollte man sie nicht den „Gebildeten" beizählen. Denn der Hexenglauben steht und fällt mit dem Teufelsglauben: die letzte Hexe wird also erst mit dem Teufel sterben, d. h. nie, maßen die Dummheit währet ewiglich.

---

136) Lehmann, Vertraul. Briefe den sog. Hexenhandel zu Glarus betreffend (1783). Eine aktenmäßige Darstellung dieser letzten, in deutschen Landen in aller Form mittelalterlicher Barbarei durchgeführten, kultur- und sittengeschichtlich sehr merkwürdigen Hexenprozedur gab J. Heer im „Jahrbuch des histor. Vereins d. Kant. Glarus" (1865), I, 9—53.

Fünftes Kapitel.

Rococo.

Eine Kette von Gegensätzen. — Umriß der Bewegung des 18. Jahrhunderts. — Die Frauentracht: eine Schöne im Rococostyl; Revolution und Reaktion der Mode. — Umgangston. — Bildung der Frauen und ihre Stellung in den adeligen und bürgerlichen Kreisen. — Städtisches Leben. — Ursachen der unsittlichen Aeußerungen desselben. — Das Theater und die Frauen. — Die Neuber und ihre Nachfolgerinnen. — Die Frauen von Wien. — Ein merkwürdiger Umstand in Casanova's Memoiren. — Die Frauen von Berlin. — Die Höfe. — Flüchtige Durchblätterung der höfischen Skandalchronik. — Vollständige Verwirrung der sittlichen Begriffe. — Eine fürstliche Maitresse als „Musterbild der Tugend." — Die Ironie der Weltgeschichte. — Der Pietismus und die Frauen. — Die „Mutter Eva" zu Schwarzenau. — Ein weibliches Ungeheuer. — Die Heilige von Wildisbuch. — Muckerisches.

Das Jahrhundert des Rococo, ja, aber auch das der Emanzipation! Das Jahrhundert des Puders und der verschnörkelten Unnatur, aber auch das einer bis zum Sansculottismus und bis zur griechischen Nacktheit à l'Aspasia vorschreitenden Sehnsucht nach Natur. Das Zeitalter eines bis zu den äußersten Folgerungen aus-

gebildeten, zwischen Wahnwitz und Blödsinn schwankenden Sultanismus, aber auch das des aufgeklärten Despotismus eines Friedrich und Joseph; — eine Periode der Weltgeschichte, die mit dem Frevelwort des vierzehnten Ludwig: „L'état c'est moi!" beginnt, aber mit der Begründung einer neuen Welt jenseits des Ozeans durch die Demokratie und mit der französischen Revolution schließt. Das Jahrhundert einer Pompadour und Dubarry, aber auch das einer Maria Theresia und Katharina. Die Epoche einer Politik bronzestirniger und mühlsteinherziger Selbstsucht, einer Politik der Geheimtreppen, Hinterthüren, der Oubliettten und der Bravostilets; aber auch die Epoche des Aufgangs der großen Freiheits- und Humanitätsidee: — ein Zeitraum, an dessen Anfang ein Czar Peter, in dessen Mitte ein Washington, an dessen Ende ein Napoleon steht. Das Jahrhundert des Jesuitismus, Pietismus und der Geheimbündemysterien, aber auch das der englischen Freidenker, der französischen Encyklopädisten und der deutschen Aufklärer und Illuminaten. Das Zeitalter des in Voltaire verkörperten verneinenden und zerstörenden Spottes und zugleich das der schaffenden und bauenden Begeisterung eines Rousseau und eines Schiller. Die Epoche der tiefsten Erniedrigung des deutschen Geistes und zugleich seiner herrlichsten Siegesflüge: dort Pastor Götze, hier Lessing und Kant, — dort Gottsched, hier Göthe. Das Jahrhundert der großen Abenteurer, Intrikanten, Projektmacher, Gaukler, Gauner und Schwindler, der Law, Münnich, Görtz, Alberoni, Clement, Patkull, der St. Germain, Cagliostro,

Casanova; aber auch das der großen Bürger wie Franklin und Pestalozzi und der heldischen Naturen wie Karl der Zwölfte, Friedrich der Einzige, Kosciusko, Mirabeau und Danton. Eine Epoche unterthänigsten Unterthanengefühls, aber auch des sturm- und drangvollsten Freiheitsdurstes; der schonungslosesten Skepsis und des rücksichtslosesten Cynismus, aber auch der empfindsamsten Schwärmerei und des schwungvollsten Glaubens an das Ideal. Ein Zeitalter schmachvollster Entwürdigung deutscher Weiblichkeit in einer Kosel oder Grävenitz, und wieder ein Zeitalter der Glorifikation deutschen Frauenthums in Erscheinungen wie Luise von Preußen und Luise von Sachsen-Weimar.

Die Ringe dieser Kette von Gegensätzen ließen sich noch um viele vermehren, wenn die gegebenen nicht hinreichten, in Erinnerung zu bringen, daß das 18. Jahrhundert unter der bizarren und frivolen Hülle des Rococo eine Bewegung der Geister und Gemüther entwickelte, wie nur wenige Epochen der Weltgeschichte sie aufzuweisen vermögen. Was man dieser großen Zeit mit Recht oder Unrecht vorwerfen mag, alle ihre Unzulänglichkeiten, Irrthümer und Uebertreibungen, immer wird man ihre außerordentliche Fruchtbarkeit an großen Gedanken und großen Menschen anerkennen müssen. Von der Ideenfülle, welche damals in Umlauf gesetzt wurde, werden noch manche Jahrhunderte zu zehren haben. Und welches dichte Gedränge von originellen, schöpferischen, thatkräftigen Männern, von Weisen und Gelehrten, Dichtern und Künstlern, Feldherrn und Staatsmännern,

Gesetzgebern und Erziehern führt jene Zeit an uns vorüber! Für Deutschland war das 18. Jahrhundert, welches allgemach alle Stände und Klassen in seine nach vorwärts treibende Bewegung hineingezogen und selbst die Gegner seines Geistes diesem mehr oder weniger dienstbar zu machen gewußt hat, geradezu eine Periode sittlicher und geistiger Wiedergeburt. Auf allen Gebieten des Lebens trat der reformistische Gedanke die Erbschaft an, welche ihm das 16. Jahrhundert vermacht und das 17. unterschlagen hatte. Immer entschiedener löste sich der deutsche Genius aus den Fesseln der Ausländerei, um seine eigenen Bahnen zu wandeln und Hand an sein großes Werk zu legen, an die Umbildung des eigenen und der fremden Völker im Sinne des Humanismus, an die Verwirklichung jener Erklärung der Menschenrechte, wie sie in den unsterblichen Werken der Heroen unserer klassischen Literaturperiode dargelegt ist. Welch' ein unermeßlicher Vorschritt von Leibnitz und Wolf bis zu Kant und Fichte, von Gottsched und Gellert bis zu Lessing, Göthe und Schiller! Welche Kontraste zwischen den Anschauungen und Wirkungsmitteln eines Klopstock und eines Wieland und doch wiederum welches unwillkürliche Zusammenwirken solcher Gegensätze zur Klärung und Erhellung einer gährenden und ringenden Zeit! Wie segensreich waren nicht auf dem Felde der bildenden Künste vom Auftreten Winckelmanns an die Vorarbeiten zur Heraufführung einer neuen Epoche nationaler Kunst! Und wenn hier die Erfüllung dem 19. Jahrhundert vorbehalten blieb, wie schön erfüllte schon das vorige die

stolzesten Hoffnungen auf dem Gebiete der Schauspielkunst und mehr noch auf dem der Musik, wo nach einander Händel, Bach, Haydn, Gluck, Mozart und Beethoven auftraten, jeder in seiner Art das Kind einer Zeit, deren Stimmung als ein alle Dissonanzen gewaltig beherrschender Grundton die glühende Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Wahrheit und Schönheit durchzog, eine Hingebung an die Götter, an die Ideale der Menschheit, um welche der eiserne Realismus unserer eigenen Zeit das „Jahrhundert des Rococo, des Zopfes und Puders“ wahrlich sehr beneiden dürfte.

Freilich kamen die Resultate der ungeheuren Geistesarbeit von damals den Massen nur sehr allmälig zu gut und die ganze erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch zeigte das deutsche Leben noch eine große Verknöcherung und Verkümmerung auf. Der gedankenlose und egoistische Despotismus, welcher sich nach dem Vorbilde Ludwig's des Vierzehnten in Deutschland festgestellt, mußte sich erst zum aufgeklärten wandeln, bevor in die starrende Unbeweglichkeit der religiösen, politischen und sozialen Begriffe und Gewohnheiten neues Leben kam und auch an maßgebender Stelle das Bewußtsein Platz griff, daß, wie nachmals sogar ein im Hochmuth des Absolutismus versteinerter Kaiser Franz I. von Oestreich in einer schweren Stunde der Prüfung erkannte, „die Völker auch Etwas seien.“ Der siebenjährige Krieg war der letzte Kabinettskrieg großen Styls und zugleich ein Ereigniß von unberechenbarer sittlicher Tragweite, indem er das deutsche Volk in seinen Tiefen aufrüttelte und dem deutschen

Gedanken und der deutschen Arbeit überall neue Bahnen öffnete und neue Ziele steckte. Denn von diesem Kriege datirt, weil derselbe die nothwendige Voraussetzung von Friedrich's, des gekrönten Aufklärers, reformatorischer, die mittelalterlichen Traditionen brechender Thätigkeit war, das allmälige Emporkommen eines neuen sozialen Faktors, eines gebildeten deutschen Mittelstandes nämlich, auf welchen sich der „erleuchtete“ Despotismus, wie ihn Friedrich der Große und seine fürstlichen Nachahmer in Deutschland schufen, mit oder wider Willen stützen mußte. Es ist eine beim ersten Anblick höchst seltsame, bei näherem Zusehen aber leicht erklärliche Thatsache, daß Friedrich, obwohl von der fixen Idee beherrscht, daß nur auf dem Wege der französischen Bildung für Deutschland Heil zu finden sei, durch sein aufklärerisches Regiment ein deutscher Kulturheros geworden. Er, gerade er, der französirte Versmacher, gab vermöge seines Ruhms und vermöge seines Waltens als Feldherr und Staatsmann der Nation jenes Selbstgefühl zurück, welches sie ihren Genius wieder finden ließ.

Eine wunderbare Fruchtbarkeit kennzeichnet das deutsche Kulturleben des 18. Jahrhunderts durch alle Phasen seines Vorschreitens hindurch. Klopstock brach zuerst den Bann der Nachahmung, welcher so schwer auf dem deutschen Geist gelegen, und er brach zugleich den Zauber, welchen Voltaire wie auf ganz Europa so auch auf unser Land übte. Denn der Sänger des Messias setzte der voltaire'schen Skepsis und dem voltaire'schen Witz eine Begeisterung entgegen, welche ihre Motive aus

den Ideen des Vaterlandes und der Religion schöpfte, und zwar aus einer Auffassung der Religion, welche sich gleichermaßen gegen die Frivolität des Unglaubens kehrte wie gegen die Herzlosigkeit der Orthodoxie und die Verdumpfung des Pietismus. Wieland seinerseits führte mittelst seiner weltmännischen, die zeitbewegenden Gedanken in graziöse Formen kleidenden Autorschaft die Theilnahme der höheren Stände der vaterländischen Literatur zu und hat, ebenso wie Klopstock, nicht wenig dazu beigetragen, der literarischen Bewegung jene soziale Selbstständigkeit zu sichern, welche es einem Lessing und Kant ermöglichte, die Gesetze der Aufklärung mit souverainer Freiheit zu formuliren. Herder grub mit kundiger und treuer Hand die lange verschüttet gewesenen Quellen aller wahren Poesie wieder auf, indem er der literarischen Konvenienz gegenüber an die Unmittelbarkeit des Volksgefühls appellirte und so jener Schar von „Stürmern und Drängern“ Bahn schuf, welche das Naturevangelium Rousseau's in Deutschland verkündigten. Es kam der Kultus überschwänglicher Freundschaftlerei, welchem lange Jahre hindurch der „Vater“ Gleim als eine Art Hochmeister vorstand; es kam der göttinger Hainbund mit seinem Tyrannenhaß; es kam die Zeit der Kraftgenialität, der lavater'schen Christlichkeit, der werther'schen Liebesschwärmerei, der siegwart'schen Sentimentalität, des faust'schen Titanismus, — lauter Erscheinungen, welche bezeugten, daß es dem deutschen Geist in einer Welt der Reifröcke und Schnürleiber zu enge geworden und daß überall eine auf die Freiheit des

Denkens und Fühlens gerichtete revolutionäre Stimmung nach Licht, Luft und Geltung rang. Endlich aber gelangte die tumultuarische Bewegung zu einem Abschluß, indem Göthe und Schiller, aus den Gährungen der Sturm- und Drangperiode zu freier Künstlerschaft sich emporarbeitend, in Form vollendeter Kunstwerke vor die Augen der Nation die Ideale hinstellten, nach deren Verwirklichung sie in ihrer weiteren Entwickelung zu ringen hat.

Diesen, hier freilich nur in flüchtigsten Umrissen gezeichneten Gang nahm die große Umwälzung, welche im Laufe des 18. Jahrhunderts sich vollzog. Es wird die Aufgabe des gegenwärtigen und der folgenden Kapitel meines Buches sein, das deutsche Frauenleben darzustellen, wie es sich unter den angedeuteten Kulturbedingungen vom Beginn des vorigen Jahrhunderts an bis in das gegenwärtige herein nach seinen verschiedenen Richtungen hin entfaltete.

Beginnen wir unsere Betrachtung mit einem Blick auf die äußerliche Erscheinung unserer Aeltermütter, so sehen wir um die Mitte des 18. Jahrhunderts und noch weit darüber hinaus im weiblichen Anzug das Rococo in seinem vollen Triumph. Es waren doch sehr bizarre Gehäuse, worin die Schönen von damals steckten. Bei festlichen Veranlassungen war ihre Toilette geradezu ein Kunstwerk, dessen Aufbau nicht wenig Zeit, Mühe und Kosten verursacht hat. Denn die Figur, welche die Damen im Fest-, Ball- oder Brautkleid machten, war diese.

Ihre Füße steckten in Schuhen von Atlas oder Sammet, welche mit goldgestickten Schleifen verziert und in der Mitte der Sohle mit einem zollhohen Stelzchen versehen waren, wodurch die Trägerin gezwungen wurde, auf den Fußspitzen zu schweben. Dies erklärt dann auch die steifabgemessenen Bewegungen der Tänze jener Zeit: in solchen Schuhen konnte man unmöglich walzen oder galoppiren oder polken, sondern nur einen vorsichtigen, elegantvornehmen Menuett schreiten. Noch mehr als der Damenfuß war der Damenkopf mißhandelt. Denn auf diesem mauerte sich ein kolossaler, mit Drahtgestell und Roßhaarwulst unterbauter, aus verschiedenen Stockwerken bestehender, gepuderter, gekleisterter, mit einer Masse von Bändern, Blumen und Federn verzierter Haarthurm in die Höhe, welcher die Länge seiner Trägerin nahezu um eine Elle oder sogar drüber erhöhte. Der aus Fischbeinstäbchen aneinandergefügte Korsett-Harnisch zwängte Schultern und Arme zurück, preßte den Busen heraus und schnürte die Taille wespenhaft zusammen. Ueber dem umfangreichen Drahtgestell des Reifrocks spannte sich das mit allerhand Falbeln und Kinkerlitzchen garnirte Seidenkleid und über dieses floß das mit einer Schleppe versehene, vorn auseinander fallende, auf beiden Seiten reich besetzte Obergewand von gleichem Stoffe hinab. Die mit Blonden beladenen Aermel reichten bis zum Ellnbogen und den Vorderarm deckte der lange, parfümirte Handschuh. Hals, Nacken und Busen wurden sehr frei getragen. Die Geistlichkeit beider Konfessionen skandalisirte sich höchlich über diese Offenherzigkeit, aber

meist mit sehr geringem Erfolg [137]. Gab es doch eitle Mütter genug, welche ihre schamhaft widerstrebenden Töchter aufforderten, den Liebreiz des Busens ja recht sehen zu lassen [138]. Zum Staatsanzug der Damen ge-

137) Um 1740 „liefen in Wien — erzählt Keyßler („Fortsetzung neuester Reisen durch Teutschland“ u. s. w. S. 929), manche Damen gleich vom Bette aus, ohngeschnüret und öfters nicht wenig bloß, wenn sie nur eine Volante über sich geworfen hatten, zur Kirche und Kommunion. Die Geistlichen ließen bei solcher Gelegenheit ihren Eifer mit gar besonderen Ausdrückungen von der Kanzel hören. Einer von ihnen stellte mit vieler Heftigkeit vor, das Frauenzimmer komme in Säcken zur Kirche, nicht um Buße zu thun, sondern ihre Waaren und Fleischbänke desto besser auszulegen und könne kein Geistlicher bei der Kommunion seine Augen mit gutem Gewissen aufthun. Ein anderer Prediger drohete, wenn er noch Eine mit entblössetem Halse zu Gesichte bekommen würde, wollte er ihr in den Busen speien.“ Im protestantischen Norddeutschland wußten die Herren Geistlichen ebenso wenig, wohin sie mit ihren Augen sollten. Gar beweglich sagt Hermes in seinem für die damaligen Sittenzustände sehr wichtigen Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, welcher 1770 zu erscheinen begann: „Euch, ihr Edleren des weiblichen Geschlechtes bitte ich, zu erwägen, in welche Verlegenheit die gegenwärtige Kleidungsart des Frauenzimmers den Prediger setzt und Jeden, der nicht bei Euch auf die Nasenspitze und nicht tückisch wie ein Schurk neben Euch in den Winkel hin sehen will.“

138) Pockels (Versuch e. Charakterist. d. weibl. Geschl. I, 494): „Kennt man nicht Mütter, die den unzüchtigen Anzug ihrer Töchter nicht nur erlauben, sondern auch anordnen helfen? Da hat das alberne Mädchen — sagte neulich eine vornehme Mutter zu ihrer Tochter und zwar in Gesellschaft von Männern und Weibern — da hat das alberne Mädchen ihren Busen beinahe ganz ein-

hörte der Fächer und das spitzenbesetzte Taschentuch; auch führte die elegante Schöne stets ein Perlmutterdöschen in der Tasche, welches einen Vorrath von Schönpflästerchen enthielt. Denn die richtige Wahl und Anklebung der schwarzen, aus englischem Pflaster in allerlei Formen geschnittenen „Mouchen“ machte eines der wichtigsten Geheimnisse der Toilettekunst und Koketterie aus [139]. Noch

---

gehüllt: ich kann diese dumme Schamhaftigkeit nicht leiden, da sich das Mädchen sehen lassen kann und ihre Gorge weit und breit herum die schönste ist! Das Mädchen erröthete und ging zur Thüre hinaus.“

139) Klemm hat in seinem Buch („Die Frauen“, II, 322) aus der 1736 erschienenen L'art de décoppiler la rate folgenden „catalogue des mouches“ beigebracht. — „La passioné au coin de l'oeil, la majestueuse au milieu du front, l'enjouée sur le pli que fait la joue en riant, la galante au milieu de la joue, la baiseuse au coin de la bouche, l'effrontée sur le nez, la coquette sur les lèvres, la reveleuse sur un bouton.“ — Auch auf den Busen wurden Mouchen geklebt. Im 3. Gesang von Thümmel's „Wilhelmine“, welche 1764 erschien, ist folgende Szene gemalt, die, und zwar nicht allein in Betreff der Schönpflästerchen, ein charakteristisches Genrebild aus dem Zeitalter des Rococo abgibt: — „Bald (nach dem Weggang des Pastors Sebaldus, mit welchem sein vornehmer Gönner das „zerpflückte“ Kammermädchen Wilhelmine verheiratete, wie das damals sehr häufig vorkam) trat Wilhelmine herein und brachte ihrem gnädigen Herrn Chokolade mit perlendem Schaume. Da gab ihr der Hofmarschall das Dokument ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, und siehe da, welche großmüthige Gnade, er umarmte sie mit gefälligen Händen und küßte sie zärtlich. Eine ganz sapphische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz und trieb ihren wallenden Busen empor, daß der blaßrothe Atlas zu knistern begann,

zu Anfang der neunziger Jahre existirten der Reifrock, der Stelzschuh und die gepuderte Chignonfrisur. Dazu war noch das bauschige Halstuch gekommen, welches von dem Umstand, daß es in Verbindung mit Drahtgestellen benützt wurde, eine nicht vorhandene Busenfülle zu erkünsteln, den Namen „Menteur" erhielt. Die französische Revolution revolutionirte auch den Damenanzug, wie sie vom Männerkopf Zopf und Haarbeutel wegschnitt. Die von England herübergekommene griechische Frauentracht, welche eigentlich nur aus einem Hemde bestand („la chemise greeque"), wurde von den Pariserinnen der Direktorialzeit in so kokett schamloser Weise getragen, daß sie, die schöne Madame Tallien voran, halbnackt erschienen, in fleischfarbenen seidenen Trikotpantalons mit lilafarbenen Zwickeln und Kniebändern, an den bloßen Füßen leichte Sandalen, Ringe an den Zehen, darüber die Chemise, d. h. ein wirkliches Hemde, welches, hart unter der Brust lose gegürtel, bloß durch ein paar schmale Bänder auf den nackten Schultern befestigt war und die

---

der ihn weit unter der Hälfte umspannte. Ach, welch ein reizender Busen, o scherzhafte Muse beschreib' ihn! Auf seiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen, angeheftet durch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drolligen Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer, Lakaien und Freiherrn auf sich zog. Aber jetzt erhob sich dreimal die warme bebende Brust und trennte die gedörrte Mouche vom Gummi. Der kleine Liebesgott, mitsammt seinem Gerüste, fiel zwischen der Schnürbrust unaufhaltsam hinunter, daß die Schöne schrie und der Hofmarschall zu lachen anfing."

ganze Oberhälfte des Körpers vollkommen entblößt ließ, während auf dem am Hinterkopf zu einem griechischen Knoten aufgebundenen Haar ein weißer Fichuturban saß. Kein Wunder, daß der Spott solche Griechinnen an Eva's Feigenblatt erinnerte[140]. Auch in Deutschland griechelten und römelten die Damen den französischen

---

140) Eine Dame, die sich auf Promenaden und Bällen durch die Durchsichtigkeit ihrer Tracht auszeichnete, erhielt ein niedliches Kästchen aus Akajouholz zugesandt, als sie eben einen glänzenden Cirkel um sich versammelt hatte. Die Aufschrift lautete: „Kleidung für Madame." Neugierig ward das Kästchen eröffnet und als einziger Inhalt zeigte sich ein — Rebenblatt. Journal d. Luxus und der Mode f. 1800, S. 369. Dieser satirische Witz war wohlbegründet und wohlangebracht. Die „Chemise" ist nämlich in Wahrheit und Wirklichkeit für eine Weile das einzige Kleidungsstück der Modedamen der über alle Begriffe lüderlichen Direktorialzeit gewesen, weßwegen damals in Paris das Couplet gesungen wurde: —

„Grâce à la mode
Un' chemise suffit.
Un' chemise suffit.
Ah! qu' c'est commode!
Un' chemise suffit,
C'est tout profit!"

Aber damit noch nicht genug. Die Mode warf auch noch das Hemde beiseite, wahrscheinlich mit dem Kirchenvater Klemens von Alexandrien philosophirend, die Schamhaftigkeit liege nicht im Hemde. „Un décadi soir du messidor de l'an V. (Juni 1797) deux femmes se promènent aux Champs-Elysées, nues, dans un fourreau de gaze; une autre s'y montre les seins entièrement découverts." Das war aber den Leuten doch zu — antik. „A cet excès d'impudicité plastique, les huées éclatent; on recon-

nach, namentlich in Berlin. Allein Ehrbarkeit, rauhes Klima und mit Recht polternde Aerzte machten dem griechischen Kostüm eine erfolgreiche Opposition. Entschieden wurde der Sieg derselben erst durch die Rückkehr zur Schnürbrust, womit sich nach und nach — bis zum Jahre **1808** blieb es jedoch Mode, den Busen ganz offen zu tragen — auch wieder eine anständige Verhüllung einstellte. Wie in wichtigeren Dingen, hatte die Revolution auch in Sachen des Frauenanzugs weit über das vernünftige Maaß und Ziel hinausgeschossen und so erfolgte denn hierin ebenfalls die reaktionäre Gegenströmung, welche unter dem zweiten französischen Kaiserreich glücklich wieder beim Reifrock der Rococozeit angelangt ist.

Das wunderliche Gemisch von pedantischem Zwang und lockerer Koketterie, welches die Frauentracht der Rococozeit kennzeichnet, war dem Frauenleben von damals überhaupt eigen. In Städten, welche keine Residenzen waren, d. h. keine Sammelpunkte einheimischer und fremder Laster, bewegte sich namentlich das Dasein des höheren Bürgerstandes äußerlich in steif und streng geregelter Konvenienz. Diese duldete es nicht, daß Mädchen oder Frauen mit der Freiheit und Ungenirtheit von heute öffentlich erschienen. Es galt für unschicklich, ohne „Kammermensch“ über die Straße, in die Kirche oder in

---

duit, dans les brocards et les apostrophes mérités, jusqu'à leurs voitures ces Grecques en costume de statues.“ Petite Poste de Paris, messidor an V., angef. bei Goncourt, Hist. d. l. société française pend. l. directoire, p. 422.

einen Kaufladen zu gehen; das Erscheinen von Frauen ohne männliche Begleitung auf Spaziergängen, im Theater und Koncertsal ging gar nicht an. In solchen solid-vornehmen bürgerlichen Kreisen wurde allen französischen Moden zum Troß das häusliche Walten der Frauen und Töchter noch immer als ihre schönste Bestimmung angesehen. Auch sicherten Recht und Sitte Vätern, Gatten und Brüdern eine unbedingte Autorität über ihre weiblichen Angehörigen[141]). Mit der fraulichen Bildung freilich war es bis in die höchsten Kreise hinauf nicht weit her, bevor die große Bewegung unserer Literatur auch die Frauen mit in ihre Aufschwünge hineinzog. Bis dahin galt in den aristokratischen Sphären durchschnittlich die Fertigkeit im Französischplappern, eine oberflächliche Kenntniß der französischen Literatur, etwas Spinetttastenschlägerei, etwas italisches Ariengedudel für den Gipfel weiblicher Bildung. In ehrbar bürgerlichen Kreisen wurde das Lesen von Romanen den Frauen als eine Sünde angerechnet[142]). In protestantischen Bürgerhäusern waren die Töchter streng angehalten, mit dem Katechismus

---

141) S. insbes. die Schilderung städtischen Lebens in Norddeutschland in den hinterlassenen Denkwürdigkeiten („Jugendleben und Wanderungen") von Johanna Schopenhauer, deren Jugend in die Rococoperiode zurückreichte.

142) Charakteristisch rühmt in der von Stranitzky 1722 herausgegebenen „Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" ein lockeres Mädchen als einen Beweis ihrer Bildung, daß sie „mehr als zwölf Liebesgeschichten von Talander (A. Bohse) durchgelesen habe."

und der Bibel sich vertraut zu machen, und ging dieser Rigorismus mitunter ins Absurde. So wissen wir von der Jugendgeliebten Wieland's, Sophie von La Roche, wie ihr Vater, der augsburger Arzt Gutermann, seine Freude daran hatte, daß seine Tochter, nachdem sie schon als Dreijährige lesen gelernt, als Fünfjährige bereits die Bibel vollständig durchgelesen hatte. Ebenso, daß das junge Mädchen tagtäglich bei ihrer Handarbeit eine Betrachtung in Arndt's „Wahrem Christenthum" lesen mußte [143]). Doch unterrichtete sie der Vater zugleich auch in der Geschichte und von Göthe's Vater ist bekannt, daß er an dem Unterrichte, welchen er seinem Sohne in verschiedenen Fächern ertheilte, auch seine Tochter Kornelia theilnehmen ließ. Dies fällt freilich schon in eine Epoche, wo der in die Zeit gefahrene Sturm und Drang auch den Bildungstrieb der Frauen lebhaft angeregt hatte. Die Folge davon war, daß viele Mädchen und Frauen eine wahrhaft harmonische, dem Schönen mit edlem Enthusiasmus zustrebende Bildung sich aneigneten, andere viele jedoch es nur dahin brachten, daß ihre Köpfe schlechtgewählte und schlechtgeordnete Bibliotheken enthielten.

Bis zur Zeit, wo die große mit Klopstock's Auftreten beginnende Wendung unserer Literatur eine idealischere Färbung in den deutschen Umgangston einzuführen anhob, herrschte in diesem, auch den Frauen gegenüber und unter diesen selbst, eine Ausdrucksweise, welche der

143) Assing, Sophie von La Roche, S. 14, 17.

lascis-galanten Sprache des 17. Jahrhunderts nur allzu häufige Nachklänge vom Grobianismus des 16. beimischte. Wie wenig man sich zu scheuen hatte, selbst vornehmsten Damen gegenüber Alles bei seinem Namen zu nennen, beweis't schon die Thatsache, daß den derben Natürlichkeiten der Hanswurstiaden, wie sie Stranitzky zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu einem unentbehrlichen Zubehör der theatralischen Freuden Wiens gemacht, die Insassinnen der Logen ersten Ranges lachenden Beifall zuklatschten [144]). Neben diesem Gefallen an Derbheiten lief eine Pedanterei her, welche, wenn sie von Liebessachen redete, die absonderlichsten Schnörkel zuwegebrachte. So ein Professor der Liebeskunst theilte die Liebe ein: 1) in die christliche Liebe, 2) in die eheliche Liebe, 3) in die Freundschaftsliebe, 4) in die Socialitäts- oder Vertraulichkeitsliebe, 5) in die Galanterieliebe und 6) in die Hurenliebe. Er docirte: „In einem Liebes-Commercio ist es nöthig und man muß bei der Geliebten darauf dringen, daß sie eine Liebesprobe ablege“ — und definirte das Küssen als „ein Negotium bei einem Liebes-Commerce, welches sie ablegen zu temoignirung ihrer innigsten Liebe, wobei jedoch zur contenance zu rathen ist [145]).“ Die aristo-

144) Man kann sich von dem Ton der in Rede stehenden Stranitzky'schen Hanswurstkomödien eine ungefähre Vorstellung bilden, wenn man erfährt, daß in der „Olla potrida Fuchsmundi“, der Held einer Jungfer Anna Barbara seine Liebe anträgt und dabei in der Beschreibung seiner Person sagt, dieselbe habe nur einen einzigen Mangel, nämlich einen zu „dicken Hintern.“

145) Germani Constantis Moralischer Traktat von der Liebe gegen die Personen des andern Geschlechts, 1717.

kratische Welt fragte freilich derartigen deutschprofessor-lichen Vorschriften in Sachen der „ars amandi“ wenig nach, sondern richtete sich lieber nach den Regeln der französischen Galanterie. Ein Muster derselben war der liebenswürdige Staatsmann Graf Stadion, der Gönner und Lehrer Wieland's, für welchen, während er seiner vornehmen Geliebten bis tief in die Nacht hinein galant aufwartete, sein Sekretär La Roche, der seines Herrn Handschrift nachahmen mußte, inzwischen daheim die zierlichsten Billetsdoux schrieb, damit diese Beweise einer rastlosen Zärtlichkeit frühmorgens auf den Toilettentisch der Damen befördert werden könnten [146]).

Die frivol-französische Anschauung von den Frauen, welche in den adeligen Kreisen gäng und gäbe, und die deutsch-eckig-pedantische, welche in den bürgerlichen umging, hatte, wie noch gar manches Schiefe, Unerquickliche und Unvermittelte im deutschen Leben, eine ihrer Wurzeln in der bis zur kastenmäßigen Unduldsamkeit gehenden Sonderung der Stände. Es wird Einem, wenn der Ausdruck gestattet ist, ganz indisch-pagodisch oder ägyptisch-mumienhaft zu Muthe, wenn wir im geselligen Verkehr der Rococozeit auf adeliger Seite die hochmüthigste Ausschließlichkeit, auf bürgerlicher die kriechendste Unterthänigkeit bemerken [147]). In Wahrheit, Edelleute und

146) Raumer's Histor. Taschenbuch, X, 397.

147) In Sophiens Reise von M. zu S. schreibt der Pastor Groos an ein Jüngferchen von Adel, welches sich nachmals zu seiner Frau und zur Qual seines Lebens zu machen weiß, in nach-

Bürger hatten so zu sagen Nichts mit einander gemein als die Luft und diese Schroffheit in Aufrechthaltung der Standesunterschiede, welcher Schiller in Kabale und Liebe ein ewiges Brandmal aufgedrückt hat, währte bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Es war so leicht, so angenehm, so modisch, human zu schwärmen; aber man fand es vielfach „inkonvenant", human zu handeln. Ausnahmen, schöne Ausnahmen gab es freilich, aber sie bezeugten doch nur die Regel. Konnte doch selbst aus der damaligen Metropolis des deutschen Geistes, aus Weimar, wo der revolutionäre Most der Kraftgenialität sich zum edlen Wein des Freisinns und der Humanität abgeklärt hatte, noch zu Anfang des Jahres 1800 Herders Frau die Neuigkeit, daß die Adeligen und Bürgerlichen zum ersten Mal einen gemeinsamen Ball abgehalten, als ein Ereigniß an Knebel melden. Heiraten zwischen den beiden Ständen fanden zwar schon früher statt, aber gewöhnlich hatten Bürgerliche das Wappenschild, welches ihnen adelige Bräute häufig als einzige Aussteuer mit ins Haus gebracht, theuer zu bezahlen. Ein sehr anschauliches Bild dieser Mißverhältnisse bietet das i. J. 1780

---

stehenden Ausdrücken: — „Wenn Personen, von denen mein niedriger Stand mich mit Recht so entfernt, daß ich ihnen nicht ganz bekannt werden kann, Personen, deren Gesinnung gegen mich Nichts sein darf als Gnade, Personen, denen ich nicht anders als mit einer wirklich belachenswerthen Frechheit, das, was man Ehrfurcht und Respekt nennt, verweigern könnte — wenn solche Personen mir Eigenschaften zutrauen, die ich nicht so glücklich bin zu besitzen, — dann werde ich in der That geängstigt."

erschienene dramatische Familiengemälde „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ von Großmann. Der Hofrath Reinhard, welcher darin eine Frau von Adel geheiratet, muß dieselbe „Ihr Gnaden“ tituliren, wenigstens in Gesellschaft, und sich von seiner Frau und ihrer Tante wegen seiner „bürgerlichen Großierete“ bei jeder Gelegenheit zurechtsetzen lassen. Er rächt sich dafür, indem er von „adeligem Lumpengesindel“ spricht. Frau von Schmerling, die Tante, stellt in ihrer ganzen Erscheinung und Ausdrucksweise ein Produkt jener Bildung, d. h. Mißbildung dar, wie sie die gewöhnliche französische Bonnenerziehung in adeligen Häusern an den Töchtern zuwegebrachte. Diese Dame spricht am liebsten in französischen Floskeln, mischt aber beharrlich darunter so gemeine und derbe deutsche Ausdrücke, wie sie heutzutage sogar im Munde einer Stallmagd auffällig wären. In Nikolai's „Sebaldus Nothanker“ (1773) erhalten wir deutliche Winke, worin eine „standesmäßige“ Erziehung damals nur allzu häufig bestand. Die ehrliche Gouvernante Marianne verliert da die Gunst ihrer Gebieterin, der Frau von Hohenauf, weil sie es nicht versteht, ihren Zöglingen „standesmäßige Manieren“ beizubringen und dieselben aus dem „Mercure de France“ zu belehren, „wie eine affaire de coeur geführt werden müsse.“ Sehr bezeichnend für die damalige Durchschnittskultur dieser Gesellschaftsschichte ist es endlich, daß man in den meisten adeligen Häusern und in Nachahmung derselben auch in reichen bürgerlichen keine Diener und Dienerinnen kannte und nannte, sondern nur „Kerle“ und „Menscher“.

Will man in unseren Tagen den unermeßlichen Beifall verstehen, welchen in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die dramatischen Familiengemälde des trefflichen Iffland und Anderer fanden, so muß man sich erinnern, daß in diesen Schauspielen dem deutschen Publikum seine lange und lebhaft gehegte Sehnsucht nach einer edleren Um- und Neugestaltung des Familienlebens gegenständlich gemacht wurde. Gerade diese Sehnsucht spricht aber unzweifelhaft von einer tiefen Zerrüttung der häuslichen und öffentlichen Sitten, welche sich vom 17. Jahrhundert bis weit, sehr weit ins folgende hereingeschleppt hatte. Die Unsitten des Universitätslebens, dessen das ganze Jahrhundert hindurch andauernde Wüstheit aus der ersten Hälfte desselben Zachariä („der Renommist"), aus der zweiten Laukhard („Selbstbiographie" und „Annalen der Universität Schilda") uns grell bezeugen, verpflanzten sich gar gern auch in die gebildeten bürgerlichen Kreise, unter Beamte, Aerzte, Juristen und Pastoren, und außerdem eiferte das Bürgerthum dem Adel in Völlerei, gespreiztem Scheinwesen und leerem Prunk vielerorten leichtsinnig nach. Da war es denn lange nicht so selten, als es hätte sein sollen, daß ganze Bürgerschaften in Folge gedankenlosen und rohen Wohllebens ihres Wohlstandes verlustig gingen und daß die Trunksucht, sogar die Trunksucht von Frauen, häufige Straßenskandale veranlaßte. Reisende, welche um 1730 Nürnberg, Augsburg, Ulm und andere süddeutsche Städte besuchten, geben Zeugniß, daß die Bewohner derselben mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und anderen kostspieligen

Vergnügungen lustig in den Tag hineinlebten, je mehr es mit den Verhältnissen der Einzelnen wie der Stadtgemeinden rückwärts ging. Dasselbe sagen andere Augenzeugen von Frankfurt und Hamburg aus und ein Zeitgenosse klagte mit Recht, daß die leidige modische Sucht, mehr zu scheinen als man sei, die Hauptschuld dieser ökonomischen und sittlichen Verkommenheit getragen habe [148]. Andere sittenverwildernde Einflüsse lagen in dem Anblick einer brutalen Strafjustiz, deren Akte nicht selten recht eigentlich berechnet schienen, alles menschliche Gefühl aus den Gemüthern wegzutilgen; sowie in den Berührungen mit der Soldatenwelt, deren unglückliche Angehörige, wenigstens die Gemeinen, systematisch in der Verthierung erhalten wurden, welche damals allerwärts das Soldatenhandwerk kennzeichnete, und zwar häufig bis zu den höchsten Sprossen der Chargenleiter hinauf, von wo herab die „Kerle", d. i. die gemeinen Soldaten, wie Viehstücke behandelt wurden [149].

---

148) Pöllnitz, Memoiren, I, 227. Keyßler, Reisen, I, 70. Maria Belli, Leben in Frankfurt a. M. I, 22. Beneke, Hamburg. Geschichten und Sagen. S. 354. Vgl. auch bei Biedermann a. a. O. II, 325 die aus einer Zeitschrift von damals gezogene Jahresrechnung eines Hamburger Kaufmanns, welcher jährlich 23,739 Mark auf seinen Haushalt und seine Vergnügungen verwandte und sich dadurch ruinirte. Der Posten „galante Depensen" des Hausherrn betrug 1120 M., das „Spiel-Geld" der Hausfrau 330 M.

149) Auch in dienstlichen Erlassen. So verbot das bekannte „Reglement für die preußische Infanterie" v. J. 1750 das „übermäßige Vollsaufen, absonderlich in Branntwein, damit nicht ein Kerl vor der Zeit ungesund werde oder gar krepire."

Wenn sich demnach nicht verschweigen läßt, das Zusammenwirken der angedeuteten Motive habe zur Rococozeit auch die Denkweise und das Gebaren der deutschen Frauen beeinflußt, habe sie zur Putz-, Spiel- und Trunksucht verleitet, habe sie erst dem Leichtsinn und dann der Ausschweifung zugeführt, so entsteht billig die Frage, ob denn die Religion damals so gar wenig sittigende Macht über die Herzen, namentlich die Frauenherzen besessen habe? Aber was war denn damals die Religion oder, genauer gesprochen, die Kirche? Drüben auf katholischer Seite ein bis zum Fetischismus gehender Heiligen- und Ceremoniendienst, hüben auf lutherischer ein fossiles Dogmenungethüm, welches so widerwärtig breit, unbeweglich und anmaßlich mitten in der Zeitströmung lag, daß ihm jeder Denkende beim Vorübergehen gern einen voltaire'schen Fußtritt versetzte. Neben so beschaffenen Kirchen, hatte der Pietismus sein „bescheiden Kirchlein" aufgezimmert und bald mußte dasselbe beträchtlich erweitert werden, um die Zuströmenden zu fassen. Es ist leicht erklärlich, daß die pietistische Mission namentlich in der Frauenwelt so sehr gedieh; allein leider wurde ihr anfängliches unbestreitbares Verdienst von ihren nachtheiligen Wirkungen bald weit überwogen. Denn sie schuf zwar „Erweckte", aber auch, wie wir sehen werden, Verzückte und Verrückte und raffinirte vielfach die Ausschweifung, indem sie um diese den Deckmantel der Heuchelei schlug. Und dann war der Pietismus von vorneherein unfähig, die weltmännische Menge zu gewinnen, weil sich diese, Frauen wie Männer, von der trüben

Askese angewidert fühlten, welche die sogenannten „Mitteldinge", d. h. die geselligen Vergnügungsmittel, Spiel, Musik, Tanz, Theater, als schlechthin sündhaft verwarf.

Es ist freilich wahr, gerade das Theater gab zu solchem puritanischen Eifer Veranlassung genug, namentlich seit der Einführung der Frauen auf die Bühne, welche durch das Uebermächtigwerden der Oper bedingt wurde. Das ganze Mittelalter hindurch waren, wie Jedermann weiß, auch die Frauenrollen, wie sie in den „Mysterien" und „Moralitäten" vorkamen, von Männern gespielt worden, und wenn zu jener Zeit bei theatralischen Aufzügen da und dort auch Frauen mitgewirkt hatten — nicht immer, wie seines Ortes erwähnt worden, in züchtiger Weise — so bildete sich doch erst im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts ein bestimmter Stand von Sängerinnen und Schauspielerinnen. In Deutschland war diese Neuerung, welche die ganze bisherige Theaterpraxis über den Haufen warf, durch den bekannten Magister Velthen um 1680 zuerst konsequent eingeführt worden [130]). Zwar bei der prachtvollen, ungeheure Summen verschlingenden Oper, welche der letzte Habsburger, Karl der Sechste, unterhielt, durften noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Frauenrollen nur von Kastraten gesungen werden. Allein anderwärts war es anders und es ist ein nicht geringes Merkmal der Moral von damals, daß die zuchtlosen Arien, von welchen die komischen Opern wimmelten, von Mädchen und Frauen in schamlosem Kostüm und

---

130) Vgl. Devrient, Gesch. d. d. Schauspielkunst, I, 238 fg.

mit schamlosem Gebärdenspiel vorgetragen wurden. Gegen diese Unfläterei, wie gegen die grobburleske, zotige Hanswursterei, bildete die, wenn auch noch so perückenhafte Opposition Gottsched's immerhin eine heilsame Gegenstrebung. Gottsched wurde in seinen Bemühungen, das deutsche Theater nach dem Styl der französischen Klassik zu reformiren, durch die talentvolle, für ihren Beruf begeisterte Schauspielerin Friederike Karoline Neuber (geb. 1692, gest. 1760) wesentlich unterstützt. Die großen Gaben dieser Frau konnten sich freilich in der von Gottsched angegebenen dramatischen Richtung nicht vollständig entfalten — schon die Vorstellung von einer Schauspielerin, welche in Schnürleib, Reifrock und Stelzchenschuhen griechische und römische Heldinnen agirt, hat etwas unwiderstehlich Komisches — allein trotzdem hat die technische Veredlung wie die sittliche Hebung der Schauspielkunst eine große Summe des Dankes an die Neuber abzutragen. Sie zuerst ist es gewesen, welche die Schauspieler aus Vagabunden zu Künstlern machte und ihrem Vorgang und Beispiel verdankt es die deutsche Schauspielkunst, daß sich von jener genialen, schönen und unglücklichen Charlotte Ackermann an bis zu Johanna Hendel-Schütz und Charlotte von Hagn herab im vorigen und in unserem Jahrhundert eine ganze Reihe von hochbegabten Frauen dem Theater widmen konnten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ihrer weiblichen Würde verlustig zu gehen[151].

151) Charlotte Ackermann starb 1775 in der Blüthe ihrer Jugend und ihres Talents zu Hamburg. Mythenbildnerei und

Von dem im Vorstehenden betretenen Seitenweg wieder zu einem oben verlassenen Punkt rückwärts biegend, wollen wir zunächst die Sittenzustände von Wien und Berlin ins Auge fassen, wie sie sich vom Anfang bis zum Ende des Jahrhunderts den Augen glaubwürdiger Berichterstatter darstellten. Die Wiener Gesellschaft hat freilich unter den Regierungen Karls des Sechsten, Maria Theresia's und Josephs des Zweiten manche tiefeingreifende Veränderung erfahren, allein ihr sinnlicher Grundcharakter blieb derselbe und so ist denn auch von den Frauen des Rühmlichen Wenig oder Nichts zu berichten. Die berühmte englische Reisende, Lady Montague, welche Wien i. J. 1716 besuchte, fand es sehr auffallend, daß die dortigen Damen durch ihre Galanterien an Reputation nicht verloren, sondern gewannen; denn sie wurden viel mehr nach dem Range ihrer Liebhaber als nach dem ihrer Männer respektirt. Der alte Küchelbecker seinerseits bemerkte, daß die Libertinage in Wien ungemein groß, das Frauenvolk sehr kokett war und daß Niemand „die Gemeinschaft beiderlei Geschlechts mißbilligte, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kamen."

Dichtung haben sich der Figur der geistvollen und hochgesinnten Künstlerin bemächtigt, welcher Otto Müller zu unserer Zeit ein novellistisches Denkmal errichtete (1856). Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme. Ihr bekränzter Sarg trug die Inschrift:

„Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgelaufen war ich kaum
Und bin schon am Ziele."

Ohne Zweifel, meinte er, sei diese allzufreie Lebensart auf die allgemein eingerissene Schwelgerei zurückzuführen. Andere Beobachter bestätigten dieses, indem sie angaben, daß haushälterischer Sinn in den wiener Familien ein „seltenes Phänomen" gewesen. Die tiefe Zerrüttung des Familiengeistes und Familienlebens trat schon in der leichtfertigen Manier, womit im Kaffeehausgespräch wie auf dem Theater der Ehestand verhöhnt wurde, schreiend zu Tage [152]). Die sittliche Anschauung und Stimmung mußte wahrlich tief gesunken sein in einer Gesellschaft, welcher das berühmte, von Keyßler angezogene „Quodlibet von Wien" viel mehr Stoff zum Lachen als zu ernstem Nachdenken gab [153]). Auch zeigt uns ein späterer

152) Im „Fuchsmundi" wird der Witz gemacht:
„Was ist der Ehstand selbst? Er ist ein Vogel-Haus,
Die draußen wollen nein, die drinnen wollen raus."

Zur Zeit Josephs des Zweiten galten folgende „Wiener Maximen": — „Man muß seinen Nächsten lieben wie sich selbst, d. h. man muß das Weib eines Andern so liebhaben wie sein eigenes. — Ein Mädchen ohne Geld, das man heiraten will, ist wie eine Lampe ohne Oel. Die Flamme der Liebe hat keine Nahrung und erlischt bald. — So lange man jung, gesund und frisch ist, muß man seine Freiheit genießen. Kommt der Herbst des Lebens heran, wird der Körper baufällig, daß man bald eine Wärterin nöthig hat, so ist es Zeit zu heiraten. — Wenn die Frau rechts geht, darf der Mann links marschiren. Nimmt sie sich einen Aufwärter, so sucht er sich eine Freundin." Schwachheiten Wiens, II, 52.

153) Ein Klumpen Häuser und Paläste,
Voll Ungeziefer, voller Gäste;
Ein Mischmasch aller Nationen,

Reisender, indem er die bedenklichen Ursachen entwickelt, vermöge welcher in Wien die Zahl der unehelichen

---

Die in Ost, West, Süd und Norden wohnen;
Gestank und Koth in allen Gassen;
Viel Weiber, die den Ehstand hassen;
Viel Männer, die mit andern theilen;
Sehr wenig Jungfern, lauter Fräulen;
Betrug und List in allen Buden,
Beschnittne und getaufte Juden;
Viel Kirchen allzeit voller Sünder,
Viel Schenken und darin viel Schinder;
Viel Klöster, drinn viel Pharisäer;
Viel Händel und viel Rechtsverdreher,
Viel Richter, die das Recht verkaufen;
Viel Feste, celebrirt mit Saufen;
Viel große Häuser voller Schulden;
Viel Praler, die den Stock gedulden;
Viel Windverkäufer ohne Mittel,
Viel schlechte Tröpfe voller Titel;
Gestrenge Bauern, gnäd'ge Bürger,
Viel Zöllner, viel latein'sche Würger;
Viel Hoffart, wenig Komplimenten,
Viel Ignoranz und viel Studenten;
Viel Kuppler, viele Kupplerinnen,
Viel, die mit Huren Geld gewinnen;
Viel Spanier, Welsche und Franzosen,
Der letztern viel in deutschen Hosen;
Viel Stutzer und geborgte Kleider,
Viel Säufer, Spieler, Beutelschneider;
Lakaien, Pferde, Pagen, Wagen,
Viel Reiten, Fahren, Gehen, Tragen,
Viel Drängen, Stoßen, Zerren, Zieh'n:
Dies ist das Quodlibet von Wien.

Geburten eine verhältnißmäßig viel geringere war als z. B. in München und Leipzig, daß Leichtsinn und Genußsucht gar leicht mit Verbrechen sich verbanden[154]). Zu solcher Verbindung trugen die wohlgemeinten und eifrigen Anstrengungen der sittenstrengen Maria Theresia, der Laxheit und Lüderlichkeit in geschlechtlichen Dingen vermittelst einer bis ins Einzelnste gehenden polizeilichen Ueberwachung einen Damm zu setzen, wesentlich bei. Ihre „Keuschheits-Kommissarien" machten das Uebel nur ärger, indem diese gefürchtete heilige Hermandad des Tugendeifers einer musterhaften kaiserlichen Gattin und Mutter mittelbar die niederträchtigste Spionage, die abgefeimteste Winkelprostitution, die Fruchtabtreibungskunst und den Kindermord begünstigte. Diese Keuschheits-Kommissarien waren es, welche den Hohn und Zorn des vielberufenen venetianischen Abenteurers Casanova erregten, dem seine Industrieritterschaft die Mittel gewährte, in allen Hauptstädten Europa's auf dem Fuß eines Grandseigneur zu leben, und der allerdings ein großer Wüstling, aber zugleich auch der genialste Sittenmaler des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Es darf als nicht ganz unwichtig bezeichnet werden, daß in der unendlichen Bildergalerie von Casanova's Liebeshändeln streng genommen nur eine einzige Deutsche figurirt, jene

154) Lady Montague, Letters, I. 10. Küchelbecker, Beschr. v. Wien, S. 397. Schlözer's Briefwechsel, LII, 261. Keyßler, Reisen, II, 1214. Nikolai, Reise durch Deutschland und die Schweiz, III, 199 fg. V, 194 fg.

üppige Bürgermeisterin von Köln, die sich mit dem kecken Venetianer so rasch und leicht verständigte wie die ausgelernteste Courtisane von Venedig oder Paris. Sonst gibt Casanova deutlich zu verstehen, daß die deutschen Frauen seinen Geschmack nicht sehr ansprachen, weil sie im Kultus der Wollust weit nicht so künstlerisch ausgebildet waren wie die Italienerinnen und Französinnen. Es dürfte das den Frauen Deutschlands immerhin zum Lobe gereichen, lägen nur nicht so viele gleichzeitige Zeugnisse vor, daß gar viele deutsche Damen von damals italischen und französischen Vorbildern in der Buhlerei nach Kräften nacheiferten. Mehr galanten Verkehr als in deutschen Residenzen hatte Casanova mit deutschen Schweizerinnen, von den welschen gar nicht zu reden. Seine Abenteuer mit den beiden Damen von Solothurn, deren eine ihn die nächtliche Verwechselung mit ihrer Nebenbuhlerin so bitter bereuen machte, sowie mit der erst dreizehnjährigen Bernerin Sarah öffnen einen erschreckenden Blick in die damaligen Frauensitten der patrizischen Kreise der Schweiz [155]). Etwas früher, in den Jahren von 1753—58, hatte ein junger deutscher Poet, Wieland, die Schönen von Zürich auch nicht allzu grausam gefunden. In einem Briefe vom 11. Januar 1757 an seinen Vertrauten, Zimmermann, spricht er scherzend von seinem „Serail“ und gebärdet sich recht als „Großtürk“, indem er in Betreff seiner Odalisken hinzufügt: „Ich gebe ihnen wenig gute Worte und zwinge sie durch die natürliche Supe-

155) Casanova, Mémoires, chap. 33, 66, 69, 72, 92.

riorität meines Genie's über die ihrigen, mich bon gré mal gré zu lieben." Indessen bezeichnet er doch in derselben Epistel seine sämmtlichen züricher Freundinnen als „ihrer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig".

Die junge Königsstadt an der Spree war nicht im Entferntesten berechtigt, in Betreff sittlicher Führung der alten Kaiserstadt an der Donau Vorwürfe zu machen. Das französische Wesen war unter dem ersten preußischen Könige mit Macht in Berlin eingedrungen und durch den zweiten, den stockszeptergewaltigen Schlagadodro, nicht wieder gänzlich verdrängt worden. Alle Bemühungen Friedrich Wilhelm's des Ersten, mittelst unduldsamen Lutherthums und plumpen Teutonismus die „Blitz- und Schelmfranzoserei" von seiner Hauptstadt und seinem Lande fernzuhalten, schlugen fehl und mußten bei der Beschaffenheit der angewandten Mittel fehlschlagen. Die französische Kultur, wie hohl und unsittlich sie sein mochte, hatte denn doch über einschmeichelndere Lockungen zu verfügen, als jene Sorte von Deutschthum, welche in Friedrich Wilhelms Tabakskollegium wirthschaftete und mit den armen gelehrten Teufeln Faßmann, Gundling und Morgenstern brutale Späße trieb. Friedrich der Große seinerseits gab, wie Jedermann weiß, der Französelei nicht nur freien Raum, sondern förderte sie in jeder Weise. Wie seltsam mischten sich auch in diesem großen Manne die Widersprüche des Jahrhunderts! Er, der gekrönte Philosoph, wollte sein Volk zur Freiheit erziehen und konnte aus seinem Lande doch nur einen Militärstaat

machen, eine „ununterbrochene Wachtstube“[156]). Er wollte Bürger und schuf mittelst seines Systems einer unnahbar eifersüchtigen Autokratie nur Sklaven, über welche zu herrschen er in alten Tagen müde zu sein bekannte. Er wollte Hof und Stadt humanisiren und gab sie der Frivolität französischer Anschauungen und den vergiftenden Einflüssen französischen Beispiels preis. Es kam freilich ein Tag, wo der königliche „Fremdling im Heimischen“, wie ihn Klopstock mit berechtigtem Tadel gescholten hat, äußerte: „Ich will keine Franzosen mehr, sie seindt gar zu liderlich“. Aber es war zu spät. Die Saat der „civilisation française“ war üppig aufgegangen. Im Jahre 1772 nannte der englische Gesandte am preußischen Hofe, Lord Malmesbury, Berlin „eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder vir fortis noch femina casta gibt“ — und durfte, ohne Lügen gestraft zu werden, hinzufügen: „Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Klassen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendiger Weise theils durch die von dem jetzigen König ausgehende drückende Besteuerung, theils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt haben,

156) „Beim Eintritt in die Staaten des großen Friedrich, die mir eine ununterbrochene Wachtstube zu sein schienen, fühlte ich meinen Haß gegen das abscheuliche Soldatenhandwerk, die einzige Basis der willkürlichen Gewalt, welche immer die nothwendige Folge so vieler Tausende von bezahlten Satelliten ist, sich verdoppeln und verdreifachen.“ Alfieri, Denkwürdigkeiten, deutsche Ausg. I, 169.

herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen aber sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham als aus Mangel an etwas Anderem so weit gesunken sind. Sie geben sich dem preis, der am besten bezahlt, und Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen unbekannte Gegenstände." Nicht minder düster als dem Engländer erschienen etliche Jahre später die berliner Sittenzustände einem Deutschen. Georg Forster, welcher 1779 die preußische Hauptstadt besuchte, schrieb von da seinem Freunde Jakobi: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußere viel schöner, das Innere viel schwärzer als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte Europa's. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei und Gefräßigkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Zügellosigkeit. Die Frauen allgemein verderbt." Und doch sollte es noch schlimmer kommen, als unter der Regierung des schlaffen Wüstlings, welcher seinem großen Oheim auf dem Throne folgte, das ganze preußische Staatswesen aus Rand und Band zu gehen drohte. Ein Staat ohne sittliche Basis ist nur ein Ding, dessen Existenz von tausend Zufälligkeiten abhängt, und einen solchen Staat hinterließ Friedrich Wilhelm der Zweite seinem Sohne. Die Zuchtlosigkeit der berliner Gesellschaft beim Uebergange vom 18. ins 19. Jahrhundert ist eine so allgemein bekannte Thatsache, daß wir darüber nicht

viele Zeugen abzuhören brauchen. Es genügt an einem, dem man freilich den Vorwurf gemacht hat, ins Schwarze gemalt zu haben, dessen Zeugniß aber nicht allein durch die Aussagen einer Menge von Mitzeugen, sondern auch und noch viel mehr durch ein unwidersprechliches Beweisstück bestätigt wird, welches vom Jahr 1806 datirt und Jena heißt [157]). Die Katastrophe von Jena war ja nur die logische Folge jener furchtbaren politischen und sozialen

---

157) Der Zeuge, welchen ich meine, ist der Verfasser der „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preuß. Hofe, s. d. Tode Friedrichs II. 1807." Seine Betrachtungen über politische und strategische Dinge sind allerdings mit Vorsicht aufzunehmen, seine sittengeschichtlichen Berichte aber sagen nur unverhüllt aus, was allgemein bekannt war. Nachdem er in einem Brief aus Berlin v. J. 1799 (Bd. I, S. 109) das genußsüchtige Leben und Treiben der damaligen berliner „Leute von Welt" geschildert, fährt er fort: „Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme Damen von Adel sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Frauen und Mädchen von Stand an sich ziehen, um sie zu verführen, wobei sie die Kunst verstehen, leichte Ansteckungen zu kuriren, für Schwangerschaften aber künstliche Präservative zu verkaufen (?). Manche Cirkel von ausschweifenden Weibern vereinigen sich auch wohl und miethen ein meublirtes Quartier in Kompagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern. Du findest oft in den B . . . . noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme berliner Dame, die im Publiko als Tonangeberin figurirt. Es gibt vornehme Weiber in Berlin, die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der H . . . . bank zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen nach Hause zu gehen. Da Berlin der Centralpunkt der preußischen Monarchie ist, von wo alles Böse und Gute über die Provinzen sich ausgießt, so hat sich die dortige Verdorbenheit nach und nach über diese ausgebreitet. Der

Verderbniß, welche schon in den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Zweiten den scharfbeobachtenden Mirabeau den preußischen Zuständen „Fäulniß vor der Reife" zuschreiben ließ, einer Verderbniß, welche dann unter dem Regiment einer Gräfin Lichtenau, eines Wöllner und Bischofswerder eine so allseitige Vollendung gefunden hatte, daß ein Beispiel häuslicher Tugend und Sitte, wie es Friedrich Wilhelm der Dritte und Luise gaben, nicht dagegen aufzukommen vermochte.

Es hätte aber auch geradezu wunderbar zugehen müssen, wenn die demoralisirenden Wirkungen, welche die nach französischem Muster in den höfischen und aristokratischen Kreisen Deutschlands so ziemlich das ganze Jahrhundert hindurch heimische Fassung und Führung

---

Offizierstand, dem Müssiggange hingegeben und den Wissenschaften entfremdet, hat es am weitesten unter Allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten Alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit. Ihre Weiber selbst sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen und vertauschen und sich wechselsweise verführen. Kein ehrlicher Bürgersmann, kein solider Civilist kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht schon verunreinigt hätten oder, wenn sie unschuldig in den Ehestand trat, nicht zu beflecken suchten." Diese herbe Auslassung urtheilt, wie man sieht, in Bausch und Bogen ab, ohne auf Ausnahmen von der Regel Rücksicht zu nehmen. Aber wie moralisch versumpft die berliner Gesellschaft zur Zeit, wo „Ruhe die erste Bürgerpflicht" war, gewesen sein muß, verräth schon der Umstand, daß auf diesem Boden eine Erscheinung wie die Giftmischerin Ursinus gedeihen konnte.

des Lebens hervorgerufen, weniger weitgreifend und zerstörerisch gewesen wären. Das gekrönte Laster umgab sich mit dem ganzen Nimbus des „droit divin“ und proklamirte geräuschvoll die sultanische Maxime, daß den Erdengöttern Alles erlaubt sei, weil sie über der Sphäre wie des „gemeinen“ Rechts so auch der „gemeinen“ Sittlichkeit ständen. Diesem Uebermuth der Aristokratie kam die bodenlose Niederträchtigkeit der Völker zu Hülfe. Was Alles die deutschen Volksstämme im Zeitalter des Rococo von ihren Sultanen sich gefallen ließen, übersteigt alle Begriffe. War doch überdies jeder deutsche Fürst, welcher in seinen Ausschweifungen den pomposen Maitressenwirthschaftsstyl Ludwigs des Vierzehnten kopirte oder die Orgien des Duc d'Orleans nachäffte oder einen Hirschpark haben wollte wie Ludwig der Fünfzehnte, — war er doch sicher, von niederträchtigen Verseschmieden trotzdem als ein Augustus, Trajan oder Mark Aurel angeschmeichelt und von servilen Hofpfaffen absolvirt zu werden[158]. Was Wunder, wenn in Folge dessen die heilloseste moralische Begriffsverwirrung über alle Stände

158) Dieser theologische Servilismus war jedoch nicht ohne sehr ehrenwerthe Ausnahmen, obgleich diese nicht eben zahlreich gewesen sind. Ich will eine anführen. Als die „Landesverderberin“ Würtembergs, die abscheuliche Grävenitz, Maitresse und Tyrannin des Herzogs Eberhard Ludwig, i. J. 1708 bei dem Diakon von Urach, G. D. Zorn, zur Beichte gehen wollte, verweigerte der Geistliche ihr die Absolution und die Zulassung zum Abendmahl. Zorn wurde sofort verhaftet und auf dem Hohenstaufen eingekerkert.

hereinbrach und sich eine Schmutzkruste von Gemeinheit und Zuchtlosigkeit über unser Land ausbreitete, welche zu brechen und nach und nach wieder verschwinden zu machen es der ruhmreichen Reinigungsarbeit unserer klassischen Literatur sowie der Windsbraut der napoleonischen Kriege bedurfte.

Wir verzichten darauf, die unendliche Skandalchronik der deutschen Höfe zur Rococozeit des Genaueren einzusehen. Schon beim flüchtigen Umwenden der Blätter dieser Chronik steigt daraus ein die ganze Atmosphäre verpestender, aus Lüderlichkeit und Brutalität, Prunk und Bettelhaftigkeit, Raffinement und Bestialität widerwärtigst gemischter Mißduft auf. Nur soweit es unsere Aufgabe schlechterdings verlangt, wollen wir einige Stellen aufschlagen, um Szenen an uns vorübergehen zu lassen, welche veranschaulichen können, bis zu welchem Grade die höfische Galanterie des Rococo der Zucht und Scham ledig war und wie in diese Galanterie sehr häufig die roheste Gemeinheit hineinspielte; ferner, wie die brutale Sinnlichkeit der Männer sogar solche Frauen, welche auf Bewahrung ihrer Ehre hielten, den gemeinsten Zumuthungen bloßstellte, oder aber wie die Verdorbenheit der Männerwelt auch die Frauen nicht nur über die Schranken der Weiblichkeit, sondern der Menschlichkeit überhaupt hinauslockte.

Uebereinstimmend nennen zwei Augenzeugen, der wohlerfahrene Klätscher Pöllnitz und der fade Sittenmaler von Loen, den sächsischen Hof unter Friedrich August dem Starken weitaus „den prächtigsten und ga-

lantesten“ jener Zeit. Nun wohl, an diesem Musterhof, der in einem beständigen Taumel von Lustbarkeiten den Schweiß des Landes verpraßte, wurden dem Geburtstag des Kurfürsten und Königs zu Ehren am 12. und 13. Mai 1718 Feste gefeiert, nicht unwürdig des Monarchen, welcher i. J. 1723 beim Eintreffen der Nachricht, daß der Regent Frankreichs (Duc d'Orleans) in den Armen einer Buhldirne vom Schlag gerührt worden sei, ausrief: „Laß mich sterben den Tod dieses Gerechten [159])!“ An beiden Tagen beschloß eine allgemeine Betrunkenheit die Reihe der Vergnügungen. Der Festgeber des zweiten Tages, Feldmarschall von Flemming, fiel in seinem Rausche dem König, als dieser sich wegbegeben wollte, um den Hals und schrie: „Bruder Augustin, ich sage dir alle Freundschaft auf, wenn du schon weggehst.“ Die Gräfin von Dönhoff, damals Haupt- und Staatsmaitresse des Königs, suchte ihn von dem betrunkenen Flemming loszumachen, aber dieser schloß die Dame liebreich in seine Arme und kreischte ihr zu: „Du kleines Hürchen, schweige du nur still! Du bist ja doch ein gutes Luderchen.“ Dergleichen Komplimente war die Gräfin von dem Feldmarschall, wenn er getrunken hatte, schon gewohnt und beantwortete dieselben nur mit Lachen [160]). An diesem „prächtigsten und galantesten Hofe von der

---

159) Cramer, Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora von Königsmark, I, 396.

160) Herr von Loen, Kleine Schriften, II. Ein Jahr vor Bezeigung solcher Galanterie von Seiten eines deutschen Hofmanns

Welt" geschah es auch, daß i. J. 1728, als der König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen daselbst zum Besuch war, August der Starke seinen Gästen eines Abends die schöne Formera, eine italische Tänzerin, bei hellster Kerzenbeleuchtung splitternackt zur Augenweide vorführte. Der Preußenkönig liebte aber dergleichen „Attrapen" nicht, hielt dem jungen Kronprinzen, seinem Sohne, den Hut vor die Augen und sagte nur trocken: „Sie ist recht

---

hatte auf deutschem Boden eine Szene gespielt, welche, von Czar Peter I. aufgeführt, ohne Frage die brutalste jener Zeit war. Der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg hatte, ohne von seiner schnöde mißhandelten Gemahlin, der Prinzessin Sophie Hedwig von Nassau-Dietz, rechtskräftig geschieden zu sein, die russische Prinzessin Katharina, eine Nichte Czars Peter I., geheiratet. Als i. J. 1717 der Czar auf der Rückreise von Paris nach Magdeburg kam, geschah daselbst Folgendes: „La duchesse de Mecklenbourg sa nièce étant venue exprès de Schwérin avec le duc son époux pour le voir et l'accompagner ensuite à Berlin, le czar courut au devant de la princesse, l'embrassa tendrement et la conduisit dans une chambre, oû l'ayant couché sur un canapé, et sans fermer la porte et sans considération pour ceux qui étoient demeurés dans l'antichambre, ni même pour le duc de Mecklenbourg, il agit de manière à faire juger que rien n'imposoit à ses passions. Je tiens l'un et l'autre fait de deux témoins oculaires et du feu roi même, à qui ceux qu'il avoit envoyés à la rencontre de leurs majestés czariennes les avoient rapportés. Une incontinance si brutale n'étoit pas le seul défaut de Pièrre le grand." Pöllnitz, Mémoires, II, 66. Man müßte glauben, Pöllnitz habe hier gelogen oder wenigstens stark geflunkert, wie es ihm nicht selten begegnete, wenn nicht bekanntlich in solchen Dingen bei Czar Peter I. Nichts, aber auch gar Nichts unmöglich gewesen wäre.

schön.“ Die Tochter Friedrich Wilhelm's, die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, welche das erzählt, weiß aber — sie hatte freilich eine böse Zunge und führte eine sehr rücksichtslose, viel lieber übertreibende als mildernde Feder — von ihrem gestrengen Vater doch auch ein galantes Abenteuer zu berichten. Der König sei nämlich auch einmal auf den Einfall gekommen, „den Jungfernknecht zu spielen“, und zwar gegenüber dem Fräulein von Pankewitz, einer Hofdame seiner Gemahlin. „Demzufolge fragte er die Pankewitz sehr treuherzig, ob sie seine Maitresse sein wollte. Die Schöne wies ihn auf das Schnödeste ab. Ihre Kühnheit gefiel dem Könige, und so schlecht sie seine Mühe lohnte, machte er ihr doch ein ganzes Jahr lang den Hof. In Braunschweig endlich entliebte er sich (il se désamouracha). Die Pankewitz war der Königin dahin gefolgt; eines Tages wollte sie sich zu ihr begeben, als sie dem König auf einer sehr engen, geheimen Treppe begegnete. Er wollte sie umarmen und ihr die Hand in den Busen stecken; sie verstand aber keinen Spaß und schlug ihm mit der Faust so geschickt in das Gesicht, daß ihm das Blut sogleich aus Mund und Nase spritzte. Der König nahm es gar nicht übel, sondern sagte: „Sie sind ein braves Mädchen, aber bös wie der Teufel.“ Eine andere Schöne am damaligen preußischen Hof, ein Fräulein von Wagnitz, war zwar ebenfalls „bös wie der Teufel“, aber keineswegs so tugendhaft wie die Pankewitz. Im Gegentheil, sie ließ, unterstützt von einer gleichdenkenden und in der Ausschweifung geschulten Mutter, alle Minen springen, um die Mai-

tresse des Königs zu werden. Allein Friedrich Wilhelm wollte Nichts von ihr wissen und ihre Intriken hatten nur ihre Verweisung vom Hofe zur Folge. Als ihr die Königin, welche guter Hoffnung war, den Abschied gab, mit dem gutmüthigen Beifügen, sie werde, falls ihr der Himmel einen Sohn schenke, den König bitten, das Fräulein zu begnadigen, gerieth „die Wagnitz in eine solche abscheuliche Wuth, daß sie ganz schwarz wurde." Sie vergaß sich so weit, daß sie zur Königin sagte: „Ich wünsche, daß der Teufel Ihr Kind hole und daß ihr Beide verplatzt!" Auch ein charakteristisches Müsterchen des Rococohofstyls! Das grauenhafteste jedoch ist die ebenfalls von der Schwester Friedrichs des Großen erzählte Geschichte der Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth, welche von ihrer eigenen Mutter in so beispielloser Weise zu Grunde gerichtet wurde, daß man zur Ehre der Menschheit und insbesondere des weiblichen Geschlechts anzunehmen geneigt ist, die Erzählerin habe übertrieben. Georg Wilhelms Gemahlin Sophie, nachmals in zweiter Ehe an den berüchtigten Sonderling Graf Hoditz vermählt, war auf die Schönheit und den guten Ruf ihrer eigenen Tochter eifersüchtig, welche an den Prinzen von Kulmbach vermählt werden sollte. Die Rabenmutter versprach einem Kammerherrn des Markgrafen, Namens Wobeser, 4000 Dukaten, wenn es ihm gelänge, ihre Tochter zu verführen und zu schwängern. Als die Verführungskünste dieses Menschen nicht zum Ziele führten, ließ die Markgräfin „den Wobeser einst des Nachts in das Schlafzimmer ihrer Tochter sich verstecken; man schloß

sie zusammen ein und ungeachtet des Geschrei's und der Thränen der Prinzessin gelangte er zu ihrem Besitz." Die Folge dieser Schändlichkeit war, daß die arme Prinzessin nach einiger Zeit mit Zwillingsknaben niederkam. „Ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen aller Anwesenden nahm die Markgräfin die Neugeborenen, lief damit überall herum, zeigte sie aller Welt und schrie, daß ihre Tochter eine Schamlose, daß sie ins Kindbett gekommen sei." Nachmals „spielte sie so viel mit den beiden Kindern, daß diese starben." Wobeser hatte die Unverschämtheit, von dem Markgrafen die Auszahlung der versprochenen 4000 Dukaten zu fordern, sah sich aber darum betrogen[161]). Zur Kennzeichnung der hohenzollerischen Landesväterlichkeit von Anspach und Baireuth — wo bekanntlich der Menschenfleischhandel mit am schwunghaftesten betrieben wurde — gehört auch noch dieser Zug. Die Oberhure des vorletzten Markgrafen Karl Friedrich Wilhelm äußerte gegen diesen eines Tages den Wunsch, einen Schornsteinfeger, welchen sie auf einem ihrem Fenster gegenüberliegenden Dache erblickte, herunterpurzeln zu sehen. Flugs ergriff der angestammte Landesvater seine Büchse, zielte und schoß den armen Teufel richtig herunter. Der Wittwe des so ruchlos Gemordeten

161) Denkwürdigkeiten der Preuß. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, I, 14, 18, 76 fg., 218 fg. II, 66 fg. Abgesehen von dem Inhalt dieser ursprünglich französisch geschriebenen Memoiren, ist auch die Ausdrucksweise sehr merkwürdig. Die Schwester Friedrichs des Großen spricht von geschlechtlichen Dingen mit der Ungenirtheit eines Fuhrknechts.

geruhte der durchlauchtige Mörder allergnädigst 5, sage fünf ganze Gulden zur Entschädigung ausbezahlen zu lassen.

In dieser Hofwelt voll Rohheit und Schamlosigkeit waren Ehr- und Zartgefühl so unbekannte Dinge, daß Prinzen aus den besten Häusern keinen Anstand nahmen, abgebrauchte Maitressen zu heiraten [162]). Sogar der gesellige Takt ging verloren und edle Fürstinnen mußten um nichtswürdigster Buhlweiber willen öffentliche Beleidigungen schweigend hinnehmen. So die Gemahlin Augusts des Starken, die würdige Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach, zur Zeit, als die berüchtigte Kosel, von Geburt eine Brockdorf aus Holstein, Favoritsultanin des Königs war. Bei Gelegenheit eines Besuches, welchen der König von Dänemark am sächsisch-polnischen Hofe zu Dresden abstattete, war die Königin, welche sonst zurückgezogen in Pretsch lebte, nach der Residenz gekommen, unter der Bedingung, daß die Kosel nicht in ihrer Gegenwart erscheine. Die übermüthige Buhlerin erschien aber dennoch, als die Herrschaften öffentlich speis'ten, alle anwesenden Damen durch ihren

162) So heiratete ein Prinz Friedrich Ludwig von Würtemberg 1722 die Ursula Katharina von Boukom, eine Polin, welche August der Starke zu seiner Maitresse und zur Fürstin von Teschen gemacht, dann aber um der Kosel willen abgedankt hatte; und so heiratete ein Prinz Karl von Holstein-Beck 1730 die Anna Karolina Orzelska, welche eine Tochter Augusts des Starken und, falls die Markgräfin von Baireuth Glauben verdient (Denkwürdigk. I, 84), die Maitresse ihres Vaters und zugleich die ihres Halbbruders, des Grafen Rutowsky war, auch Friedrich dem Großen, als er noch Kronprinz, folgenreiche Schäferstunden bewilligt hatte.

Schmuck überstralend. Der König von Dänemark führte sie auf einen Platz an seiner Seite und Gast und Wirth wetteiferten in Galanterie gegen die Maitresse, in Anwesenheit der rechtmäßigen Gebieterin des Hauses, welcher Nichts übrigblieb, als sich zurückzuziehen. Aehnliche Beispiele ließen sich zu Dutzenden anführen. Die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts athmete in einer so ganz von Frivolität erfüllten Atmosphäre, daß es nicht selten war, vornehme Frauen zu sehen, welche im Strudel der Ausschweifung mit der Scham auch die Scheu vor dem Verbrechen eingebüßt hatten[163]. Den schlagendsten

---

163) Die würtembergische Prinzessin Auguste Elisabeth Marie Luise, Schwester des Herzogs Karl Eugen, geb. 1734, vermählt 1753 mit dem Fürsten Anselm von Thurn und Taxis, kann als Beispiel dienen. Leichtsinn und Verschwendungssucht hatten diese Dame moralisch so ruinirt, daß sie, mit ihrem Gemahl und ihrem Bruder zerfallen, kein Bedenken trug, auf jenen bei Gelegenheit einer Jagd einen meuchlerischen Schuß loszubrennen, der aber fehlging, und gegen diesen einen Vergiftungsplan anzuspinnen. Sie starb als Gefangene 1783 im Schlosse zu Göppingen. Vgl. Weber, Aus vier Jahrhunderten, I, 323 fg. Gelegentlich sei noch daran erinnert, daß der deutsche Adel es als eines seiner Vorrechte ansah und ansprach, daß die Schar der fürstlichen Beischläferinnen aus der Zahl seiner Töchter rekrutirt würde. Als das arme Fräulein von Schlotheim ihres heftigen Sträubens ungeachtet von ihren Eltern gezwungen wurde, den Lüsten des bestialischen Kropf- und Zopfmanns zu dienen, des Erbprinzen von Hessen-Kassel — des berüchtigtsten aller Händler mit Menschenfleisch, nachmals Kurfürst Wilhelm der Erste — erzählte eine zeitgenössische Edelfrau aus Hessen diese Jammergeschichte einer fremden Dame. Diese konnte sich nicht enthalten, ihrem Abscheu vor solcher Bodenlosigkeit lumpokratisch-

Beweis für die tiefe Unsittlichkeit jener Zeit dürfte aber doch der Umstand abgeben, daß eine fürstliche Maitresse, die Gräfin Franziska von Hohenheim, in Würtemberg als die „Franzel“ oder „'s Franzele“ des Herzogs Karl Eugen bekannt, öffentlich und während sowohl ihr rechtmäßiger Ehemann als auch die rechtmäßige Ehefrau ihres herzoglichen Liebhabers noch lebten, als der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten gefeiert wurde. Keine Frage, diese Frau erwarb sich, indem sie den Herzog von einem bis zur Raserei gedankenlosen Despotismus mit sanfter und geschickter Hand zu einem „aufgeklärten“ hinüberleitete, manches Verdienst um Altwürtemberg. Allein bei Alledem hat es doch kaum je eine bitterere Satire gegeben als jene lobpsalmirenden Reime, welche der arme achtzehnjährige Schiller, als Zögling der von Schubart „Sklavenplantage“ gescholtenen Militär-Akademie in Stuttgart, i. J. 1778 auf Franziska's Geburtstag dichtete oder dichten mußte und worin die Maitresse en titre als verkörperte „belohnte Tugend“ und als „das Musterbild der Tugend“ gepriesen wurde [164]). Friedrich Schiller, welcher sich bereits anschickte, „die Räuber“ zu schaffen, als Verklärer einer fürstlichen Beischläferin — — es

---

adeliger Niedertracht Ausdruck zu geben. Worauf die adelige Hessin naiv verwundert: „Was wollen Sie? der hessische Adel durfte sich doch diesen Vortheil nicht entgehen lassen!“ Pertz, Leben Steins, II, 397.

164) Vgl. Hoffmeister's Nachl. zu Schillers Werken I, 17. Eine dieser Reimereien war gar noch den Zöglingen der Ecole des Demoiselles in den Mund gelegt und Niemand fühlte die ungeheure Unschicklichkeit, einen Kreis von jungen Mädchen zu einer

gibt doch keine größere Meisterin der Ironie als die Weltgeschichte! Sie stellt, ohne den Mund zu verziehen, hart neben einander zwei Welten, die sich gleichen wie Tag und Nacht, wie Himmel und Hölle: zur nämlichen Zeit, wo ein Lessing seinen Nathan ausgehen ließ, dieses Hohelied der Deutschen, diese frohe Botschaft der Vernunft und Humanität, zur nämlichen Zeit verkauften der Landgraf von Hessen und andere deutsche „Landesväter" ihre Landeskinder an die Engländer, das Stück für so und so viel Pfund Sterling.

So stand denn auch in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts neben der frivolen, auf bourbonischem Fuß organisirten Welt die fromme des Pietismus, deren Bewohner freilich nicht selten in ihren sittlichen oder vielmehr unsittlichen Schlußzielen mit den Bekennern der französischen Modephilosophie zusammentrafen, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen. Die pietistische Bewegung, aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammend, war, wie Jedermann weiß, ursprünglich eine Opposition gegen das in dem geist- und gemüthlosen Formelkram eines unduldsamen Dogmatismus erstarrte Lutherthum gewesen. Der Pietismus enthielt demnach Keime des Vorschritts, aber auch Keime grober Verirrungen, weil er, dem Phantom einer apostolischen Christlichkeit nachjagend, die Wirklichkeit als etwas

---

Frau, welche doch im Grunde nur die ihrem Manne davongelaufene Konkubine eines notorischen Wüstlings war, sprechen zu lassen:

„Stets feuervoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dir, Musterbild der Tugend, nachzustreben."

schlechthin Bedeutungsloses, ja Verwerfliches faßte, die Himmelssehnsucht zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Thuns machte und dadurch die Gemüther in eine Nebelei und Düftelei verstrickte, welche mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in die härtesten Kollisionen gerathen mußte. Aus diesen Kollisionen entsprang der pietistische Dünkel, welcher keiner Kirche an Ausschließlichkeit und Hochmuth der Alleinseligmacherei nachsteht, und ferner jene bodenlose subjektive Willkür, die, wenn sie sich einmal in den „Stand der Gnade“ hineingeschwindelt hat, über alle positiven Gesetze, insbesondere auch über die der Sittlichkeit, weit sich hinwegsetzen zu dürfen glaubt. Die ganze Geschichte des Pietismus bezeugt die Richtigkeit dieser Charakteristik. Auf der andern Seite ist es leicht erklärlich, daß in der deutschen Frauenwelt, und zwar anfänglich namentlich in den vornehmen Kreisen derselben, die pietistische Bewegung zahlreiche Proselyten gewann. Schon die Dürre und Farblosigkeit des protestantischen Kultus, welcher eigentlich gar kein Kultus ist, mußte die Frauen aus der Kirche in die pietistischen „Kirchlein“ treiben, wo sich ihr Phantasie- und Gemüthsleben mehr Anregung und Befriedigung versprach. Hiezu kam die verdumpfende Langeweile des adeligen Schloßlebens in Gegenden, die von der Glanzentfaltung der alamodischen Zeit und des Rococo abseits lagen. Ferner der Anblick von so vielen unglücklichen Ehen in den aristokratischen Kreisen, woraus die Frauen die Ueberzeugung schöpften, eine lebendigere Religiosität könnte auch hiefür Abhülfe bringen. Endlich machte es die Aufrechthaltung der

strengen Standesbegriffe einer Unzahl adeliger Mädchen unmöglich, unter die Haube zu kommen, woraus folgte, daß die Altejungfernwelt ein ergiebigstes Feld der Rekrutirung für den Pietismus wurde. Denn lieben muß das Weib. Hat es keinen Geliebten, keinen Gatten, keine Kinder zu lieben, so wirft es sich dem Heiland in die Arme oder nicht selten auch ganz unwürdigen Schwindlern, welche sich das Ansehen von Aposteln zu geben verstehen. Alle die angedeuteten Motive wirkten zusammen, um vom Aufgange des Pietismus an eine Menge von deutschen Vornehmen den Kreisen der „Erweckten" zuzuführen. Erweckte Frauen beeinflußten in diesem Sinne bestimmend ihre Männer und Söhne und so bildete sich eine Kette von pietistischen Adelsfamilien, welche sich vom Südwesten Deutschlands bis in den Osten und Norden erstreckte. Die fürstlichen und gräflichen Häuser der Solms, Stolberg, Isenburg, Wittgenstein, Leiningen, Reuß, Promnitz, Dohna waren vortretende Ringe dieser Kette. Im 3. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts hat der Pietismus, wie bekannt, im Herrnhuterthum, als dessen Apostel Graf Ludwig von Zinzendorf eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete, auch den Versuch gemacht, soziale Gestaltung zu gewinnen, und zwar nicht ohne äußerlichen Erfolg. Wie sich die völlige Ertödtung aller Freiheit und Schönheit des Lebens, worauf die herrnhut'sche Gemeindeverfassung beruht, mit einer wahrhaft humanen Bildung vertrage, ist freilich eine andere Frage.

Als Philipp Jakob Spener im August 1670 in der alten Reichsstadt Frankfurt zuerst seine „Collegia pietatis"

eröffnete, hatte er, welcher dadurch seiner Zeit eine Wohlthat erweisen wollte und in gewissem Sinne auch wirklich erwies, sicherlich keine Ahnung, daß sich aus dem Pietismus gar bald Richtungen abzweigen würden, welche in die tiefsten Abgründe menschlicher Narrheit und menschlicher Verworfenheit führten. Die Revolution, welche die pietistische Idee in den Gemüthern erzeugte, wühlte in ihrem Fortgange den tiefsten Bodensatz der Unvernunft und Unsittlichkeit auf. Eine wilde Phantastik, eine wüste Mystik brach in die pietistischen Kreise herein, namentlich in die volksmäßigen, wo die Gewöhnungen einer konventionellen Bildung keinen Dämpfer auf die Flackerglut religiöser Ueberspannung setzten. Doch fehlte es auch in der vornehmen pietistischen Welt weder an Absonderlichkeiten noch an Gräueln. Es kamen die Zeiten der Horch, Dippel und anderer Schwärmer, der aberwitzigen Träume des Chiliasmus, der verrückten „Bezeugungen“ und „Besiegelungen“ aller Art, des fatalistischen Glaubens an die orakelhafte Geltung von Bibelstellen, welche „eine christliche Person nach ihrem Gebete beim Aufschlagen der Bibel unter ihre beiden Däume bekam“[165]). Ein ganzer Schwarm von Sibyllen, Seherinnen, Verzückten und Blutschwitzerinnen stand auf und diese Pietistinnen fröhnten unter dem religiösen Deckmantel nur allzu häufig den gemeinsten Lastern. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatten die Gegner der Pietisten wohlbezeugte Gründe, diesen unter Anderem

165) Canstein, in der Lebensbeschreibung Speners (1740), S. 101.

„die Verführung der Weiblein in geheimen Zusammenkünften" vorzuwerfen. In einer Pietistenkolonie, welche sich im Jahr 1702 zu Schwarzenau in der Grafschaft Wittgenstein angesiedelt hatte, verbanden sich religiöser Wahnwitz und geschlechtliche Ausschweifung zur Aufführung eines Nachtstücks, dessen Frevelhaftigkeit darin gipfelte, daß die „heilige" Vorsteherin der Kolonie, die „Mutter Eva", d. h. ein lüderliches Weibsbild aus einer hessischen Adelsfamilie, Eva Magdalena von Buttlar, ihre Anhängerinnen mittelst einer abscheulichen Manipulation der Fähigkeit, zu empfangen und zu gebären, beraubte[166]).

Gewiß, zu jeder Zeit, seit der Pietismus existirt, hat sich ihm manches vom Unglück zermürbte edle Frauenherz, manches vereinsamte, unverstandene und mißhandelte, manches auch noch ungebeugte, aber von jenem religiösen Sehnen getriebene, welchem Uhland in seinem Gedicht von der verlorenen Kirche so wunderbar schönen Ausdruck gegeben, mit der redlichen Hoffnung angeschlossen, hier Trost und Frieden zu finden. Allein ebenso gewiß ist, daß wahrhaft gebildete, feinfühlende und großdenkende Frauen es in den pietistischen Dämmerungen in die Länge nicht aushalten können. Schon darum nicht, weil sich der Pietismus von den intellektuellen und

166) Weil, wie die Frevlerin bekannte, „dies zur Seligkeit des Weibes gereiche." Eine aktenmäßige, heutzutage unmöglich nachzuschreibende Darlegung des schwarzenau'schen Handels gab Thomasius: „Vernünftige und christliche Gedanken" (1725), III, 208—624.

sittlichen Verirrungen, welchen er im vorigen Jahrhundert verfiel, im gegenwärtigen keineswegs gereinigt hat. In Wahrheit, die Annalen der pietistischen Sektirerei bieten bis auf unsere Tage herab furchtbare Illustrationen zu dem alten Satze, daß Wollust und Grausamkeit Zwillingsschwestern seien. Zwar hieße es dem Pietismus Unrecht thun, wollte man ihm eine Erscheinung auf Rechnung setzen, wie jenes Ungeheuer, die Gesina Margaretha Gottfried aus Bremen, welche am 20. April 1831 hingerichtet wurde, überwiesen und geständig, fünfzehn Giftmorde, unter deren Opfern ihre Eltern, ihre zwei Gatten und ihre Kinder waren, und fünfzehn Giftmordsversuche begangen zu haben und außerdem schuldig des Meineids, Einbruchs, Diebstahls, Ehebruchs, der Unterschlagung und der Fruchtabtreibung. Aber doch muß es als sehr bedenklich erwähnt werden, daß dieses Weib von Jugend auf in pietistischen Kreisen sich bewegt hatte, daß sich ihre Redeweise gern im süßen Traktätchenstyl hielt und daß sie es liebte, ihre Wollust sowohl als ihre Mordlust mit salbungsvollen Sprüchlein zu würzen. Es hat vielleicht nie eine vollendetere Heuchlerin gegeben als diese Giftmischerin. Sie war ihr Leben lang eine wandelnde Lüge, innen und außen [167]). Bestimmter traten die verderblichen Folgen pietistischer Dunkelungen in dem entsetzlichen „Passionsspiel" hervor, welches am 15. März

167) Als die Gottfried nach ihrer Verhaftnahme dem Reglement zufolge entkleidet wurde, zogen ihr die Wärterfrauen nicht weniger als 13, sage dreizehn Korsette aus, die sie alle eins über dem andern getragen hatte. Ihre rothen Wangen waren Schminke, und nach-

1823 in einem Bauernhause zu Wildisbuch im Kanton Zürich tragirt wurde. Hier ließ Margaretha Peter, von den umwohnenden „Stillen im Lande“ als die „Heilige von Wildisbuch“ verehrt, in Wirklichkeit ein verschrobenes, arbeitsscheues, eitles und wollüstiges Wesen, am genannten Tage „zur Ueberwindung des Satans“ zuerst ihre Schwester Elisabeth ermorden und dann durch ihre in den Strudel religiösen Wahnsinns mithineingerissenen Anhängern und Anhängerinnen sich selber ans Kreuz schlagen. Es ist wohlthuend, in dieser gräuelvollen Tragödie des Pietismus, in welcher Wahn, geistlicher Hochmuth, Wollust und Blutdurst untrennbar verbunden sind, wenigstens einen reinmenschlich-schönen Zug aufzeigen zu können. Ein verheirateter Schuster, der „Seelenbräutigam“ der Heiligen von Wildisbuch, hatte mit dieser im Ehebruch ein Kind erzeugt. Die brave Ehefrau des Schusters, Regula Morf, welche nachmals in der gerichtlichen Verhandlung sich die Klage entschlüpfen ließ: „Ach, die Margaretha hat mich wiederholt gekreuzigt!“ gab, um die Ehre ihres Mannes zu retten, dessen Bastardkind für ihr eigenes aus und erzog es liebevoll. Wie in dem wildisbucher Gräuel spielten und spielen Weiber nur allzuhäufig in dem Konventikelwesen die Hauptrollen. Mitunter wurden dagegen die schlauesten Anschläge pietistischer Schwärmer oder Heuchler an dem Zartsinn und Scham-

dem alle Toilettenkünste entfernt, stand an der Stelle der blühenden, wohlbeleibten Dame vor den erschreckten Weibern ein blasses, angstvoll verzerrtes Gerippe. S. Hitzig und Häring, der neue Pitaval, II. 265.

gefühl einer Frau zu Schanden. So soll z. B. das Treiben der königsberger Mucker i. J. 1835 durch die sittliche Empörung einer Gräfin Finkenstein zu Tage gekommen sein. Wie bekannt, hatten die beiden pietistischen Prediger Ebel und Diestel zu Königsberg eine Sekte gestiftet, deren Mitglieder das Volk „Mucker" nannte; denn das ganze Unternehmen lief, wie es hieß, auf einen Kultus der Unzucht hinaus, den man noch nicht völlig Eingeweihten hinter mystischen Wortgaukeleien von einer „Heiligung des Fleisches durch den Geist", von einer „Erhebung des Geschlechtsgenusses zu einem Gottesdienst" zu verstecken versucht habe. Zu den noch nicht völlig eingeweihten Mitgliedern des Vereins gehörte auch die Gräfin von Finkenstein, welcher aber die Augen aufgegangen sein sollen, als der eine der beiden Hierophanten oder Mystagogen, Ebel, sie „zur Erzeugung des Messias" mißbrauchen zu wollen sich erfrecht habe. Die Sache kam dann auch zur Untersuchung und wurden Ebel und Diestel ihrer Aemter entsetzt, weil sie „die Religion zum Deckmantel der Hurerei gebraucht[168])." Fürwahr, wenn

168) In meinem Buch „Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch" (1860) habe ich die Geschichte der Margaretha Peter, eins der merkwürdigsten Kapitel der Religionsgeschichte, an der Hand der im züricher Staatsarchiv aufbewahrten Prozeßakten und auf der Basis genauer Lokalstudien dargestellt, mit Beiseitesetzung alles theologischen Schnickschnacks, durchweg aus psychologischen und kulturhistorischen Gesichtspunkten. Eine „aktenmäßige" Darlegung der königsberger Muckergeschichte brachte die „Neueste Weltkunde" von Malten (1837), womit zu-

man, auch abgesehen von dieser und ähnlichen Erscheinungen, die oben berührte schwarzenauer Unfläterei und die wildisbucher Kreuzigung in Betrachtnahme zieht, so begreift man, daß ein tiefreligiöser Mensch, Novalis, eines Tages das schreckliche Wort sprechen konnte: „Es ist wunderbar genug, daß nicht längst die Association von Religion, Wollust und Grausamkeit die Menschen auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz aufmerksam gemacht hat."

---

sammenzuhalten die „Allgemeine Kirchenzeitung", 1835, Nr. 177, und 1836, Nr. 16, 50. Nun hat aber, wie ich anzumerken weder unterlassen darf noch will, die Schrift des Grafen Ernst von Kanitz: „Aufklärung nach Aktenquellen über den 1835 bis 1842 zu Königsberg geführten Religionsprozeß", 1862 — (es ist von derselben auch ein „Historischer Auszug", 1864, erschienen) — die gäng und gäbe Ansicht über die in Rede stehende Angelegenheit so bedeutend erschüttert, daß ich mich bewogen fühlte, die bestimmte Redeform, womit in der ersten Auflage dieses meines Buches (S. 416) davon gehandelt worden, in die unbestimmte umzusetzen. Denn keineswegs hat Herr v. Kanitz mich von der völligen Schuldlosigkeit des Konventikelchefs Ebel überzeugt, wohl aber davon, daß die Muckerei in der Volksphantasie weit größere Dimensionen angenommen, als sie wirklich besaß, und daß Familienränke und bureaukratischer Parteigeist die Sache möglichst vergiftet haben. Die Weise der Prozessirung Ebels war jedenfalls ein Skandal, welches in seiner Art nicht geringer als alle im „Seraphinenhain" der sogenannten Mucker möglicher Weise vorgekommenen Skandalien.

Sechstes Kapitel.

Fürstinnen[169]).

Das Maitressenwesen und die deutschen Fürstinnen. — Die „philosophische“ Königin Sophie Charlotte. — Die große Landgräfin. — Maria Theresia. — Marie Antoinette. — Katharina die Zweite. — Die Herzoginnen Amalia und Luise von Sachsen-Weimar. — Die Frauen zur Zeit der Befreiungskriege. — Die Königin Luise von Preußen.

Am Ausgang vom Jahrhundert des Rococo, der Aufklärung und der Revolution sprach der Abbé Gregoire im französischen Konvent das berühmte Wahrheitswort: „Die Geschichte der Könige ist die Leidensgeschichte der Völker.“ Man hätte vom Anfang bis zum Ende dieses vielgestal-

---

169) In diesem und dem folgenden Kapitel auf einem Gebiete mich bewegend, wo nur von vielfach erörterten, allgemein als feststehend anerkannten Thatsachen die Rede, halte ich es für überflüssig, die Quellen so im Einzelnen nachzuweisen, wie bisher geschehen ist. Jedoch werde ich überall, wo die zunächst und weiterhin zu behandelnden Themen neue Gesichtspunkte darbieten, für diese die nöthigen Belege beibringen.

tigen und vielbewegten Zeitraums sagen können: Die Geschichte der Fürsten ist die Leidensgeschichte der Fürstinnen. Auch für Deutschland war das eine traurige Wahrheit und wer könnte die Thränen zählen, welche den Augen fürstlicher Frauen entflossen, seitdem auch bei uns das Amt einer Maitresse in dem Schematismus des nach dem Muster der Monarchie Ludwigs des Vierzehnten vollendeten fürstlichen Absolutismus ein förmlich sanktionirtes Hof- und Staatsamt geworden war? Wie demoralisirend auf die ganze Gesellschaft das schamlose, ja geradezu brutale Maitressensystem wirkte und wirken mußte, ist mehrfach berührt worden. Es bedarf auch keiner weiteren Auseinandersetzung, um klar zu machen, welche herabdrückenden und herabwürdigenden Einflüsse die Metzenwirthschaft auf die fürstliche Frauenwelt üben mußte. Es war nicht allein eine Beschimpfung, nicht nur ein Schmerz, nicht nur eine Verhöhnung, sondern auch ein Sporn zum Bösen, wenn edle und liebenswürdige deutsche Fürstinnen einheimische oder fremde, vornehme oder geringe Buhldirnen, oft von der gemeinsten Sorte, sich vorgezogen sehen mußten. Manche von ihnen, wenn auch nicht gerade edle und liebenswürdige, sind der Macht des verderblichen Beispiels erlegen; andere aber sind über den Schmutz des Jahrhunderts hinweggeschritten ohne sich auch nur die Fußsohlen zu beflecken.

Denn wie unser eigenes, so ist auch das vorige Jahrhundert und zwar in noch höherem Maaße an fürstlichen Frauen sehr reich gewesen, welche durch persönliche Vorzüge, durch Geist, Charakter oder Schicksale eine vor-

ragende Stellung einnahmen. Viele davon haben durch ihre häuslichen Tugenden wesentlich dazu beigetragen, den im Zeitalter des Rococo so tief zerrütteten deutschen Familiengeist auf's Neue zu beleben und zu kräftigen, an die Stelle einer hohlen und frivolen Galanterie wieder wahre Achtung vor weiblicher Würde zu setzen und auch in die vornehmen Kreise Schamgefühl und Anstand zurückzuführen, jene, wenn auch häufig nur den äußeren Schein wahrende Ehrfurcht vor dem sittlichen Grundgesetz, ohne welche weder die einzelnen Individuen noch die Staaten bestehen können. Andere haben weltgeschichtliche Rollen durchgeführt, sei es mit Glanz und Erfolg, sei es als Opfer eines Mißgeschickes voll tragischer Weihe. Von wieder anderen sind, ohne daß sie aus der weiblichen Sphäre herausgetreten, die bedeutendsten und heilsamsten Anregungen für die politische Entwickelung wie für die Kulturbewegung unseres Landes ausgegangen. Vergegenwärtigen wir uns daher im Folgenden einige der fürstlichen Frauengestalten, welche in einer der angegebenen Richtungen sich hervorgethan haben. Auf eine vollständige Galerie ist es dabei natürlich nicht abgesehen: es handelt sich nur darum, auch diese Seite der Geschichte der deutschen Frauenwelt in Kürze zu beleuchten.

Wie um das „philosophische“ Jahrhundert in Deutschland einzuführen, erscheint auf der Schwelle desselben die zweite Gemahlin des ersten Königs von Preußen, Sophie Charlotte, eine Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, im Herbst 1684 zu Herrenhausen an den etwas verwach-

senen Kurfürsten von Brandenburg verheiratet, welcher 1700 seinen Kurhut mit der Königskrone vertauschte. Sophie Charlotte würde an der Seite dieses Gemahls, welcher das Wesen königlicher Majestät in einem umständlichen, steifen und kostspieligen Prunk und Pomp suchte — zu dessen Inventarstücken selbstverständlich auch eine Staatsmaitresse gehörte — ein ziemlich unerquickliches Dasein geführt haben, falls ihr lebhafter und reichgebildeter Geist ihr nicht die Mittel geboten hätte, die Langeweile eines Hoflebens zu bannen, in welchem die plumpen, ja rohen Ueberlieferungen mittelalterlicher Courtoisie und die französisch-leichtfertige Mode der Zeit zu einem mitunter ganz absonderlichen Mischmasch sich verbanden. Verherrlichte doch Hoffeste, wobei noch ganz im Styl der Ritterzeit gehaltene, stundenlange Fackeltänze stattfanden, der Herr von Besser mit seinen „amoureusen“ Reimen, die den Schönen und Unschönen des Hofes keine Zweideutigkeiten, aber sehr unzweideutige Zoten ins Gesicht sagten, über welche auch die Kurfürstin und nachmalige Königin Sophie Charlotte sich nicht entsetzte, sondern nur lächelte. Sie war als Braut eine Schönheit und der „Mercure galant“ von 1684 rühmte ihren schlanken Wuchs, ihren reinen Teint, ihren schönen Busen, ihre großen sanften blauen Augen, das Inkarnat ihrer Lippen und die Fülle ihrer schwarzen Haare. Nachdem ihr eheliches Verhältniß erkaltet war, schlug sie ihren Hof in Lützelburg bei Berlin auf, wo sie, fern von dem lästigen Prunk, in welchem ihr Gemahl sich gefiel, zwanglose Feste feierte. Ein häufiger Theilnehmer an denselben

war der große Leibnitz, welcher bei Sophie Charlotte hoch in Gnaden stand. Auf seinen Antrieb setzte sie die Gründung der berliner Akademie der Wissenschaften bei ihrem Gemahl durch. Die Bildung der Königin ragte über das Niveau der Prinzessinnenbildung von damals weit hinweg. Sie redete vollkommen geläufig die französische, englische und italische Sprache und war auch der lateinischen nicht unkundig. Daneben kannte, liebte und übte sie die Musik. Ihr Wissensdrang war so rastlos, daß Leibnitz sich einst veranlaßt sah, ihr zu sagen: „Es ist gar nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen. Sie wollen das Warum des Warum wissen." Sophie Charlotte verdiente den Ehrentitel der „philosophischen Königin", welcher freilich ihrem orthodox-gläubigen Sohn Friedrich Wilhelm I. so wenig gefiel, daß er äußerte: „Meine Frau Mutter war eine kluge Frau, aber eine böse Christin." Sie starb 1705 mit wahrhaft philosophischer Ruhe und Fassung. Ihr Enkel, Friedrich der Große, erzählt, die Sterbende habe zu einer ihrer Damen gesagt: „Beklagen sie mich nicht; denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige meinem Gemahl bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm eine neue Gelegenheit gibt, seine Pracht darzuthun [170]."

---

170) Leibnitz hat zur Verherrlichung des Andenkens seiner königlichen Freundin ein langes Gedicht in Alexandrinern ge-

Der königliche Autor, den ich so eben angezogen, war, wie Jedermann weiß, zwar in seiner Jugend ein großer Liebhaber der Frauen, in späteren Jahren aber nicht eben ein großer Verehrer derselben. Der berühmte Monarch hatte freilich gar zu mächtige Feindinnen, die ihm von zwei Kaiserthronen herab, sowie aus dem Boudoir hervor, wo die Pompadour den fünfzehnten Ludwig gängelte, sehr viel zu schaffen machten. In Wahrheit, er hatte vollauf Gelegenheit, bitter zu erfahren, was der „Unterrock" in der Weltgeschichte zu bedeuten habe; und er hatte auch sattsamen Stoff, über „Cotillon I.", „Cotillon II." und „Cotillon III." gepfefferte Sarkasmen ausgehen zu lassen. Im Grunde jedoch mußte er seinen Feindinnen dankbar sein, denn diese verschafften ihm ja Gelegenheit, die Welt mit dem Ruhme seines Namens zu erfüllen. Er war auch keineswegs immer der Cyniker, welcher in seinen berühmten Marginalresolutionen jeden Anlaß, über die Weiber geringschätzig sich auszulassen, gern ergriff. Wie er strenge darauf hielt, daß seiner ungeliebten, getrennt von ihm lebenden Gemahlin jede ihrem Rang und ihren sehr stillen Tugenden gebührende Rücksicht widerfahre, so hat er auch die Bedeutung vorragender Frauencharaktere wohl zu würdigen und anzuerkennen verstanden. In einem an d'Alembert gerichteten Briefe that er die

---

schrieben. Vollst. gedr. bei Gödeke, Elf Bücher deutscher Dichtung, I, 484 fg. Ein Meister der biographischen Kunst, Varnhagen von Ense, schrieb das „Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte," 1837.

Aeußerung, er „verehre die Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II., die Kurfürstin Antonia von Sachsen und die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt als die vorzüglichsten fürstlichen Frauen seiner Zeit", was freilich mit der erwähnten Cotillon-Sarkastik nicht sehr stimmt. Die Letzte der vier erwähnten Frauen, die „große Landgräfin", wie Göthe sie genannt und von der Wieland gesagt hat, sie müßte, wenn er einen Augenblick König der Schicksale wäre, die Königin von Europa sein, wurde i. J. 1741 an den nachmaligen Landgrafen Ludwig IX. vermählt und starb 1774. Ihr Gemahl war jener wunderliche Soldatendriller, welcher seine gewöhnliche Residenz Pirmasens zu einem ungeheuren Soldatenkäfig machte und die fürstliche Soldatenspielerei zu einer seither nicht wieder erreichten Karikatur steigerte. Da that es denn doppelt noth, daß die Landgräfin verständigen Sinnes in das Regiment von Land und Leuten eingriff. Daneben erfüllte sie ihre Pflichten als Gattin, Hausfrau und Mutter — eine ihrer Töchter war Luise, die Frau Karl August's von Sachsen-Weimar — in musterhafter Weise und widmete der geistigen Bewegung ihrer Zeit eine rege, fördernde, unter Anderem durch Veranstaltung der ersten Ausgabe von Klopstock's Oden bewährte Theilnahme[171]).

Wie Friedrich dem Einzigen seine Freundin, die große Landgräfin, imponirte, so auch seine Feindin, welche

---

171) Eine gediegene, wenn auch kurze Biographie der großen Landgräfin lieferte Ph. Bopp in Raumer's Hist. Taschenb. 1833, S. 333 fg.

ihn nie anders als den „bösen Mann“ nannte, die „große Kaiserin“ Maria Theresia. Diese Frau war wie eigens dazu geboren, den Absolutismus in höchster Potenz zu repräsentiren, aber gemildert durch weibliche Schönheit, Gutmüthigkeit und Huld. Nur sehr wenige von allen Männern und Frauen, welche jemals Kronen trugen, haben vermöge ihrer Persönlichkeit einen so mächtigen Zauber besessen und geübt wie die Tochter und Nachfolgerin des letzten Habsburgers. In der Blüthe ihres Lebens von vollendeter Wohlgestalt, schön von Antlitz, feurigen Auges, vereinigte ihre Erscheinung die Majestät der Herrscherin mit jedem Liebreiz des Weibes, am bedeutungsvollsten in einer schicksalsschweren Stunde ihres Lebens, an jenem Herbsttage des Jahres 1741 zu Preßburg, wo der Anblick ihrer zugleich gebietenden und flehenden Gestalt den kriegerischen Adel Ungarns zum höchsten Enthusiasmus entflammte. Es war an Maria Theresia Alles gesund, Leib und Seele, und das macht sie in einem Jahrhundert allgemeiner Zersetzung zu einer doppelt wohlthuenden Erscheinung. Nichts Kränkliches, Halbes, Flitterhaftes, Unfertiges an ihr, Alles aus einem Guß. Eine schöne Sinnlichkeit, aber souverain beherrscht durch feste Grundsätze und gelenkt von der sittlichen Grazie. Ein Eifer für sittsame Lebensführung, der zwar, wie wir weiter oben sahen, nicht selten fehlgriff, aber keine Forderung stellte, welche die Kaiserin für ihre Person nicht selber zu erfüllen bereit war. Voll unendlicher Zärtlichkeit für ihren Gemahl, den nicht eben felsentreuen Lothringer Franz, kannte ihre Liebe

den Neid der Eifersucht nicht oder wußte denselben wenigstens zu besiegen: — als sie, vom Sterbebette des geliebten Kaisers kommend, ihre Nebenbuhlerin, die Fürstin Marie Wilhelmine von Auersperg, von den Höflingen verlassen und gemieden in einer Zimmerecke weinen sah, drückte sie ihr die Hand und sagte ihr das großmüthige Wort: „Meine liebe Fürstin, wir haben wahrlich viel verloren!“ Als Regentin war sie Despotin, jedoch dem aufgeklärten und aufklärenden Despotismus mit Entschiedenheit zugethan. Obgleich für ihre Person fromm bis zur Bigoterie, sah sie doch den Fanatikern scharf auf die Finger und duldete keine inquisitorischen Uebergriffe. Sie zuerst hat Oestreich mit Energie aus dem hispanischen Marasmus herauszureißen versucht, in welchen es nach ihrem und ihres Nachfolgers Joseph Tod wieder zurückgefallen ist. Der Absolutismus, wie sie ihn übte, hatte etwas Idyllisch-Patriarchalisches. Die Kaiserin sah ihre Wiener, ihre Völker überhaupt als ihre Familie an und setzte sich zu denselben auf ganz mütterlich-kordialen Fuß. Wenn auch seine Autorität noch so eifersüchtig wahrend, hatte dieser Patriarchalismus doch viel naturwüchsig Gemüthliches, so viel, daß es uns fast märchenhaft vorkommt, wenn wir z. B. hören, wie die Kaiserin, als 1768 am Abend vom Jahrestag ihrer Hochzeitsfeier aus Florenz die Nachricht eintraf, daß ihrem Sohn, dem Großherzog Leopold, der erste Prinz geboren worden, in ihrer großmütterlichen Freude im Nachtkleide durch die Korridore des Palastes ins Burgtheater eilte und daselbst, weit über die Brüstung der Loge vorgebeugt, dem Publikum

im Parterre die frohe Familienbotschaft auf gut Wienerisch verkündigte: — „Der Poldl hat an Buaba, und grad zum Bindband auf mein Hochzeitstag — der ist galant!“ Am edelsten erscheint die Durchdringung der Herrschermacht mit schöner Menschlichkeit, welche die Kaiserin charakterisirte, in dem freundschaftlichen Verhältniß, welches Maria Theresia zu dem Fürsten Emanuel Sylva Tarouca unterhielt, einem eingeöstreicherten Portugiesen, den sie als einen „ministre particulier“, als ein „zweites ungetrübtes Gewissen“ neben sich stellte und der dieser Rolle mit Freimuth und Takt nachkam [172]).

Die große Kaiserin war so glücklich, das Unglück ihrer Tochter Marie Antoinette nicht mehr zu erleben. Es hat wenige Frauenleben gegeben, die solche Gegensätze von Glanz und Elend aufzeigen wie das der Frau Ludwigs des Sechszehnten, auf deren schönes, wenn auch keineswegs schuldloses Haupt sich die ganze Schale des Zorns und der Rache ausgoß, welche die Frevel des Despotismus bis zum Ueberfließen gefüllt hatten. Was für ein Abstand zwischen dem Tage, wo der alte Marschall von Brissac zu der Neuvermählten, welche vom

---

172) Ueber das Verhältniß der Kaiserin zu Tarouca s. d. Bericht, welchen Karajan in der Wiener Akademie d. W. am 30. Mai 1859 erstattet hat, Allg. Zeitung v. 14. Juni 1859, Beilage. Das Familien- und Hofleben Maria Theresia's schildert ausführlich das Buch: „Aus dem H. L. M. Th. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller“ von A. Wolf. 2. verm. Aufl. 1859.

Balkon der Tuilerien auf die ihr zujauchzende Menge niederblickte, sagte: „Sehen Sie, Madame, das sind hunderttausend Verliebte!" und jenem 14. Oktober 1793, wo gegen die vor dem Revolutionstribunal stehende, schon durch das Martyrium der Gefangenschaft im Temple gegangene Königin die wahnsinnige, in der Schmutzseele eines Hebert gereifte Anklage eines unzüchtigen Verkehrs mit ihrem unmündigen Sohn erhoben ward. Nie war Marie Antoinette unglücklicher, aber auch nie größer als in dem Augenblick, wo sie nach einer Pause des Entsetzens auf diese Abscheulichkeit die Erwiderung gab: „Wenn ich nicht darauf geantwortet habe, so geschah es, weil die Natur sich sträubt, auf eine solche einer Mutter gemachte Anschuldigung Etwas zu sagen. Ich appellire darüber an alle anwesenden Mütter[173])." Die Grund-

173) In dem Protokoll über das Verhör, welchem Louis Charles Capet, der unglückliche Dauphin, am 6. Oktober 1793 im Temple durch Pache, Chaumette, Hebert, Seguy, Heussée unterworfen wurde, heißt es: — „Il déclare en outre qu' ayant été surpris plusieurs fois dans son lit par Simon et sa femme, chargés de veiller sur lui par la Commune, à commettre sur lui des indécenses nuisibles à sa santé, il leur avoua qu'il avait été instruit dans ces habitudes pernicieuses par sa mère et sa tante, et que différentes fois elles s'étaient amusées à lui voir répéter ces pratiques devant elles, et que bien souvent cela avait lieu lorsqu'elles le faisaient coucher entre elles. Que de la manière que l'enfant s'en explique, il nous a fait entendre qu' une fois sa mère le fit approcher d'elle, qu'il en resultat une copulation et qu'il en résulta un gonflement à un de ses testicules." Als der „Wittwe Capet" in ihrem Verhör vor dem Revolutions-

lage von Marie Antoinette's Mißgeschick war die Gleichgültigkeit, welche sie in den ersten Jahren ihrer Ehe von Seiten ihres Gemahls zu befahren hatte. Man hat guten Grund, zu glauben, daß diese Gleichgültigkeit von einem später gehobenen organischen Fehler in der Konstitution Ludwig's XVI. herrührte. Als sich dann ein zärtliches Verhältniß zwischen den Ehegatten herstellte, hatte der Ruf der Königin schon unwiederbringlichen Schaden gelitten. Jung, schön, nach Zerstreuung und Vergnügen dürstend, hatte sich Marie Antoinette Unbesonnenheiten zu Schulden kommen lassen, welche ihr Jugendfeuer allerdings begreiflich und verzeihlich machte, die aber einem giftigen Hofklatsch nur allzu reichliche Nahrung boten. Wenn sie als Schäferin maskirt zur Zeit der Dämmerung durch die Boskette von Trianon schwärmte, so bedachte sie nicht, wie geneigt man sein könnte, einer so schönen

---

tribunal am 14. Oktober diese beispiellos infame Insinuation — meines Erachtens der häßlichste Makel der französischen Revolution — vorgehalten wurde, beantwortete sie dieselbe in richtigem Gefühle nur mit dem Schweigen der Verachtung. Aber einer der Geschworenen beging die Niederträchtigkeit, auf die gräuliche Deposition Heberts zurückzukommen und den Präsidenten anzugehen, von der Angeklagten Auskunft zu verlangen, warum sie nicht darauf geantwortet habe. Worauf Marie Antoinette: „Si je n'ai répondu, c'est que la nature se refuse à répondre à une pareille inculpation faite à une mère. J'en appelle à toutes celles qui peuvent se trouver ici.“ (Die angezogenen Aktenstellen sind entnommen aus der Sammlung von „Pièces originales“, welche der Archivar E. Campardon veröffentlichte unter dem Titel „Marie-Antoinette à la Conciergerie“ (1864), p. 68 seq., 287.)

Schäferin auch den Hang zu Schäferstunden zuzuschreiben. Wenn sie in der Aufregung des Tanzes zu ihrem hübschen Tänzer Dillon sagte: „Fühlen Sie einmal, wie mein Herz pocht!“ so war ihr daneben stehender Gemahl doch wohl zu der herben Zurechtweisung berechtigt: „Madame, Herr Dillon glaubt Ihnen auf Ihr Wort.“ Die Beziehungen der Königin zu dem Herzog von Coigny und zu ihrem Schwager, dem galanten Grafen von Artois, gaben den boshaftesten Vermuthungen Raum und ihre Neigung für den schwedischen Grafen Fersen legte sich viel zu unbefangen dar, um höfischen Späheraugen entgehen zu können [174]). Aber welche Fehler die Königin

174) Geheimer Bericht des Grafen Creutz, schwedischen Gesandten am französischen Hof, in den von Geijer herausgegeb. „Hinterlass. Papieren d. Königs Gustav des Dritten“, II, 107 . . Ein sehr mißlicher Umstand ist die Thatsache, daß der besagte Graf Fersen, wie der Oberst Dillon und wie der Herzog von Coigny, auf Betreiben der Königin mit Geldgeschenken und Gnadengehalten wahrhaft verschwenderisch überschüttet wurde. Der schreckliche „Livre rouge“ — schrecklich, weil dieses Geheimregister der Hofausgaben darthat, daß unter Ludwig XV. und unter Ludwig XVI. Hunderte von Millionen an mehr oder weniger jämmerliche Kreaturen weggeworfen wurden, während das französische Volk in gränzenlosem Elend darbte — ja, das „rothe Buch“, so genannt, weil es in rothen Marokkin gebunden war, berechtigte, als es im März 1790 von Seiten des Finanzministers Necker nach heftigem Widerstreben einer von der Nationalversammlung bestellten Kommission zur Prüfung übergeben werden mußte, den genialen Camille Desmoulins vollkommen, in der 21. Nummer seines Journals „Révolutions de France et de Brabant“ auszurufen: „Enfin, nous tenons le Livre rouge! Le comité des pensions

in ihrer Jugend als Frau und später als Politikerin begangen habe, sie standen in keinem gerechten Verhältniß zu der Strafe, welche sie erwartete, und jeder Fühlende und Denkende wird zugeben, daß der Tag ihrer Hinrichtung, der 16. Oktober 1793, einer von jenen Tagen gewesen sei, welche das Buch der Weltgeschichte beflecken.

Drei Jahre nach dem tragischen Ausgang der Tochter der Cäsaren endigte (am 9. November 1796) ein Schlag-

---

a rompu les sept sceaux dont il était fermé. La voilà accomplie, cette menace terrible du prophète! La voilà accomplie avant le jugement dernier: Revelabo pudenda tua; je devoilerai tes turpitudes; tu ne trouveras pas même une feuille de figuier pour couvrir ta nudité à la face de l'univers; on verra toute ta lèpre, et, sur tes épaules, ces lettres Galerien, que tu as si bien méritées!“ Von dieser furchtbaren, an das Ancien Régime gerichteten Apostrophe konnte Marie Antoinette recht wohl ein Theil auf sich beziehen; denn es kann gar keinem Zweifel unterstellt werden, daß sie zu Gunsten ihrer Vergnügungssucht, wie zu Gunsten der Unersättlichkeit ihrer Günstlinge und Günstlinginnen, ihre Hände bis zu den Ellenbogen in die Staatskasse gesteckt hat. War es doch, um nur einen Posten anzuführen, ihr Werk, daß die unselige Familie Polignac allein, wie das rothe Buch bewies, lebenslängliche Gnadengehalte im Betrag von mehr als 700,000 Livres jährlich bezog. Marie Antoinette als eine Heilige, als einen reinen Engel darzustellen, ist eine freche Absurdität, welche zu begehen nur jene Bande von Falschmünzer-Historikern sich beikommen lassen kann, welche aus eigener, angestammter Niedertracht oder auf „höheren“ Befehl das Geschäft, die französische Revolution zu verleumden, betrieben und betreiben.

fluß das Leben einer anderen deutschen Prinzessin, welche aus dem Dunkel eines kleinen deutschen Hofes zu dem blendenden Glanz des russischen Czarenthrons emporgestiegen war, des Leichnams ihres Gemahls als Stufe sich bedienend [175]). Eine der außerordentlichsten Erscheinungen der Geschichte, diese Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst, welche als Katharina II. so lange die Geschicke Europa's bestimmen und lenken half, im Guten wie im Schlimmen weit über das weibliche Maaß hinausragte, mit Voltaire und Diderot briefwechselte, als leidenschaftliche Venuspriesterin bis zu ihrem Tode eines offiziell bestallten „Günstlings" nicht

---

175) Ob und inwieweit Katharina von dem Mordplan gegen den armen verdrehten Peter III. unterrichtet gewesen, wird wohl nie ganz festzustellen sein. Aber lächerlich ist es, zu glauben, die Verschworenen seien überhaupt nur so von ungefähr dazu gekommen, den Czaren zu ermorden. Peter III. mußte nicht nur abgesetzt werden, sondern sterben, wenn seine Frau herrschen sollte. Katharina war zu gescheidt, um das nicht zu wissen, obzwar die Orlows und deren Spießgesellen ihr nicht mit dürren Worten gesagt haben werden, sie würden jetzt hingehen, den Kaiser zu stranguliren. Eine Mitverschworene, die Fürstin Daschkow, hat in ihren von Herzen herausgegebenen Memoiren (I, 128) behauptet, Alexei Orlow habe unmittelbar nach der Ermordung des Kaisers für diese Missethat die Kaiserin in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung gebeten. Das ist möglich, beweis't aber in letzter Linie gar Nichts. Außerdem wird die Glaubwürdigkeit der Daschkow durch mehrere Umstände sehr stark beeinträchtigt. So z. B. durch ihre Versicherung (I, 112), sie hätte lange Nichts davon gewußt, daß Gregor Orlow ein begünstigter Liebhaber Katharina's war.

entbehren konnte, aus der Ermitage hervor, wo sie messalinische Orgien feierte, Befehle ergehen ließ, welche zwei Erdtheile in Staunen, Besorgniß und Schrecken versetzten, Komödien für die russische Bühne dichtete, während sie durch ihre Potemkin, Suwarow und Repnin Völker zertreten ließ, und, das Werk Peter's I. fortsetzend, für die Machtstellung Rußlands Unberechenbares gethan hat. Die Natur scheint die seltsamste Mischung von vielseitigster Genialität, verzehrender Sinnlichkeit, wohlwollenden Instinkten, eisiger Herzenshärte und beispielloser Verstellungskunst beabsichtigt zu haben, als sie die „Semiramis des Nordens" schuf. Nicht weniger wunderbar als ihre Persönlichkeit erscheint ihr Glück, wenn man bedenkt, daß sie in so zu sagen ganz bettelhaftem Aufzug nach Petersburg gekommen war. („Als ich nach Rußland kam, erzählt sie, bestand meine ganze Wäsche aus einem Dutzend Hemden.") Seit dem Erscheinen von Katharina's Memoiren, deren Echtheit keinem Zweifel unterzogen wurde, die aber leider den Fehler haben, beim Jahre 1759, also vor dem Aufgang des Sterns ihrer Verfasserin, plötzlich abzubrechen, — seit dem Erscheinen dieser Memoiren ist der Reiz des Romantischen, welcher die Figur der Czarin umgab, bedeutend geschwunden. Denn die Bekenntnisse Katharina's zeigen, daß da, wo wir wunderbare Schickungen anzunehmen geneigt waren, nur die schlaueste, konsequenteste Berechnung thätig gewesen, basirt freilich auf einen fatalistischen Glauben an die Zukunft. Eine Frau, welche schon als junges Mädchen zu sich gesagt hatte: „Glück und Unglück liegen in der Seele und dem

Herzen eines Jeden; wenn du Unglück empfindest, setze dich darüber hinweg und richte dich so ein, daß dein Glück von keiner Begebenheit abhängt" — sie mußte es weit bringen in der Welt, besonders wenn diese Frau das Genie, die Heuchelei und den Muth Katharina's der Zweiten besaß. Die fünfzehnjährige Heuchlerin war kaum nach Rußland gekommen, als sie sich ihre Situation zurechtzumachen trachtete. Es galt zunächst, das Terrain kennen zu lernen, zu welchem Zwecke sie sich in der Kunst des Horchens und Aushorchens übte: — „Ich hatte mich während meiner Krankheit gewöhnt, die Augen geschlossen zu halten; man dachte, ich schliefe, und dann sprachen die Gräfin Romanzow und die anderen Damen unter sich, was sie auf dem Herzen hatten, wodurch ich viele Dinge erfuhr." Der ihr zum Gemahl bestimmte Großfürst Peter war ihr gleichgültig und das ließ sich bei seiner Sinnesart und seinem Gebaren — er spielte als Bräutigam lieber mit Puppen als mit seiner Braut — leicht begreifen; aber: „die Krone von Rußland war mir nicht gleichgültig." Diese Krone wurde der Pol, um welchen all ihr Dichten und Trachten sich drehte, einzig und allein sich drehte, denn das unersättliche Temperament, welches später die Frau so vielfach zerstreute, war in dem kaum mannbar gewordenen Mädchen noch nicht erwacht. In der eben so heikeln als drückenden und widerwärtigen Stellung zwischen der in fast ununterbrochenem Wollust- oder Branntweinrausch dem Grabe zutaumelnden Czarin Elisabeth, dem kindischen Trunkenbold von Bräutigam und den verschiedenen Parteien des Hofes wurde Katha-

rina, wie sie bekannt hat, nur durch den Ehrgeiz aufrecht erhalten. „Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveraine Kaiserin von Rußland werden würde, aus eigener Machtvollkommenheit (de mon propre chef).“ Sie träumte aber nicht etwa nur von dieser Zukunftsrolle, sie bereitete sich vielmehr alles Ernstes darauf vor. „Ich bemühte mich, die Zuneigung Aller zu gewinnen; Große und Kleine, Niemand wurde von mir vernachlässigt; ich machte mir eine Regel daraus, zu denken, daß ich Aller bedürfe, und demnach Alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, was mir auch gelang.“ Um sich populär zu machen, hielt sie streng die russischen Fasten, unterzog sich pünktlich den lästigen Ceremonien des griechischen Ritus und las daneben zu ihrer Privaterbauung Brantome's zotentriefendes Buch von den „Dames galantes.“ Der arme Peter, dieser Querkopf von einem kleinen deutschen Prinzen, welcher sich in dem ungeheuer weiten Rußland durchaus nicht zurechtfinden konnte, war nicht dazu gemacht, der Mann einer Frau zu sein, welche sich in der angedeuteten Weise theoretisch und praktisch auf die Rolle einer nordischen Semiramis vorbereitete. Nachdem dessenungeachtet die Vermählung stattgefunden, mußte Katharina bei Tage mit ihrem Gemahl „Soldätles“ spielen und bei Nacht — nun, lassen wir das die Czarin selbst erzählen. „Madame Kruse verschaffte dem Großfürsten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg

man dieselben in und unter meinem Bett; der Großfürst legte sich zuerst nach dem Abendessen nieder, und wenn wir Beide zu Bette waren, schloß Madame Kruse die Thüre und der Großfürst spielte bis 1 oder 2 Uhr Morgens. Wohl oder übel mußte ich an diesen herrlichen Vergnügungen theilnehmen. Oft lachte ich darüber, aber häufig war es mir unangenehm und zuwider.“ Sehr begreiflicher Weise. Die junge schöne Frau sagte in Bezug auf diese absonderlichen ehelichen Freuden später sehr naiv oder aber sehr witzig: „Il me semble, que j'étais bonne pour autre chose.“ Nachmals behelligte der von der Maitressensucht des Jahrhunderts ebenfalls ergriffene Großfürst Peter seine Frau in anderer Manier. Wenn er nämlich Nachts betrunken das eheliche Lager bestieg, weckte er seine schlafende Gemahlin mit Faustschlägen, um ihr die Reize seiner Maitresse im Detail zu schildern. Wenigstens erzählt dies Katharina. Inzwischen war der Czarin Elisabeth in einem ihrer wenigen nüchternen Momente eingefallen, daß für die Sicherstellung der Thronfolge zu sorgen sei, und da der Großfürst unfähig schien, dies zu bewerkstelligen, so wurde auf der Czarin Befehl durch die Obergouvernante der Großfürstin, Frau Tschoglokoff, ein Anderer dazu angeleitet, das Nöthige vorzukehren. Die Memoiren Katharina's lassen es unklar, wer dieser Andere gewesen sei, ob Sergius Soltikoff, Zachar Tschernitscheff oder Leo Narischkin. In Gegenwart des Letzteren äußerte der Großfürst gegen seine Freunde: „Der Himmel weiß, woher meine Frau schwanger geworden ist; ich bin durch-

aus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört.“ Narischkin machte der Großfürstin eilends Meldung und Katharina wußte es mittelst einer kühnen List dahin zu bringen, daß ihr Gemahl es nicht mehr wagte, so bedenkliche Zweifel zu äußern[176]). Aber als er den Czarenthron bestiegen hatte, befand er sich in offenem Krieg mit seiner Frau. Auf wessen Seite der Sieg sein würde, konnte nicht zweifelhaft erscheinen. Es war einer der verhängnißvollsten Tage des Jahrhunderts, jener Julitag von 1762, als Katharina von Petersburg gen Peterhof rückte, um ihren rathlosen und verrathenen Gemahl zu entthronen, an der Spitze der zu ihr übergetretenen Garden in Uniform auf einem weißgrauen Tigerhengst reitend, das Band des Andreasordens umgehängt, auf den fliegenden Haaren einen Soldatenhut mit einem Eichenzweig. Weiter brauchen wir ihre Laufbahn nicht zu verfolgen. Sie gehört der Weltgeschichte an. Das richtigste, wenn auch

---

176) Mémoires de l'imperatrice Catherine II., écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1858. Memoiren der Kaiserin Katharina II. Autoris. deutsche Ausg. Hannover 1859. S. 13, 15, 21, 36, 40, 41, 43, 49, 74, 119, 164, 170, 273. Ueber die Echtheit des Buches vgl. Sybel's Histor. Zeitschr. Heft I und Allg. Zeitung 1859, Beil. zu Nr. 25 fg. und Nr. 97. Sugenheim hat in seiner Schrift „Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland“ (I, 322 fg.) mit viel kombinatorischem Scharfsinn die Hypothese aufgestellt und verfochten, Katharina II. sei eine natürliche Tochter Friedrich's des Großen gewesen.



ungalant genug lautende Urtheil über sie dürfte das von Lord Byron gesprochene sein und bleiben [177]).

Zur selben Zeit, wo an der Newa eine deutsche Prinzessin durch alle Schlangengänge der Verstellungskunst hindurch dem Thron Peter's des Großen zustrebte, hat an der Ilm eine andere deutsche Fürstentochter, Amalia von Braunschweig, schon als Achtzehnjährige die Wittwe des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar geworden, durch Berufung Wieland's zum Erzieher ihres älteren Sohnes Karl August den Grund zum „Weimarer Musenhof" gelegt und hiedurch, wie überhaupt durch ihr Walten voll Freisinn und Humanität, sich ein Andenken gestiftet, das für und für zu den gesegnetsten in unserem Lande gehören wird. Wie viel sie für die deutsche Kultur gethan, indem sie ihrem trefflichen Sohn und Nachfolger die Wege wies und ebnete, auf welchen vorschreitend er das kleine Weimar zur geistigen Metropole Deutschlands machte, wie sie die Besten ihrer Zeit zu sich heranzog, ihr Geist, ihre Lebenskunst, endlich ihr herrliches Selbstbekenntniß („Meine Gedanken" [178]) — das Alles steht fest in der Erinnerung jedes Gebildeten. Als sie am 10. April 1807 gestorben, schrieb ihr Freund Wie-

177) . . . . In Catherine's reign, whom glory still adores,
As greatest of all sovereigns and whores. Don Juan, VI, 92. Vgl. meine „Drei Hofgeschichten", wo ich S. 1—106 eine einläßliche Charakteristik Katharina's als Weib und Herrscherin gegeben habe.

178) Abgedr. in Rugo's „Erinnerungen Weimars" und in Schloenbachs „Zwölf Frauenbilder aus der Göthe-Schiller-Epoche." Die Originalhandschrift befindet sich auf der Weimarer Staatsbibliothek.

land in seinem tiefen Seelenschmerz an Böttiger: „Sie war in ihrer Art so gut die Einzige als Friedrich der Zweite in der seinigen“ — und schloß Göthe seine Gedenkrede auf die Vollendete mit den schönen Worten: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.“

Auf Karl Augusts edle Gattin Luise, die Tochter der großen Landgräfin, paßt genau, was Schiller seinen Posa von der Königin Elisabeth sagen läßt: — „Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht, mit festem Heldenschritte wandelt sie die schmale Mittelbahn des Schicklichen.“ Nachdem sie sich erst an dem Hofe von Weimar, wo bei ihrer Ankunft die Kraftgenialität saus'te und braus'te, zurechtgefunden, nahm sie die würdigste Stellung ein, ihr mitunter stark vortretendes Standesgefühl durch eine unermüdlich werkthätige Herzensmilde zügelnd, geräuschlos alles Gute und Schöne fördernd, schlichtend, versöhnend und begütigend überall eingreifend, wo es noththat. Im Verhältnisse zu ihrem Gemahl hat sie, namentlich später, in Betreff seiner Beziehungen zu der schönen Schauspielerin Karoline Jagemann, eine Resignation, ja eine neidlos-hülfreiche Liebe bewährt, zu

welcher nur edelste Weiblichkeit sich zu erheben vermag. Es war ihr Leben lang etwas Jungfräuliches in ihr. Jene maßvolle Würdigkeit bezeichnete ihr Wesen, welche Göthe im Tasso der Prinzessin anschuf, die er ja nach dem Bilde der Herzogin geformt hat. Und wie treu hing sie an Allen, die sie achtete und liebte! So hat sie, obgleich der französischen Revolution gram, Knebels oft sehr rücksichtslos sich äußernde Schwärmerei dafür freundlich geduldet; so mischte sie bei Schillers Hingang ihre Thränen mit denen seiner Wittwe. Frau von Staël urtheilte nach ihrem Besuche in Weimar über die Herzogin: „Sie ist das wahre Muster einer von der Natur zum höchsten Range bestimmten Frau. Ohne Anmaßung wie ohne Schwachheit, erweckt sie in gleichem Grade Vertrauen und Ehrfurcht. Der Heldensinn der ritterlichen Zeiten wohnt in ihrer Seele, ohne sie der Sanftmuth ihres Geschlechtes zu berauben [179]." In Wahrheit, es war mehr, viel mehr als eine höfliche Phrase, wenn die enthusiastische Tochter Neckers der Frau Karl August's Heroismus zuschrieb. Die Herzogin bewährte solchen in der jammervollen Zeit nach der Schlacht bei Jena. Da

---

179) Ich erinnere gelegentlich daran, daß Frau von Staël in ihrem berühmten Buch De l'Allemagne über die Frauen unseres Landes den Ausspruch that: „Die deutschen Frauen haben einen Reiz, der ihnen eigenthümlich ist, einen süßen Ton in ihrer Stimme, blonde Haare, einen blendenden Teint. Sie sind bescheiden, ihre Gefühle sind wahr, ihr Benehmen ist einfach. Ihre sorgfältige Erziehung und die ihnen natürliche Reinheit der Seele bewirken den Zauber, den sie ausüben."

ist sie, während alle Schrecken französischer Plünderung auf der Stadt Weimar lagen, dem zürnenden Sieger mit ruhiger Würde entgegengetreten und hat dem Brutalen Achtung abgezwungen. Eine schwere, vielleicht die schwerste Stunde im Leben der trefflichen Frau, als sie, während ihr Gemahl noch bei der geschlagenen preußischen Armee stand und alle übrigen Glieder der herzoglichen Familie aus Weimar geflohen waren, am 15. Oktober 1806 den vom Schlachtfeld von Jena kommenden Napoleon oben an der Schloßtreppe empfing. „Qui êtes-vous, Madame? — fuhr er sie an. Je vous plains, j'écraserai votre mari." Welche Selbstüberwindung mußte es der Herzogin kosten, nach dieser verletzenden und entmuthigenden ersten Begegnung den Versuch zu machen, den Gewaltigen milder zu stimmen gegen das weimarer Land und dessen Fürsten. Sie that es in einer Audienz am folgenden Tage und that es mit Erfolg. Bei dieser Gelegenheit sagte Napoleon in seiner theatralischen Manier zu ihr: „Glauben Sie mir, Madame, es gibt eine Vorsehung, welche Alles leitet; ich bin nur das Werkzeug derselben" — und nach der Zusammenkunft mit der Herzogin äußerte der Eroberer gegen sein Gefolge: „Das ist eine Frau, welcher unsere zweihundert Kanonen keine Furcht einzuflößen vermochten." Acht Tage später sagte er zu Potsdam dem weimarischen Unterhändler Müller: „Ihre Herzogin hat sich sehr standhaft bewiesen; sie hat meine ganze Achtung gewonnen [180]." Aber weder

180) Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13, S. 2, 4, 28.

Karl August noch Luise glaubten an das „Werkzeug der Vorsehung.“ Es gereicht dem Herzog von Weimar und seiner Gemahlin zu hoher Ehre, daß sie sich nie und nimmer zu jener Unterwürfigkeit gegen Napoleon herbeiließen, durch welche so viele deutsche Fürsten und Fürstinnen so sehr sich erniedrigt haben. Und sie beschränkten sich nicht darauf, für ihre Personen einen edlen Stolz zu wahren, sondern sie bemühten sich auch, in einer Zeit, wo der Untergang Deutschlands besiegelt schien, jenen vaterländischen Geist mit zu pflegen und zu stärken, welcher den großen Aufschwung von 1813 herbeiführte[181]).

Die Zeit der Befreiungskriege hat überhaupt manches unverwelkliche Blatt in den Ehrenkranz des deutschen Frauenthums gewunden. Ohne die lebhafteste Betheiligung der Frauen und Jungfrauen an der großen Sache wäre eine Begeisterung, wie sie damals die Herzen der Männer und Jünglinge schwellte, kaum denkbar gewesen.

---

181) Ein damaliger Vertrauter des herzoglichen Paares, der nachmalige preußische General Fr. K. Ferd. v. Müffling, erzählt („Aus meinem Leben“, S. 21): „Der geheime Plan des Herzogs K. A. v. Weimar ging dahin, so wie seine Residenz bisher der Centralpunkt Deutschlands für Kunst und Wissenschaft war, sie nun auch zum Centralpunkt der deutschen Freiheit zu machen, soweit die Verhältnisse es gestatteten. Ich war in dieser Beziehung neben seiner würdigen, so hoch verständigen Gemahlin der einzige Vertraute des Herzogs und dieser Zustand ist geblieben, bis i. J. 1813 der Krieg wieder ausbrach. Von Weimar aus wurden die Schwachen ermuthigt, wurde der Haß gegen den Tyrannen genährt und Manches ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 sich als echtdeutsches Element zeigte.“

Die Berlinerinnen gingen mit dem Beispiel einer aufopfernden Mühwaltung für die zum Kampfe Ziehenden und die Opfer desselben voran[182]). Nach ihrem Vorgang entwickelten die Frauen überall einen tiefeingreifenden und höchst wohlthätigen Eifer. Mütter schickten ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder, Bräute ihre Bräutigame in den heiligen Krieg. Reiche Damen opferten dem vaterländischen Bedürfnisse ihr Silberzeug und ihren Schmuck, arme Mädchen ihre Sparpfennige. Viele, sehr viele holten sich als liebreiche Pflegerinnen der Verwundeten in der Lazarethluft den Tod. Sittsame Mädchen wurden von dem erhebenden Zeitsturm über die Bedenklichkeiten ihres Geschlechts so weit hinausgerissen, daß sie mitten im Schlachtgrausen den Kämpfern Munition oder Erfrischungen zutrugen und auch selber zur Büchse und zum Säbel griffen, um gegen den Feind des Vaterlandes zu fechten. So Johanna Stegen, Johanna Lüring, Lotte Krüger, Dorothea Sawosch, Karoline Petersen und jene, wie ihre Mitstreiterinnen, von Rückert schön gefeierte Prohaska, welche in der lützow'schen Freischar so wacker mitkämpfte und deren Geschlecht erst kund

---

182) Niebuhr schrieb unter'm 21. Dezember 1813 aus Berlin: „Das Betragen der Frauen ist ehrwürdig. Hunderte entsagen nicht nur jedem Vergnügen, sondern selbst der genaueren Sorge für ihren Hausstand, um in den Lazarethen zu verwalten, zu kochen, zu pflegen, Wäsche zu flicken, Geld und Bedürfnisse herbeizuschaffen, die Miethlinge zu kontroliren und zur Pflicht anzuspornen. Manche sind schon der Raub des Nervenfiebers geworden." Lebensnachrichten, I, 575.

wurde, nachdem sie in dem siegreichen Gefecht bei der Görde (16. September 1813) tödtlich verwundet worden[183]. Ja, die große Zeit fand auch die deutschen Frauen groß[184].

---

183) Ein Mitkämpfer bei der Görde, F. Heydrich, erzählt (Pröhle, Jahn's Leben, S. 108): „Unter den Schwerverwundeten waren Lützow und das Heldenmädchen Prohaska. Als die Letztere, noch unentdeckt wegen ihres Geschlechts, nach beendigtem Gefecht auf dem Schlachtfeld verbunden werden sollte, indem eine Kugel ihr den Oberschenkel zerschmettert hatte, wollte sie dieses nicht zugeben, sondern verlangte erst den Feldwebel ihrer Abtheilung zu sprechen, und als dieser herbeikam, ergab es sich, daß, allen verborgen, unter dem Waffenschmuck ein Frauenzimmer mit Namen Prohaska den Sieg mit hatte erringen helfen, was allgemeines Erstaunen und Bewunderung wegen ihres Heldenmuthes und ihrer Ausdauer in Ertragung der Beschwerden des Krieges erregte." Die Verwundete starb drei Tage später zu Danneberg. Sie ward in Begleitung der Jungfrauen und der ganzen Bürgerschaft des Städtchens beerdigt und wurde ihr in der Kirche ein Denkmal gesetzt. — Da hier gerade von Heldinnen die Rede ist, so sei auch noch der „siebzehnjährigen, schönen, guten", von Göthe besungenen Johanna Sebus gedacht, welche zwar nicht in einer Schlacht gefallen, aber doch einen heldischen Tod gestorben, indem sie beim Eisgang des Rheins am 13. Jaunar 1809 erst ihre Mutter aus den Fluten rettete und dann bei dem hochherzigen Versuche, auch eine Nachbarin und deren Kinder zu retten, in den Wogen unterging.

184) Zwar ungern, aber zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit und zur Warnung muß ich doch anmerken, daß freilich auch sehr unrühmliche Ausnahmen vorkamen. Der nachmalige preußische General Ludwig von Reiche war, wie er in seinen Memoiren (II, 4) erzählt, im November 1813 mit dem Generalstab des bülow'schen Korps in Nörten einquartirt, einem Gut der gräflich hardenberg'schen Familie unweit Göttingen. Der Hausherr war

Aber wie dürfte von der Zeit der Unterjochung Deutschlands durch Napoleon und von der Abschüttelung des französischen Joches die Rede sein, ohne daß jener hochherzigen königlichen Frau gedacht würde, auf welche während der Schmachperiode Tausende als nach einem tröstlichen Sterne blickten und welche, viel zu frühe schon am 19. Juli 1810 hingegangen, in der Brust von Tausenden, die 1813 in den Kampf zogen, als eine verklärte Heilige begeisternd lebte? Luise von Mecklenburg, im Dezember 1793 an den Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm III. vermählt, nimmt in der deutschen Sittengeschichte schon darum eine unvergängliche Ehrenstelle ein, weil das musterhafte Beispiel, welches sie als Gattin, Hausfrau und Mutter gab, außer-

Hof- und Jägermeister am Jerome'schen Hof in Kassel gewesen, — an jenem Hof, an dessen Ausschweifungen leider nur allzu manche deutsche Dame sich betheiligt hatte. „Die jüngeren Töchter des Hauses äußerten sich bei der Abendtafel mit der eingetretenen Veränderung der Dinge wenig zufrieden, indem sie meinten, daß Kassel fortan ein sehr langweiliger Ort sein würde; man hätte sich dort gar zu sehr amüsirt." Ein sehr bedenkliches Zeugniß legte auch Gneisenau ab, indem er am 2. Mai 1809 von Glatz aus an seine Frau schrieb: „Arme deutsche Nation, die nur durch ihre Fürsten untergeht! Ihr schlesischen Frauen bekommt dann eure alten Freunde (die Franzosen) wieder zu sehen; denn ableugnen könnt ihr es nicht, daß ihr, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, eine große Vorliebe für diese Fremdlinge habt und darum eure weibliche Würde aufopfertet." Pertz, Leben Gneisenau's, I, 495. Unmittelbar nach den Befreiungskriegen entblödete sich eine deutsche Fürstin (Pauline von Lippe-Detmold) nicht, gegen Helmina von Chezy („Unvergessenes", II, 153) zu äußern: „Die Zukunft wird beweisen, daß der große

ordentlich reinigend und erfrischend auf die verdorbene, ja verpestete und verpestende sittliche Atmosphäre gewirkt hat, welche zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts am preußischen Hof und in der preußischen Hauptstadt herrschte und von da weithin wirkte. Es ist wahrlich nichts Kleines gewesen, nach und bei der furchtbaren Zerrüttung des Familienlebens in den vornehmen Kreisen wieder einmal ein Königspaar im reinen und schönen Styl der deutschen Familienhaftigkeit mitsammen leben zu sehen, und man darf kühn behaupten, daß ohne die moralische Reinigung, welcher die berliner Gesellschaft nach dem Vorbild dieses königlichen Haushalts sich unterzog, die Erhebung Preußens im Jahre 1813 unmöglich gewesen wäre. Vieles, wohl sehr Vieles würde auch später anders und besser gekommen sein als es kam, wenn Friedrich Wilhelm III. seinen guten Genius Luise nicht allzu frühe verloren hätte. Denn der sanfte Einfluß dieser hochbegabten und liebenswürdigen Frau war unwiderstehlich und sie wollte nur das Gute und Rechte. Ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre zartsinnige Güte gewannen ihr alle Herzen. Männer, die sonst nur zum Tadeln, selten und widerwillig zum Anerkennen bereit waren, haben ihr mit Begeisterung gehuldigt [185]). Selbst der übermüthigste

Mann (Napoleon) recht hatte und daß ihm die Menschen unrecht gethan. Die Deutschheit ist ein Unding. Der letzte Krieg war eine Gewaltthätigkeit, die durch Nichts zu rechtfertigen ist." Vgl. über das Verhalten der deutschen Frauen zur Befreiungskriegszeit mein Buch: „Blücher; seine Zeit und sein Leben", III, 80 fg.

185) Der Verfasser der „Vertr. Briefe über d. inneren Ver-

der Sterblichen, der Sieger Napoleon, mußte ihr, die er als seine Feindin kannte und haßte, Achtung und Bewunderung zollen, sobald er sie gesehen und gesprochen [186]). Vielseitig gebildet und voll Theilnahme für das Schöne und Ewige, hat die Königin Schiller und Jean Paul geliebt, Göthe geehrt. Noch bevor die große Katastrophe von 1806 die Verrottung und Unhaltbarkeit der bisherigen Staats- und Gesellschaftsmaximen nachgewiesen, legte Luise bei jeder Gelegenheit eine aufgehellte, ge-

hältnisse am Preuß. Hofe" sagt (I, 101): „Die Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. hatte von der Natur Alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden kann. Die schönste Königin und eine noch schönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichsten Verstande. Es war nicht der geringste Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen desselben, eine Anhänglichkeit an seine Person, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Luise's, die bestimmt zu sein schien, den König glücklich zu machen und der Nation das Muster einer Ehefrau zu geben, wie sie sein sollte." Der Ritter von Lang, wie der eben angezogene Autor ein schärfster Urtheiler über Menschen und Dinge, äußert in seinen Memoiren (II, 44) über die Königin: „Das war nun freilich eine Frau, die wie ein ganz überirdisches Wesen vor Einem schwebte, in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredtsamkeit, mit der sie Allen die Stralen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß Jeder, wie in einen zauberischen Traum versetzt, von diesem lebendigen, regsamen Feenbilde entzückt war."

186) Nach der ersten Zusammenkunft mit der Königin zu Tilsit sagte Napoleon zu Talleyrand: „Ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde; aber ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden."

rechte und humane Sinnesweise an den Tag, mitunter zu nicht geringer Beschämung junkerlicher Ausschließlichkeit und Bornirtheit [187]). Mit einer Würde, wie sie nur aus einem reinen und hochgesinnten Gemüthe zu schöpfen ist,

---

187) Es sind hierüber mehrere wohlbezeugte Anekdoten im Umlauf. Eine sehr bezeichnende erzählt der Bischof Eylert („Charakterzüge und histor. Fragmente a. d. Leben Friedrich Wilhelm's III.", Bd. 2, S. 63) aus dem Mund eines Ohrenzeugen so: — Bei einer großen Cour in Magdeburg wurde der Königin die ihr noch ganz unbekannte, bürgerlich geborene Gemahlin des damaligen Majors v. N. vorgestellt. Die Königin fragte unbefangen die früher noch nie gesehene junge Frau: „Was sind Sie für eine Geborene?" Aengstlich und verlegen in dieser ihr bis dahin ganz unbekannten Sphäre, zum ersten Mal vor einer Königin stehend, antwortete kaum hörbar die beklommene junge Frau mit zitternder Stimme: „Ach, Ihro Majestät, — ich bin gar keine — Geborene." Ein spöttisches, höhnendes Lächeln zuckte auf den Gesichtern der meisten andern Damen. Dies würde die Königin, als nicht bemerkt, mit Stillschweigen haben hingehen lassen; da sie aber hören mußte, daß eine nicht fern stehende Dame vornehmer Abkunft leise zu ihrer Nachbarin sagte: „Also eine Mißgeburt!" da fühlte die Königin ihr rein menschliches, sittliches Gefühl verletzt und konnte und durfte nicht schweigen. Angeregt, hob sie, wie sie zu thun pflegte, ihr schönes, lockiges, mit einem Diadem geschmücktes Haupt und in hoher, hervorragender Gestalt heiter umherschauend dastehend sprach sie, Allen im großen Audienzsaale hörbar: „Ei, Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck „von Geburt sein," wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von

ging sie durch die Schule des Unglücks. Auf der jammervollen Flucht vom Schlachtfeld von Jena durch Berlin nach Königsberg hörte ihre Umgebung sie jenes tiefsinnige und trostvolle göthe'sche Wort sprechen, daß nur der Unglückliche die himmlischen Mächte kenne. In jener schweren Zeit schrieb sie eine Reihe von gedankenvollen, herrlichen Briefen, worunter der allbekannte an ihren Vater, in welchem sie es aussprach, daß Preußen auf den Lorbeern Friedrich's des Großen eingeschlafen gewesen, nicht mit der neuen Zeit fortgeschritten und deßhalb von ihr überflügelt worden sei; aber auch, daß sie, obzwar für ihr Leben Nichts mehr hoffend, an der Zukunft des Vaterlandes nicht verzweifle, weil sie fest an eine „sittliche Weltordnung" glaube. Sie sollte die ruhmreiche Bewährung ihres Glaubens nicht mehr erleben, aber ihr Andenken wird nie erlöschen und ihre Ruhestätte im Schloßgarten zu Charlottenburg ist ein geweihter Ort.

---

guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, Frau Majorin. daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen, und wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur allein im Herzen liegt."

Siebentes Kapitel.

Frauen und Dichter.

Berühmte Frauen. — Künstlerinnen, Gelehrtinnen und Dichterinnen. — Die Fürstin von Gallizin. — Elise von der Recke. — Frau von Krüdener. — Klopstock der Rehabilitator des Idealismus der Liebe. — Die Kehrseite. — Wieland und die Frauen. — Lessing. — Der Hainbund. — Voß und Ernestine. — Bürger und Molly. — Die Epoche der Empfindsamkeit. — Karoline Flachsland. — Lavater und die Frauen. — Die Kraftgenialität. — Göthe und Schiller. — Jean Paul und Charlotte von Kalb. — Hölderlin und Diotima. — Die Romantiker. — Novalis. — Kleist und Adolfine. — Körner und Toni. — Rahel und Bettina. — Immermann und Elisa. — Charlotte Stieglitz. — Lenau und Sophie. — Grabbe. — Schefer und Friederike. — Johanna Kinkel. — Schluß.

„Nach Sitte zu streben“ — „Das Szepter der Sitte zu führen“, darein haben die beiden erlauchtesten Geister deutscher Nation übereinstimmend die Bestimmung des Weibes gesetzt. Alles Beste, Schönste, Heilsamste, was eine Frau sinnen und thun mag, vollzieht sich in dem Bereiche der Sittlichkeit. Auch in Frauen wohnt der Genius und vermöge desselben ist es einzelnen gegeben, der

empfangenden, bewahrenden, pflegenden und erhaltenden Eigenschaft des Weibes auch die schaffende des Mannes zu gesellen, wennschon immer in geringerem Maaße und ohne wirkliche Originalität, weil es dem Weibe schlechthin unmöglich ist, sich völlig objektiv der Welt gegenüber zu stellen. Aber wehe der Frau, welche bei dem Versuche, dem Manne zufallende Aufgaben zu lösen, der sittlichen Grazie vergißt. Sie bringt es dann, und möge sie sich sogar einen weltgeschichtlichen Namen erwerben, doch nur dazu, in ihrer Person ein unerquickliches Zwitterding darzustellen, wie die Semiramisse und Zenobien alter und neuer Zeit beweisen. Es liegt ein tiefer Sinn, das richtigste Gefühl für das Schickliche in dem achselzuckenden Volkssprüchwort von den Frauen, welche „die Hosen anhaben". Das Weib soll kein Mann sein wollen oder es wird zur Karikatur. Der Mann gilt durch edles und großes Thun, die Frau durch schönes Sein. Und zu schönem Sein vermag jede Frau in ihrer Sphäre sich hinaufzuläutern: sie braucht nur den sittlichen Instinkt, welchen die Natur in sie gelegt, walten zu lassen. Sie bedarf nicht der Reflexion, um das Rechte zu treffen, die Naturnothwendigkeit leitet sie dazu. Zu jeder Zeit haben die Frauen mitgewirkt an dem Gewebe der Weltgeschichte, am förderlichsten jedoch dadurch, daß sie, indem sie rechte Frauen waren, die Männer befähigten, rechte Männer zu sein.

Ein Geschichtschreiber der deutschen Frauenwelt hat die Genugthuung, sagen zu können, daß weitaus die Mehrzahl der berühmten Frauen, an welchen unser Land im

vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert so reich gewesen, war und ist, der ewigen Gesetze edler Weiblichkeit nicht vergessen hat. Hielten wir ein trockenes Registriren für ersprießlich, so könnten wir hier viele Seiten mit Namen von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen anfüllen; allein es reicht für unseren Zweck aus, auf einzelne charakteristische Erscheinungen flüchtig hinzuweisen. So auf die berühmte, aus dem bregenzer Wald stammende, i. J. 1741 zu Chur geborene, 1807 zu Rom gestorbene Malerin Angelika Kaufmann, welche besonders im Portraitfach die große Wendung vom Zopfstyl zur modern-klassischen Richtung mit herbeiführen half; so auf die Sängerinnen Korona Schröter, eine Flamme Göthe's, Charlotte Häser, Pauline Milder, Henriette Sonntag, Wilhelmine Schröder-Devrient. Auf den Ruhm, gelehrte Frauen im besten Sinne des Wortes zu sein, hatten im vorigen Jahrhundert gerechten Anspruch Luise Adelgunde Viktoria Kulmus, des wohlmeinenden, steifleinenen Pedanten Gottsched geistvolle und liebenswürdige Gattin, welche zuerst in Deutschland einen literarischen Salon hielt, und Dorothea Schlözer, des berühmten Publizisten streng unterrichtete Tochter, welche die philosophische Fakultät zu Göttingen i. J. 1787 zum Doktor kreirte. Die gediegenste wissenschaftliche Schriftstellerin unserer Zeit ist ohne Frage die unter dem Autornamen Talvj bekannte Therese Adolfine Luise Jakob, geboren 1797 zu Halle. Ihre Verdeutschung der serbischen Volkslieder, ihre Untersuchungen der slavischen Sprachen, der germanischen Volkspoesie, der Echtheit oder vielmehr Unechtheit Ossians,

endlich ihre Geschichte der Kolonisation von Neu-England sind bleibende Leistungen. Die unabsehbare Reihe deutscher Dichterinnen neuerer Zeit eröffnete in der Rococoperiode Luise Karsch, deren zu seinem Lobe aufgewandte Musenkunst Friedrich der Große bekanntlich sehr unköniglich mit zwei Thalern honorirte. Eine Enkelin von ihr war Helmina von Chezy, deren vielumgetriebenes Leben einen interessanteren Roman ausmacht als irgend einer der von ihr geschriebenen ist. Die Ahnmutter aller deutschen Romandichterinnen aber ist Marie Sophie Laroche, welcher wir noch weiterhin begegnen werden. Sie war 1731 zu Kaufbeuren in Schwaben geboren und starb 1807 zu Offenbach. Ihre jetzt gründlich verschollene „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ (1771) war einst ein Buch von europäischer Berühmtheit. An schriftstellischer Fruchtbarkeit haben später nur noch ganz wenige Frauen mit ihr zu wetteifern vermocht. Am nächsten ist ihr Karoline Pichler gekommen, auch im Erfolg, der jetzt allerdings auch schon wieder so ziemlich ein verschollener ist.

Andere literarisch gebildete oder literarisch selbstthätige Frauen haben vermöge einer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung am Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts auf die Kulturbewegung einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. So jene Fürstin Amalia von Gallizin, welche zu Münster eine Art mystisch-philosophischen Hofes hielt, an welchem die Hemsterhuis, Fürstenberg, Hamann, Jakobi und Stolberg verkehrten und auf welchen freilich ein Mann wie Voß mit Abneigung und Argwohn blickte, als auf einen Sammelpunkt der

„Dunkler“. So ferner Elise von der Recke, eine der ersten deutschen Frauen, welche das Reisen und Reisenbeschreiben zu einer Kunst ausbildeten, dieselbe Elise, welche erst eine Verehrerin und dann die Entlarverin des großen Schwindlers Cagliostro war und zuletzt die Muse und Pflegerin des Urania-Sängers Tiedge gewesen ist. Endlich dürfte auch noch die berühmte oder, wenn man will, berüchtigte Juliane von Krüdener hierher gehören, die, von Geburt eine Vietinghoff aus Kurland, zweideutig genug zwischen einer Russin und einer Pariserin, zwischen einer Buhlerin und einer Büßerin, zwischen einer politischen Intrikenspinnerin und einer religiösen Schwärmerin schillerte, von unstillbarer Unruhe und einem rastlos tastenden Ehrgeiz verzehrt den französisch geschriebenen Roman „Valerie“ (1804) veröffentlichte, welcher die in den vornehmen Kreisen am Wendepunkte von zwei Jahrhunderten herrschende Stimmung sehr ausdrucksvoll manifestirt, dann eine Zeitlang als Mystagogin des Czaren Alexander I. einen großen Stand hatte, hierauf von der Polizei sehr ungalant gestörte Missionsfahrten durch Europa unternahm und schließlich 1824 in der Krim starb, wo sie eine Kolonie im krüdener'schen Sinne hatte gründen wollen [188]).

---

188) Die Krüdenerei war nur eine der zahlreichen Erscheinungsformen der Reaktion des romantischen Ungeists der Verdunkelung und Verknechtung gegen den emanzipativen Geist des 18. Jahrhunderts. Die Maria-Magdalena-Juliane, welche sich dem russischen Czaren i. J. 1815 auf seinem Wege nach Paris in Heidelberg anzugaukeln gewußt hatte und dann in der französischen

Von dieser Erscheinung, in welcher sich mit den Traditionen des Pietismus der Zopfzeit, dem Gefühlsüberschwang der Sturm- und Drangperiode und der Lockerheit der Direktorialepoche der schon ganz moderne Anklang eines mystisch-prophetischen Sozialismus wunderlich verbindet, wenden wir uns rückwärts zu dem eigentlichen Thema dieses Kapitels, zur Betrachtung der auserwählten

---

Hauptstadt ihre Gastrollen als Konventikelpriesterin gab, konnte für die Sibylle der traurigen Epoche gelten, welche mit der Restauration des Bourbonismus anhob. Im Uebrigen fehlten diesem Spektakel der Frömmelei auch die komischen Intermezzi nicht. Ein solches ist das folgende, in den „Souvenirs, tirés des papiers de Madame Récamier“, 1859, I, 286, erzählte. „Madame de Krüdener prit en grande compassion Benjamin Constant qu'elle avait connu en Suisse et qu'elle retrouvait à Paris accablé sous le poids d'une réprobation universelle — (welche Verdammung bekanntlich nur allzu gerecht war, denn der liberale Matador hatte sich während der „Hundert Tage“ ganz als der Lump benommen, welcher er gewesen ist). Un soir, à l'une des réunions les plus nombreuses de ce bizarre sanctuaire (dans un hôtel du Faubourg Saint-Honoré) la prière était déjà commencée (c'était M. Krüdener qui habituellement l'improvisait et elle ne faisait pas sans éloquence), tous les assistans étaient à genoux. Benjamin Constant comme les autres. Le bruit d'une personne qui survenait lui fait lever la tête, et il reconnait Madame la duchesse de Bourbon. Les regards de la princesse tombent sur le publiciste, et le voilà qui, par embarras de l'attitude et du lieu où il est surpris, inquiet de l'impression que la duchesse ne pouvait manquer d'en recevoir, se prosterna bien davantage, de sorte que son front touchait quasi la terre; en même temps il se disait: A coup sur, la princesse doit penser et se dire: „Que fait là cet hypocrite?“

Frauen, welche als Geliebte, Lebensgefährtinnen und Freundinnen unserer großen Dichter so viel dazu beitrugen, die Mission dieser edlen Geister gelingen zu machen, und deßhalb den innigen Dank unseres Landes, ja der ganzen gebildeten Welt sich verdient haben. Auf Vollständigkeit in Namen und Zahlen oder auf Detailschilderungen geht die nachstehende Vergegenwärtigung der in Frage stehenden Verhältnisse nicht aus. Doch wird sich manches für die deutsche Frauengeschichte Charakteristische darein verweben und wird sich daneben der Beweis führen lassen, daß es bis zur Gegenwart herab Frauencharaktere gegeben, die nicht unwürdig sind, jenen zur Seite gestellt zu werden, welche die Glanzperiode unserer Literatur geschmückt haben und denen dieselbe vielfach ihre besten Inspirationen verdankte.

Die rohmaterielle, gemeinsinnliche Auffassung der Liebe, welcher wir im 17. Jahrhundert begegnet sind und welche wir dort in der Literatur einen entsprechenden Ausdruck voll gedunsener Lüsternheit und schwülstiger Schlüpfrigkeit finden sahen, hat sich zwar noch ins 18. Jahrhundert hereingezogen, doch nicht, ohne schon an der Schwelle desselben auf eine Opposition zu stoßen, die sich mehr und mehr steigerte und läuterte. Der brutalen Ansicht von den Frauen als bloßen Lustwerkzeugen gegenüber nahm eine edlere das Wort, welche nicht allein die Männer zur Achtung vor der Würde des weiblichen Geschlechtes mahnte, sondern auch dem letzteren wieder Selbstachtung einflößte. Zur nämlichen Zeit, wo die galanten Herren und Damen der deutschen Höfe an einem früheren

Ortes berührten frechen Reimwerk des Herrn von Besser („die Schooß der Geliebten") bewundernd sich ergötzten, schrieb ein anderer Hofdichter, Herr von Caniß, seine Trauerode auf den Tod seiner Gattin Dorothea von Arnim und legte darin den Accent auf die Tugenden der Heimgegangenen als Gattin, Hausfrau und Mutter. Weit inniger schon trat diese Anerkennung edler Weiblichkeit in dem Klageliede hervor, welches vierzig Jahre später (1736) Albrecht von Haller auf das Grab seiner „geliebten Frau Marianne" niederlegte. Aber die große Wendung von der materialistischen Anschauung und Behandlungsweise des Verhältnisses von Mann und Weib zur idealistischen trat erst mit und durch Klopstock ein. Dieser Dichter, welcher wie ein priesterlicher Seher in seiner Zeit dastand und als solcher von ihr verehrt wurde, war wie der Wiederhersteller der sittlichen Würde der Poesie so auch der Rehabilitator des Idealismus der Liebe. Er führte in die Beziehungen der beiden Geschlechter den Seelenschwung, den Zartsinn, den religiösen Enthusiasmus zurück. Er feierte zuerst wieder in vollen Brusttönen das Göttliche im Weibe, legte den deutschen Mädchen „Vaterlandslieder" auf die Lippen und sah in der Geliebten ein höheres Wesen, welchem Gemeines nicht nahen dürfe[189]). Seine glühende Jugendliebe für Fanny Schmidt fand keine Erwiederung; aber vollen, wenn auch allzu kurzen Ersatz für dieses versagte Glück

189) Sie ist jugendlich schön, nicht wie das leichte Volk
Rosenwangiger Mädchen ist.

gab ihm seine Ehe mit Margaretha Moller, die er unter dem Namen Cidli so hoch gefeiert hat.

Indessen lag in dem durch Klopstock gepflegten und zur Geltung gebrachten Idealismus der Liebe die Gefahr einer Gefühlsüberspannung, welche in die Liebes- und Freundschaftsverhältnisse bald eine Empfindsamkeit, Empfindseligkeit, Empfindelei brachte, die allen wirklichen Lebensgehalt zu verflüchtigen drohte, eine thränenselige Schwärmerei, die in dem vielberufenen Miller'schen „Siegwart" gipfelte, einem Buch, welchem die zweideutige Ehre zukommt, die Thränendrüse zu einem poetischen Hauptmotiv gemacht zu haben. Seltsam genug sollte gerade ein Poet, welcher später durch seine heitersinnliche, mitunter stark ins Lockere fallende Behandlungsweise der Liebe den Ausschreitungen der Sentimentalität eine Schranke setzte, in seiner Jugend die ganze Ueberstiegenheit der empfindsamen Zeitstimmung durchmachen. Wielands Verhältniß zu Sophie Gutermann war ein gelebter

---

Die gedankenlos blüh'n, nur im Vorübergeh'n
Von der Natur und im Scherz gemacht;
Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtig
Triumphirenden Götterblicks.

Sie ist jugendlich schön, ihre Bewegungen
Sprechen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens; und werth, werth der Unsterblichkeit
Tritt sie hoch im Triumph daher,
Schön wie ein festlicher Tag, frei wie die heit're Luft,
Voller Einfalt wie du, Natur!

Roman der Empfindsamkeit, wie es nur immer einen geschriebenen geben konnte. Nun, er war siebzehn, die schöne Sophie neunzehn Jahre alt, als sie im Sommer 1750 im idyllischen Pfarrhaus zu Biberach ihren „ewigen" Liebesbund schlossen, und in Beiden lebte der volle Enthusiasmus der Zeit. Da war es denn kein Wunder, daß sich die Liebenden „oft mitsammen auf die Kniee warfen, der Tugend ewige Treue schwuren und dann in schwärmerischer Freudigkeit sich küßten." Aber Wieland ging dann nach Zürich, wo sich sein lebhaftes Naturell in allerlei „flüchtigen Liebschaften" behagte; dann nach Bern, wo die geniale, obgleich nicht schöne Julie Bondeli, die begeisterte Missionärin der Lehren Rousseau's, den Zunder seines Herzens hellauf lohen machte. Wieland begehrte Julie's Hand, aber sie traute seiner Beständigkeit nicht. „Sagen Sie mir — fragte sie ihn eines Tages mit forschendem Blicke — werden Sie niemals eine Andere als mich lieben können?" — „Niemals! das ist unmöglich! ..... Indessen, ja auf Augenblicke könnte es doch geschehen, wenn ich etwa eine schönere Frau fände als Sie, die höchst unglücklich und zugleich höchst tugendhaft wäre." Der arme Wieland, welcher später die Anatomie des weiblichen Herzens so gut verstand, scheint damals noch nicht gewußt zu haben, daß keine Frau ihrem Liebhaber den Gedanken verzeihen kann, er könnte eine andere schöner finden als sie. Julie wußte, was sie zu thun hatte, und tiefverwundeten Herzens ließ sie den Poeten ziehen. Daheim in Schwaben fand er dann auf dem Schlosse Warthausen, welches dem Grafen Stadion gehörte, seine Jugendge-

liebte Sophie als Frau von Laroche wieder. An die Stelle der sentimentalen Liebe trat nun eine sentimentale Freundschaft und zugleich entpuppte sich unter der nachhelfenden Hand des feinen, sokratisch-heiteren Weltmanns Stadion Wieland zum Dichter des Idris, der Musarion, der Abderiten und des Oberon. Nachdem er noch einen kurzen Roman mit der Schwester Sophie's durchgespielt, verheiratete er sich 1765 in ganz bürgerlich nüchterner und ehrbarer Weise mit Dorothea Hillenbrandt, die er in Briefen an seinen Freund Geßner in Zürich ein „unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf" nennt, „nicht sehr schön, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat, ein gutes, angenehmes Hausweibchen und damit Punktum." Die Fühlseligkeit seiner Jünglingsjahre erwachte aber doch von Neuem in ihm, so oft er seine Freundin Sophie wiedersah. So im Juni 1771, wo er sie in Thalehrenbreitstein besuchte und wo bei seiner Ankunft jene von einem Augenzeugen und Mithandelnden, Friedrich Jakobi, beschriebene Szene stattfand, welche ein wahres Kabinettstück aus der Periode der Empfindsamkeit ausmacht [190]). Mit seinem „Hausweib-

190) Jakobi's Briefwechsel, Nr. 10—11: — „Wir hörten einen Wagen rollen und sahen zum Fenster hinaus — er (Wieland) war es selbst. Der Herr von Laroche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach und wir empfingen unsern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kommt die Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art

chen“ hat der Verfasser des Agathon bekanntlich sehr glücklich gelebt und wußte ihm Dorothea im Verein mit ihren Töchtern besonders während des Aufenthalts der Familie auf dem Landgut Oßmannstedt eine ganz patriarchalisch behagliche Existenz zu bereiten.

Lange nicht so gut sollte es dem großen Lessing werden, dessen einsames und starkes Herz nur vierzehn Monate lang in dem häuslichen Glück sich sonnen konnte, welches ihm seine Frau, die Wittwe eines hamburger Kaufmanns Namens König, gewährte. Kurz nach seiner

---

von Unruhe sich nach ihr erkundigt und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophie hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wieland's ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt die Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darein zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig ist: „Wieland — Wieland — o ja, Sie sind es, Sie sind noch immer mein lieber Wieland!“ Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Szene geendigt und wie wir zusammen wieder in den Saal hinauf gekommen sind.“

Verbindung mit ihr schrieb er an seine Schwester: „Meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe: ebenso herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben." Da ist keine Spur von Schwärmerei, wie sich denn Lessings klarer und tapferer Verstand bekanntlich dem sentimentalen Ueberschwang scharf entgegengesetzt und in Betreff von Göthe's Werther gegen Eschenburg geäußert hat, solche „kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen sei der christlichen Erziehung vorbehalten gewesen, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln wisse." Damit war nun freilich nicht allein die Empfindsamkeit, sondern auch das Liebesideal der modernen Welt — (modern als Gegensatz zu antik genommen) — überhaupt verneint. Allein Lessing sollte bald an sich selbst erfahren, daß denn doch nicht bloß „ein körperliches Bedürfniß" den Mann an das Weib binde. Als er seine Frau in Folge einer schweren Entbindung sammt ihrem Kinde im Januar 1778 verloren hatte, schrieb er an Eschenburg und an seinen Bruder Karl: „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen; aber es ist mir schlecht bekommen ..... Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und ich bin ganz leicht ..... Wenn du diese Frau gekannt hättest! Aber man sagt, es sei Nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage Nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie

gekannt hättest! Du wirst mich nie wieder so sehen, wie Moses (Mendelssohn) mich gesehen, so ruhig und zufrieden in meinen vier Wänden. Wenn ich mit der einen Hälfte meiner Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben; wie gerne wollte ich es thun! Aber das geht nicht und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein zu duseln; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient." Es liegt eine Kraft und eine Bitterkeit in diesem stoisch verhaltenen Schmerz, welche Bände voll weichlicher Klagelieder aufwiegen. Der große Kämpfer Lessing hatte auch gar keine Zeit, Threnodien zu schreiben: gerade in dieser trübsten Zeit seines Lebens schlug er seine glorreichsten Schlachten gegen den Hauptpastor Götze, d. h. gegen das Pfaffenthum.

Unter den jungen Poeten des göttinger Hainbundes war in der Blüthezeit desselben das ätherische Sehnen und Schmachten in Klopstocks Manier gäng und gäbe. Es wurden im Kreise dieser Jünglinge, welche sich mit dem wohlgemeinten, aber an der Wirklichkeit bald scheiternden Plane trugen, der deutschen Dichtung eine soziale Gestaltung zu geben, sehr viele Oden und Elegien „an die unbekannte Geliebte" gedichtet, d. h. die Hainbündler behandelten wie die Freiheit so auch die Liebe in ganz abstrakter Weise, bis sich die Abstraktionen gegen die konkreten Forderungen des Lebens nicht mehr halten ließen. Glücklich, wer dann in die Prosa der Wirklichkeit so viel Idealismus mit hinüberretten konnte, um ein bürgerlich-bescheidenes Dasein zum gemüthlichen Familien-Idyll zu gestalten. Dies gelang wenigstens dem wackern Voß,

welcher die Seele des Hainbundes gewesen und nachmals mit der trefflichen Ernestine Boie ein Eheleben führte, wie er es in seiner „Luise“ und in seinem „Siebzigsten Geburtstag“ dichterisch dargestellt hat. Die Schilderung, welche Ernestine von ihrer Brautschaft und von ihren ersten Ehejahren zu Wandsbeck und Otterndorf gegeben hat[191]), ist eine der herzigsten Episoden der deutschen Sittengeschichte. Unter den beschränktesten Umständen waltete die junge Frau des kleinen Haushalts, während ihr Gatte an seinem deutschen Homer arbeitete. Sie bewiesen den regsten Sinn für die höchsten Aufgaben der Zeit, diese prächtigen Menschen, und freuten sich doch wie Kinder, wenn sie von ihrer kärglichen Einnahme so viel erübrigen konnten, um etwa einen neuen Schrank anschaffen zu können. „In dieser Armuth welche Fülle!“ ... Einen tragischen Gegensatz zu dem Idyll der Voß'schen Ehe bildet das Wirrsal von Leidenschaft und Unglück, welches die Beziehungen Bürgers zu den Frauen kennzeichnet. Hier begegnet uns eine durch die Macht der Poesie, wie sie namentlich das „Hohe Lied von der Einzigen“ offenbart, in die Sphäre der Geistigkeit erhobene Glut der Sinnlichkeit, die kaum ihres Gleichen hat, wenigstens auf deutschem Boden. Hier loderte eine Flamme, welche an jene erinnert, von welcher vor Zeiten Abälard und Heloise beseligt und verzehrt wurden. Bürger sagte von seiner Molly: „An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzulieblich,

191) Briefe von J. H. Voß, II, 3 fg.

als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten Liebe hätte hinaufdringen sollen.“ Berauscht von diesem Duft, zerpflückte der leidenschaftliche Mann den Kranz der Jungfräulichkeit seiner Geliebten, aber er hat dafür seines „Liedes Ehrenfahne um ihr Haupt geschwungen“ und mit Stolz ausgerufen, daß eines Dichters Liebe auch die Schuld zu adeln vermöge[192]). Keine Frage, vor dem Tribunal der Sittlichkeit vermag die Doppelehe mit zwei Schwestern, Dorette und Molly, von denen die eine sich entschloß, sein Weib „öffentlich zu heißen“, und die andere, „im Geheimen es wirklich zu sein“, nicht zu bestehen. Aber billig denkende Menschenkenner dürften nicht abgeneigt sein, dem unglücklichen Dichter zu verzeihen, wenn sie seine Darstellung des verworrenen Verhältnisses lesen[193]). Um so mehr, da der Arme durch eine nach dem Hingang Molly's unbesonnen eingegangene dritte Ehe bekanntlich grausam genug bestraft worden ist.

Die Blüthe der Empfindsamkeit, welche man mit

---

192) „Erdentöchter, unbesungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die theuren Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden,
Hoch und hehr zu jeder Frist,
Wie die Sonn' am Himmel ist,
Heißt er's vor den Edlen werden,
Was ihm seine Holdin ist.“

193) Bürger's Werke (1844), IV, 198 fg.

Recht als eine „nothwendige Epoche unserer Kulturgeschichte“ bezeichnet hat, weil sie, so überspannt, ja kindisch uns Nachgeborenen viele ihrer Aeußerungen vorkommen mögen und müssen, ein Gährungsprozeß war, aus welchem die deutsche Gemüthsbefreiung hervorgegangen, — die Blüthe der Empfindsamkeit fiel in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Wie Jedermann weiß oder wissen könnte, hat Göthe's Werther diese Stimmung keineswegs hervorgerufen: das berühmte Buch war nur der dichterischste, künstlerisch vollendetste Ausdruck derselben. Was die Zeitgenossen, namentlich die jüngere Generation erfüllte, bewegte, quälte, ein genialer Mensch stellte es zum Kunstwerk geformt vor sie hin. Es wimmelte damals von Lotten und Werthern, wenngleich diese mit dem selbstmörderischen Pistol nicht so rasch bei der Hand waren wie der göthe'sche Held. Was für eine Gefühlsaufspannung, was für eine fahrige Schwärmerei ist in den bräutlichen Briefen, welche Karoline Flachsland, die doch eine starke Dosis berechnenden Verstandes besaß, an Herder sandte! So schrieb sie z. B. am 25. Oktober 1771: „O, was machen Sie, holder, süßer Jüngling? Denken Sie noch an mich? Lieben Sie mich noch? O, verzeihen Sie, daß ich das frage! In Ihrem letzten göttlichen Brief bin ich ja „dein Mädchen“, und doch muß ich fragen. Ich habe einige Zeit so viel im Traum mit Ihnen zu thun und das ist schuld daran; aber es ist nur Traum und du bist mein, mein, ach! in meinem Herzen ewig mein! Hören Sie Nichts um Sie herumwandern, du süßer Mann, und jetzt beim Mondenschein, wo ich

stundenlang allein und bei Ihnen bin — hören Sie Nichts, Nichts von meinen Gedanken? Rauscht unser Engel nicht um Sie, der Ihnen sagt, ich sei bei Ihnen? O, Sympathie, Sympathie[194])!"

Ja, es war eine Zeit, wo Vielen, sehr Vielen die ganze Welt wie eine thränenthauschimmernde Mondscheinlandschaft vorkam; eine Zeit, wo der empfindselige Schwarbelkopf Leuchsenring in Deutschland umherfuhr, um überall seine Mappen voll exaltirter Freundschaftelei-Episteln auszukramen; eine Zeit, wo die Fühlsamkeit sogar der Hofleute so sehr sich bemächtigte, daß ein Fräulein von Ziegler, Hofdame der Landgräfin von Hessen-

194) Wie bekannt, hat diese „Sympathie" während Herder's und Karoline's Eheleben mitunter sehr derbe Stöße bekommen. Schiller schrieb am 29. August 1787 aus Weimar an Körner: „Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil Beide stolz, Beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „„Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein und auf den kann Niemand zürnen." Dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende."" ... Karoline war leider wenig geeignet, der grämlichen Verbitterung, welche Herders Leben und Schreiben in seiner späteren Zeit so unersprießlich und unerquicklich machte, entgegenzuwirken. Auch trifft sie der Vorwurf, die Verhetzung ihres Gatten gegen Göthe und Schiller eher gefördert als gehindert zu haben.

Homburg, zu Bergzabern als verkörperte Sentimentalität einherging, im weißen Unschuldskleide, ein Lämmchen am rosenrothen Seidenbande führend. Und damit noch nicht genug. Es mußte auch noch Lavater seine Missionsfahrten thun, um der Empfindsamkeit gleichsam die religiöse Weihe zu geben. Lavater war so recht ein Mann für die Frauen, denn all sein Wesen war fraulich. Selbst in seinen edelsten Aufschwüngen, in seinen besten Thaten — und sein Leben zählt eine schöne Reihe von solchen — ist viel mehr weibliche Hingabe und Aufopferungsfähigkeit als männliche Charakterstärke und Energie. Er wußte die Frauen um so mehr zu bestimmen, je bestimmbarer er selber gewesen ist. Schon das Nette, Reinliche, so zu sagen Wohlduftende seiner Persönlichkeit nahm die Frauen für ihn ein. Der Wohlredenheit vollends, womit er sein poetisch zurechtgemachtes Christenthum vortrug, vermochten sie gar nicht zu widerstehen und er hinwiederum hatte Nichts dagegen, wenn sie ihn als ihren „Sankt Lavatus" verehrten und hätschelten. Sein Verdienst ist, in den abgestandenen Pietismus neue Gefühlsfrische gebracht zu haben. Aber durch seine Ansicht von der unmittelbaren Wirkung des Gebets, durch seine physiognomischen Phantastereien und seine so oft genasführte Wunderglaubenssucht hat er auch nicht wenig geschadet. Träumerinnen und Schwärmerinnen, Somnambulen und Geisterseherinnen schossen wie Pilze hinter seinen Tritten auf, den Verständigen zum Aergerniß, den Spöttern zur Ergötzung.

Der sentimentalen Stimmung gesellte die Kraft-

genialität, wie sie in den poetischen Jugendthaten Göthe's und Schillers ausgeprägt ist, jenen leidenschaftlichen „Sturm und Drang", welcher der sozialen Konvenienz gegenüber die unbedingte Freiheit des Herzens proklamirte. Die Stimmführer der Zeit haben auch vielfach den Versuch gemacht, diesen kraftgenialen Idealismus auf reale Verhältnisse überzutragen, und es hat dies zu der Begriffsverwirrung, welche wir in den Beziehungen der beiden Geschlechter in der „Geniesperiode" häufig genug antreffen, gewiß nicht wenig mitgewirkt. Göthe hatte die fatalen Nachwirkungen dieser „Freigeisterei der Leidenschaft" sein Leben lang zu empfinden, während ihnen Schiller dadurch entging, daß er die passendste Frau gewann, welche er überhaupt finden konnte [195]). Aber beide große Männer und Freunde hatten den Frauen

195) Ueber Schillers drei bedeutendste Verhältnisse zu Frauen, das zu Charlotte von Kalb und das zu den Schwestern Karoline und Charlotte von Lengefeld, sowie über sein Eheleben, verweise ich auf mein Buch „Schiller und seine Zeit", Prachtausg. S. 242 fg., 282 fg., 290 fg., 335 fg., 363 fg., 383 fg., Volksausg. II, 47 fg., 87 fg., 96 fg., 136 fg., 169 fg. III, 1 fg. Wer Göthe's und Schillers Beziehungen zur Frauenwelt im Detail kennen lernen will, muß sich in erster Linie an die verschiedenen Sammlungen ihres Briefwechsels mit Frauen und Freunden halten, dann an Göthe's Selbstbiographie, an die Aufzeichnungen von Charlotte von Kalb, Karoline und Charlotte von Lengefeld und anderer Zeitgenossen und Zeitgenossinnen; in zweiter an Bücher wie Düntzer's „Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit", Kneschke's „Göthe und Schiller in ihren B. z. Frauenw.", an Aufsätze wie Sauppe's „Charlotte v. Kalb" (Weimar. Jahrb. I, 372 fg.), u. s. w.

unendlich Vieles zu danken. Um ihr Leben und ihre Werke recht zu verstehen, muß man ihr Verhältniß zu den Frauen studiren, zu welchem Zwecke der gebotenen Hülfsmittel so viele und naheliegende sind, daß wir uns hier füglich auf die unerläßlichsten Andeutungen beschränken können.

Göthe und Schiller — sie sind durch Ebenbürtigkeit ihres Genius, wie durch ihr Streben, ihren Ruhm und ihre Freundschaft in der Vorstellung jedes Deutschen so unzertrennlich verbunden, daß sie auch hier beisammen stehen mögen — jeder von den Beiden genoß zuvörderst des Glückes, eine vortreffliche Mutter zu besitzen. Von der ihr Leben lang äußerlich in reichsstädtischer Fülle und reichsstädtischem Behagen sich wohlbefindenden Katharina Elisabeth Göthe, von der genialischen, sicher auftretenden, mit Fürsten und Fürstinnen wie mit ihres Gleichen verkehrenden „Frau Rath“ oder „Frau Aja“, welche von sich sagen durfte, daß „keine Menschenseele mißvergnügt von ihr gegangen sei“, und welche noch auf dem Sterbebette so humoristisch gestimmt gewesen sein soll, daß sie eine an sie gerichtete Einladung mit den Worten abgelehnt habe, „die Frau Rath könne nicht kommen, weil sie alleweile sterben müsse“, — von dieser Glücklichen bis zu der armen Bäckerstochter Elisabeth Dorothea Schiller, der sanften, bescheidenen Frau, welche ihr Dasein in knappen, ja drückenden Verhältnissen verbrachte, ist freilich ein himmelweiter Abstand. Aber Etwas ist den beiden Müttern gemeinsam: sie erkannten frühzeitig den Gott in ihren Söhnen und wahrten nach Kräften den erwachen-

den Genius gegen die störenden Einflüsse von Seiten einer hüben und drüben gleich pedantischen Vatergewalt. Göthe, seinem großen Freunde gegenüber vom Glück ganz unverhältnißmäßig begünstigt, erwarb sich schon in jungen Jahren durch seine Beziehungen zu anmuthigen Mädchen und bedeutenden Frauen jene umfassende Kenntniß der Frauenwelt, welche ihn befähigte, Frauengestalten zu schaffen, von deren lebenswahrem Realismus er mit Recht sagen durfte: „Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie *sind*.“ Schillers weibliche Figuren dagegen gleichen alle mehr oder weniger der Phantasiegestalt jener Laura, an welche der Jüngling die Entzückungen seines erwachenden Herzens verschwendete. Schiller hat nicht wie Göthe ein Gretchen oder ein Aennchen gehabt, auch nicht ein Fräulein von Klettenberg. Die mütterliche Freundschaft der trefflichen Frau von Wolzogen bot lange nicht vollwiegenden Ersatz für jene tiefeingreifende Förderung, welche Göthe durch sein Verhältniß zu Charlotte von Stein erfuhr. Der Roman Göthe's mit Lotte Buff, der Braut eines Andern, und der Roman Schillers mit Charlotte von Kalb, der Frau eines Andern, bieten einige äußerliche Aehnlichkeit; aber wenn jener höchst wohlthätig den Genius Göthe's zum Durchbruch brachte, so hat dieser auf Schiller, seinem eigenen Geständniß zufolge, „nicht wohlthätig“ gewirkt. Gleich verwirrend dagegen wirkte auf Göthe seine Leidenschaft für Anna Elisabeth Schönemann (Lili) und auf Schiller seine Leidenschaft für Marie Henriette Elisabeth von Arnim. Ein so reizendes Liebesidyll, wie es Göthe mit Friederike Brion

zu Sesenheim gelebt, suchen wir vergebens in Schillers Leben. Ebenso vergebens eine „lustige Zeit von Weimar“, jene Glanzperiode der Genialität, in welcher sich das deutsche Leben einmal ganz poetisch gestaltete und wo Göthe, der „Frauengünstling“, eine unerschöpfliche Fülle von Anregungen empfing. Es ist wahr, die Jahre 1788—89, wo Schiller mit den Schwestern Karoline und Lotte von Lengefeld als Freund, als Geliebter, als Bräutigam verkehrte, führten für den Dichter jenen neuen Lebensfrühling herauf, welcher in dem von seiner Tochter Emilie unter dem Titel „Schiller und Lotte“ in seiner Echtheit herausgegebenen Briefwechsel der Drei eine so herrliche Verewigung gefunden hat. Aber dieser Frühling war nicht ohne Dornen. Der Dichter war schon durch eine zu harte Schule des Mißgeschicks gegangen, um noch mit ganzer Freiheit der Seele des Glückes genießen zu können, das in dem Umgang mit zwei weiblichen Wesen lag, welche, von einem trefflichen Vater mit liebevollster Sorgfalt erzogen, die Bildung der Zeit in harmonisch schöner und edler Weiblichkeit darstellten. Außerdem lag in dem Verhältniß auch der Keim einer wunderlichsten Verirrung. Denn Schiller wurde bekanntlich von beiden Schwestern geliebt und er liebte beide, obgleich die ältere bereits verheiratet war. Da faßte er denn den Gedanken einer idealischen Doppelehe, welchem der Realismus des Lebens sicherlich bald ein trauriges Dementi gegeben hätte. Man weiß, wie Karoline, nachmals als Verfasserin der „Agnes von Lilien“ höchst ehrenvoll in die Literatur eingetreten, sie, welche den Dichter heißer liebte als ihre Schwester

und auch heißer von ihm geliebt wurde, mit hochherziger Aufopferung dieses Wirrniß der Phantasie und des Herzens lös'te, indem sie die Verlobung Schillers mit Lotte vermittelte und die Hindernisse, welche sich der Verbindung in den Weg stellten, beseitigte. Lotte's Benehmen als Schillers Gattin ist über alles Lob erhaben. Ohne ihre liebevolle Hingabe wäre uns das theure Leben des kränkelnden Dichters nicht bis zum Jahre 1805 erhalten worden. Er hat auch dankbar bezeugt, was Lotte ihm war. „Von dieser Seite — schrieb er — hat mir der Himmel Nichts als Freude gegeben.“ Hierin war Schiller entschieden glücklicher als Göthe, welchem zwar die gute Christiane Vulpius wirkliches Behagen schaffte, aber doch immer weit mehr nur Beischläferin und Haushälterin als Gattin in des Wortes höchster und bester Bedeutung war. Wir wissen auch, daß dem Dichter, welcher in „Hermann und Dorothea“ die deutsche Familienhaftigkeit so wunderbar verherrlicht hat, seine, wie der große Freund sie bezeichnete, „elenden häuslichen Verhältnisse“ oft genug schwer zu schaffen machten [196]. Schillers und Lotte's Ehe dagegen war eine rechte deutsche Ehe, wie

---

196) Einer freilich kaum glaubhaften Ueberlieferung (bei Maria Belli, L. in F. III, 107) zufolge soll Christiane Vulpius nicht haben lesen können. Komisch ist eine Tradition aus dem Badort Lauchstädt, wo Sommers die Weimarer Schauspielertruppe zu spielen pflegte. Während da Göthe und Schiller nach Beendigung der Theatervorstellungen in ernster Unterhaltung mitsammen im Garten wandelten, tanzte Christiane drinnen mit den jenenser Studenten. Einmal habe sie das Gespräch der großen Freunde

der Dichter im Glockenlied das Wesen derselben charakterisirt hat: — die Leidenschaft floh, aber die Liebe blieb. Wie die beiden Dichterkönige, jeder in seiner Weise, das, was sie von den Frauen empfangen, denselben in Gestalt unsterblicher Werke mit tausendfältigen Zinsen zurückgegeben, weiß die Welt.

„So viel ist gewiß — schrieb Jean Paul i. J. 1799 aus Weimar — eine geistige und größere Revolution als die politische und nur eben so mörderisch wie diese schlägt im Herzen der Welt.“ Der große Humorist deutete damit auf die Zerfahrenheit der sozialen Zustände einer Zeit, deren genialste und unglücklichste Frau, Charlotte von Kalb, drei Jahre zuvor gegen ihn geäußert, daß „alle unsere Gesetze Folgen der elendesten Armseligkeit, selten der Klugheit seien und daß Liebe gar keiner Gesetze bedürfe.“ Die arme Charlotte, welche die bitteren Enttäuschungen eines von Mißgeschicken aller Art vollen Lebens bis in ein Alter von zweiundachtzig Jahren mit hinaufnehmen mußte, stand wie eine Pythia der idealistisch-freien Liebe in der Glanzperiode der weimarer Gesellschaft. Aber die beiden großen Liebeversuche ihres Lebens, der mit Schiller und der mit Jean Paul, scheiterten kläglich. Schiller erkannte zeitig, daß eine andere Lotte sein Lebensglück machen würde, und Jean Paul,

---

mit der Klage unterbrochen: „Ach, Herr Geheimer Rath, ich habe mein Umschlagtuch verloren.“ Worauf Göthe mit imperturabler Gemessenheit: „Nun, dann wird man ein anderes beschaffen müssen.“

der zwar mit der „Titanide“ Charlotte von Kalb, wie er sich barock ausdrückte, „eine Pfeife im Pulvermagazin geraucht hatte“, bekam nachgerade vor dem „auflösenden Leben mit genialischen Weibern“ einen so nachhaltigen Respekt, daß er weder die Titanide noch eine andere Genialische heiraten wollte. Ungeachtet er aber mit seiner Frau, Karoline Meier, ein ganz bürgerlich-hausbackenes Dasein führte, hat er nach wie vor seine Frauengestalten aus Lilienduft und Mondschein gewoben; insbesondere die der höheren Kreise. Henriette Herz, welche zur Zeit, als Jean Paul in Berlin seine größten Triumphe feierte (1800), und noch lange nachher durch Schönheit, Geist und Charakter eine sehr vorragende Stellung in der dortigen Gesellschaft einnahm, hat das vortrefflich erklärt. Es sei, erzählt sie in ihren Erinnerungen, kaum zu beschreiben, wie viel Aufmerksamkeit dem Dichter des Hesperus und des Titan von den Frauen, selbst von denen der höchsten Stände, erwiesen wurde. Sie wären ihm dankbar dafür gewesen, daß er sich in seinen Werken so angelegentlich mit ihnen beschäftigte; hauptsächlich aber hätten sich ihm die vornehmen verbunden gefühlt, weil „er sie so viel bedeutender und idealer darstellte als sie in der That waren.“ Der Grund hievon sei gewesen, daß, als er „zuerst Frauen der höheren Stände schilderte, er in Wirklichkeit noch gar keine solche kannte und einer reichen und wohlwollenden Phantasie hinsichtlich ihrer freien Spielraum ließ, diejenigen aus diesen Klassen jedoch, welche er später kennen lernte, Alles anwendeten, um die ihnen schmeichelhafte Täuschung in ihm zu er-

halten und ihm möglichst ideal zu erscheinen[197])." Noch ein dritter Dichter war in den Zauberkreis Charlotte's von Kalb getreten, Hölderlin, welcher, von seinem Landsmann Schiller der Titanide empfohlen, eine Weile Informator ihrer Kinder gewesen ist. Nicht zu Waltershausen in Thüringen, sondern in Frankfurt a. M. sollte jedoch der Schöpfer des „Hyperion" seinem Verhängniß verfallen. Das Nähere des Wie ist noch nicht ganz aufgeklärt. Wir wissen nur, daß der arme Hölderlin als Hofmeister in einem frankfurter Hause für die Mutter seiner Zöglinge (Frau Gontard) in Leidenschaft entbrannte und daß diese Glut ihn nach Frankreich und dort beim Empfang der Nachricht von dem frühzeitigen Tode der Angebetenen dem Wahnsinn in die Arme jagte. Unter dem hellenischen Namen Diotima hat er die Geliebte in Tönen gefeiert, welche zu den innigsten und ergreifendsten der deutschen Lyrik gehören.

Auch in der romantischen Periode unserer Literatur sind von geistvollen Frauen vielfach bedingende und fördernde Einflüsse ausgegangen und wir haben es zu beklagen, daß namentlich Tiecks Verhältnisse in dieser Richtung noch keine ausreichende Aufhellung gefunden. Die Beziehungen anderer Romantiker zu den Frauen bedürfen freilich eher einer Verhüllung als einer Aufdeckung: man denke nur an die Art und Weise, wie Friedrich Schlegel zu seiner Frau Dorothea Mendelssohn gekommen oder an den Heiratsversuch August Wilhelm Schlegels

197) Fürst, Henriette Herz, 2. A. 178.

mit der schmählich getäuschten Karoline Paulus. Den feinsten Duft der „blauen Blume“ der Romantik athmete die Liebe von Novalis (Hardenberg) zu seiner Verlobten, Sophie von K., welche aber schon zwei Tage nach ihrem fünfzehnten Geburtstag starb. Ihre ätherische Gestalt, mit dem brennenden Roth der Hektik auf den Wangen, war die Muse, welche ihren Geliebten zu seinem Ofterdingen und seinen Hymnen an die Nacht begeisterte. In einen Abgrund der Zerrissenheit aber läßt das Verhältniß des genialsten der Romantiker, Heinrichs von Kleist, zu Adolfine Vogel blicken. Sie war die Frau eines Andern, hätte aber, selbst im Innersten zerfallen, auch außerdem den Dämon in der Seele des Dichters, welcher unter dem Druck der Napoleon'schen Zwingherrschaft an sich selbst wie am Vaterland verzweifelte, nicht zu beschwichtigen vermocht. Der Ausgang war eine Katastrophe, deren Wirklichkeit die im Werther gedichtete an Furchtbarkeit übertraf. In einer unglücklichen Stunde hatte Kleist der Freundin versprochen, sie zu tödten, wenn sie das Leben nicht mehr zu ertragen vermöchte, und er hielt Wort. Am 21. November 1811 erschoß der Dichter am Wansee bei Potsdam erst Adolfine und dann sich selbst. Edel und innig dagegen war die Stellung von Theodor Körner zu seiner Braut, der reizenden Schauspielerin Toni Adamberger. Als er sich i. J. 1812 mit ihr verlobt hatte, schrieb er seinem Vater aus Wien: „Ich darf es ohne Erröthen gestehen, ohne sie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungeschwächte Kraft, meine

wilde Phantasie; male dir dies ungestüme Gemüth in diesem Garten von blühender Lust und berauschender Freude, und du wirst begreifen, daß mich nur die Liebe zu diesem Engel so weit brachte, daß ich keck aus der Schar heraustreten darf und sagen kann: Hier ist Einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat.“ Toni blieb auch nach Körners glorreichem Tod des Sängers und Helden würdig, welcher unter der Eiche von Wöbbelin ruht: die Wüstlinge des wiener Kongresses schalten die Sittsame „un dragon de la vertu.“

Zwei Frauen sind in der Epoche der Romantik in bedeutendster Weise zu öffentlichen Charakteren geworden, Rahel Levin-Robert, später die Gattin Varnhagens von Ense (geb. 1771, gest. 1833), und Bettina Brentano, die Frau Achims von Arnim (geb. 1785, gest. 1859). Rahel ist nicht als Schriftstellerin aufgetreten, aber sie hat durch persönlichen und brieflichen Verkehr auf viele der namhaftesten Männer ihrer Zeit anregend und sogar bestimmend gewirkt. Ihr Salon in Berlin ist eine geistige Werkstatt gewesen, wie sie nicht sobald wieder aufgethan werden, sie selbst war eine, wenn ich mich richtig ausdrücke, Gesellschaftskünstlerin, wie sie nicht sobald wieder kommen wird [198]. Wilhelm von Hum-

---

198) Ein Ungenannter, welcher ihren Salon im März 1830 besuchte, hat Rahels Gesellschaftskunst so geschildert (Grenzboten 1844; S. 213): — „Ich sah Frau von Varnhagen öfters, auch in andern Häusern, und immer und überall war sie dieselbe heitere, erfreuende Erscheinung, belebt und belebend, aufrichtig,

boldt hat von ihr gesagt, Wahrheit sei der auszeichnende Zug ihres intellektuellen und sittlichen Wesens gewesen. Der den Frauen angeborene Instinkt für das Rechte und Schöne war Rahel in höchster Potenz eigen. Mit wunderbarer Schärfe wußte sie, die durch das Fegfeuer heißer Seelenschmerzen gegangen, den wahren Kern der Dinge herauszufinden und den Fund Anderen zum Nutzen und Frommen zu wenden. So war sie geradezu die Erste, welche Göthe's Stellung und Bedeutung in der deutschen Kulturgeschichte ganz zu erkennen und zu würdigen verstand, und nur selten und nicht für lange ließ sie sich die Klarheit ihres Blickes durch die Dünsteleien ihrer Freunde,

---

klar, freundlich, immer und überall übte sie ihr angeborenes Talent des edelsten Menschenumgangs, nicht vordringend, aber auch nie zurückgezogen, sondern recht eigentlich gegenwärtig, mit gutem Willen und reger Seele. Doch hatte sie bei sich zu Hause noch den Vorzug, daß die unbestrittene Verpflichtung der Fürsorge für alle Anwesenden ihren wohlthuenden Eifer nur erhöhte und ihn auch in unscheinbaren Dingen wirksam eintreten ließ; dagegen sie auf fremdem Boden sich mehr enthielt, so lange nicht ein auffallender Anlaß ihr reizbares Gefühl zum Besten des Ganzen oder Einzelner in lebhaftere Thätigkeit setzte. Dann konnte auch sie mit aller Geistesmacht hervortreten und mit schöner Leidenschaft und rücksichtslosem Muthe das Unrechte bekämpfen, die Verkehrtheit berichtigen und anmaßlichen Unsinn durch das volle Licht der Wahrheit in seine Nichtigkeit auflösen. So war sie denn mehr als eine vortreffliche Dienerin der Geselligkeit, wozu meistens eine gebildete, feine, wohlmeinende Negation ausreicht: sie war zugleich eine Meisterin der Gesellschaft, welche derselben das Gute mit muthiger Entschlossenheit aufzuerlegen, ihr das Schlechte schonungslos abzustreifen nie müde wurde."

der Romantiker, trüben [199]). Ihr Briefwechsel, wie ihn ihr Gatte veröffentlichte, stellt den treuesten Spiegel der Stimmungen auf, welche am Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die gebildeten Kreise Deutschlands beherrschten. Mit Fug und Recht hat man sie „den persönlichen Chor in dem großen Drama ihrer Zeit" genannt. Rahel hat überall darnach gestrebt, die Idee mit der Wirklichkeit zu vermitteln; in den Büchern dagegen,

---

199) Solche Trübungen waren es, wenn sie für eine Schöpfung wie Schillers Wallenstein anfänglich keine Empfänglichkeit zeigte und sich dagegen für einen Poeten wie Fouqué, ja sogar für August Lafontaine begeisterte. S. Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, I, 356, 369. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß die arme Rahel mitunter von der fixen Idee der Romantiker, die kritische Impotenz sei eigentlich schöpferische Omnipotenz, bedenklich angesteckt war. In Wahrheit, das geniale Selbstgefühl dieser Frau nahm zuweilen einen Flug, welcher geradeaus ins — Tollhaus zielte. So schrieb sie am 16. Februar 1805 an ihren Freund Veit (Briefwechs. m. V. II, 260): — „Ich habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph oder Dichter ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element, im selben Rang und gehören zusammen. Und wer den andern ausschließen wollte, schließt nur sich aus. Mir aber war das Leben angewiesen und ich blieb im Keim bis zu meinem Jahrhundert und bin von außen ganz verschüttet, drum sag' ich's selbst. Damit ein Abbild die Existenz beschließt. Auch ist der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menschheit werfen soll und dann nicht mehr braucht und nicht mehr kann." . . . Ich meinestheils denke, das ist pure, blanke Narrheit, und gewiß denken alle Menschen von gesundem Menschenverstand ebenso.

womit Bettina hervorgetreten, hüllt sich dieser Trieb in die krausgestalteten und buntschillernden Zugwolken der romantischen Laune und Phantasterei. Es brechen viele geniale Blitze, es bricht viel lachender Donner aus dieser Wolkenregion, daneben aber auch viel Irrlichtelei und unerquicklicher Wind. Man muß das eben nehmen, wie es kommt, denn Bettina, die „Sibylle der Romantik,“ war die souveraine Willkür in Person; sie war ein ewiges Kind, das „Kind“, welches uns seine wunderbaren Einfälle vorplauderte, wann, wo und wie sie ihm gerade durch den Kopf fuhren. Alle ihre „Briefwechsel“ — mit Göthe, mit der Frau Rath, mit der Günderode[200]), mit ihrem Bruder Klemens und Anderen, welche durch ihre wundersam süße Naturschwelgerei und die unnachahmlich naive Offenbarung der Mysterien einer rastlos wogenden Frauenseele so hinreißend wirken, sind im Grunde bettina'sche Dichtungen, wo Tropfen von Thatsächlichkeit in einem Meere von Phantasie verschwimmen[201]). Bettina war eine Elfenseele, halb Ariel, halb

---

200) Die Stiftsdame Karoline von Günderode, welche unter dem Namen Tian dichtete und sich, ein weiblicher Werther, im Sommer von 1806 in Folge einer unglücklichen Liebe bei Langenwinkel im Rheingau erdolchte.

201) Bettina war naiv genug, sich selbst das Zeugniß der Unglaubwürdigkeit auszustellen, indem sie einen wirklichen oder angeblichen Brief der Mutter Göthe's drucken ließ (vom 7. Oktober 1808), worin die Frau Rath ihr sagte: „Die Beschreibung von deinen Prachtstücken und Kostbarkeiten — (welche Bettina auf einer Rheinreise gesehen oder gesehen haben wollte) —

Puck. Sie wäre bei ihrer universellen Empfänglichkeit, bei ihrem wunderbaren Rapport mit der Natur, bei dem unerschöpflichen Schatz ihrer Liebe und ihrer religiös-glühenden Theilnahme für Alles, was der Menschheit frommt und die Menschheit adelt, die größte Dichterin aller Zeiten geworden, wenn sie Eins verstanden hätte, freilich ein Unumgängliches: das Geheimniß der Form. .

Helden, Dichter und Frauen gehören untrennlich zusammen. Heldenthum und Dichterthum, durch das Frauenthum erhalten beide erst die rechte Weihe. Er hat das selbst erfahren, welcher diesem Gedanken einen schönen Ausdruck gab, Karl Immermann[202]. Die

---

hat mir recht viel Plaisir gemacht. Wenn's nur auch wahr ist, daß du sie gesehen hast, denn in solchen Stücken kann man dir nicht wenig genug trauen. Du hast mir ja schon manchmal Unmöglichkeiten vorerzählt; denn wenn du, mit Ehren zu melden, ins Erfinden geräthst, dann hält dich kein Gebiß und kein Zaum. Ei, mich wundert's, daß du noch ein End' finden kannst und nicht in einem Stück fortschwätzst, bloß um selbst zu erfahren, was Alles noch in deinem Kopfe steckt."

202) So lang noch edler Frauen Brust
Bei hoher Kunde rascher schlägt,
So lang des Liedes reine Lust
Ein zartes Frauenherz bewegt:

So lange wird der Held voll Muth
Hienieden seinen Kampf bestehn,
So lange wird des Dichters Gluth
Auf dieser Erde nicht verwehn.

Werke, worauf sein Anspruch auf Nachruhm beruht, er hat sie in der Zeit geschaffen, wo er mit Elise von Ahlé-feldt-Laurwig, der gewesenen Gattin des heldischen Lützow, einer im besten Sinne germanisirten Dänin, in dem stillen Landhaus zu Derendorf zusammenlebte, welches die Hand der Freundin zum heimeligsten Dichterasyl umgewandelt hatte. Und hat nicht auch d i e Frau, an welche ein Uhland einige seiner innigsten Herzenslaute richtete, oder d i e, über welche ein Rückert das Blüthenfüllhorn seines „Liebesfrühlings“ ausschüttete, den Hort der idealen Güter der Nation vermehren geholfen? Ach, die Liebe und Treue, die unermüdliche Duldsamkeit und liebevolle Fürsorge ihrer Frauen ist ja auf deutscher Erde meist der einzige Lohn und Trost der „Ritter des Geistes“, welche, während sie sich im schweren Dienst der Freiheit, der Schönheit und Humanität abmühen, gewöhnlich nur e i n e n unbestrittenen Besitz erlangen: ein Grab. Diese Liebe und Treue weiß, selbst irregeleitet, auch über die Schrecken des Todes zu triumphiren. So bei jener Charlotte, der Frau von Heinrich Stieglitz, welche sich in der Nacht vom 29. auf den 30. Dezember 1834 zu Berlin mit einer Ruhe und Gefaßtheit, mit einer keuschen Würde ohne Gleichen in der Fülle ihrer Jugend und Schönheit den Tod gab, um durch das Entsetzen über eine ungeheure

---

Sie haben's Beide nur gewagt,
Ihr kühnes, heiliges Gefecht,
Daß eine schöne Seele sagt:
So war es gut, so war es recht!

Opferthat den von ihr geglaubten Dichtergenius ihres Gatten zu entbinden. Während hier ein heldischer Muth in krankhafter Ueberreizung das Unmögliche wollte und so mit der eigenen Existenz auch die des geliebten Mannes zerstörte, legte sich drunten in Wien eine linde Frauenhand zärtlich beschwichtigend auf die fieberndheiße Stirne Lenau's. Da that es nicht noth, den Genius zu wecken: er war nur zu verzehrend wach. Vergebens warnte Sophie den unglücklichen Dichter der Albigenser, dem Ideal keine dämonische Gewalt über das Leben einzuräumen [203]. Mit schon halb umdunkelter Seele riß er

203) In einem Brief, welcher voll Poesie ist und, von Schurz in seiner Biographie Lenau's mitgetheilt (II, 277), so lautet: — „Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake, ein Wallfahrer, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwillichkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahn, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch so im Leben herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden dunkeln Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hut, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen

sich von der Warnerin los und sprang mit dem Ruf: „In die Freiheit!“ in die Nacht des Wahnsinns.

Nicht der Mann allein macht die Geschichte und die Poesie; wie zur Fortpflanzung der Menschheit, gehört auch zum Kulturprozeß das „Ewig-Weibliche.“ Göthe wußte wohl, was er that, als er die Transfiguration Fausts durch das verklärte Gretchen vollziehen ließ. Was wäre, muß man fragen, aus Grabbe geworden, wenn in sein Leben Frauen getreten, wie sie den ganzen Lebensweg Göthe's begleiteten? Ein Gretchen oder Aennchen hat auch Grabbe zur Noth gehabt, seine erste Verlobte, aber keine Friederike, keine Lotte und keine Charlotte, nicht einmal eine Christiane Vulpius. Seine titanische Poesie ist so grazienverlassen, weil niemals eine edle Frau den Magnetismus der Verständnißinnigkeit, der Anmuth und Zärtlichkeit an ihm geübt hat[204]). Wie wohlthuend

---

Gutes? Und wenn die anderen besonnenen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen grünen, ewiggrünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O, die schlanken glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbill dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank!“

204) Nicht einmal im Sterben. Die Einzelnheiten, welche K. Ziegler in seiner Schrift „Grabbe's Leben und Charakter“ (1855) aus eigener Anschauung über die letzten Tage und Stunden des Dichters beibringt, sind geradezu entsetzlich. Alle Mängel, alle Fehler, alle Sonderbarkeiten und Wunderlichkeiten Grabbe's konnten seine Gattin nicht zu einem solchen Gebaren berechtigen.

ist es von dem Nachtbild des grabbe'schen Haushalts in Detmold sich zu dem Lichtbild hinüber zu wenden, welches der Haushalt des Dichters darstellte, der im stillen grünen Park von Muskau sein „Laienbrevier" betete! Hier war Friede, Harmonie und ein Glück des Stilllebens, welchem Schefer ein so schönes Denkmal gesetzt hat, da er die Sammlung seiner Schriften seiner geliebten Friederike als ein Ehrengeschenk widmete, das sich leider noch vor vollbrachter Darbringung in ein Todtenopfer wandeln mußte [205]). Zuletzt, doch nicht als der Letzten, sei

---

Wir sehen am Lager des in einer feuchten, düstern Kammer mit dem Tode Ringenden die Frau mit furienhafter Wuth der Mutter des Sterbenden, nach welcher er verlangte, den Zutritt wehren, hören sie das Haus mit Gelärm und Getobe erfüllen, sehen sie droben mit Rechnen und Geldzählen beschäftigt, während drunten der Dichter seinen letzten Athem aushaucht, und dann, als ihr die Nachricht gebracht wird, daß Alles vorüber, ruft sie einem anwesenden Nachbar zu: „Topp! das ist gut, daß der Unhold todt ist. Nun kommen Sie, nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Also endlich!"

205) „Liebes Weib — heißt es in dieser vom Mai 1845 datirten Widmung, welche zugleich ein Ehrenmal deutscher Fraulichkeit überhaupt ist — erröthe nicht, überrascht in deiner bescheidenen Seele, daß ich dir Alles widme, was ich im Herzen und Geiste getragen. Kann ich weniger dein nennen, so wenig es sei, da du mir Alles geweiht und geschenkt: deine Liebe, dein Leben, Jugend und Schönheit, alle die Tage, die Frühlinge, jeden Gedanken, jedes Gefühl — dich selbst! und auf welche Dauer! Denn selbst nach dem vollständigsten Weltuntergange soll ja Niemand mehr freien noch sich freien lassen und so bist du und bleibst du denn meine einzige Frau seit aller Zeit und auf alle Ewigkeit.

Johanna's gedacht, der Gattin Kinkel's, zu London, wo sie mit ihrem Gatten redlich die Sorgen und das Elend des Exils theilte, in Folge eines Herzkrampfes im November 1858 eines jähen Todes gestorben. Johanna Kinkel hat durch ihr Leben bewiesen, daß man eine genial begabte Frau, daß man musikalische Künstlerin und Dichterin sein könne, ohne die „Emanzipirte" zu spielen und ohne aufzuhören, eine sorgsame Mutter und eine verständige und emsige Hauswirthin zu sein. Sie steht mit Ehren neben jeder Frau, die je ein schweres Geschick mit edler Würde nicht nur duldend getragen, sondern handelnd bestritten, und wohl hat sie es verdient, daß an ihrem Grab unter den Surrey-Hügeln Freiligrath ein

---

Allen ist Alles einzig, jede Freude, jeder Schmerz. Und, liebe Seele, das wußten wir Beide, so haben wir gelebt, so uns geliebt, so ruhig, ja fast verborgen und ungekannt gestrebt, das einfach-schönste Glück aller Menschen aller Zeiten in unserem Hause an uns und durch uns wahr zu machen. Und fast ein Vierteljahrhundert ist das uns gelungen in Genüge und Frieden. Dir gegenüber, mitten unter den Kindern ist Alles geschrieben. Und wenn du mich einst begraben hast, dann bewahre das arme kleine Lämpchen, das mir leuchtete, während ihr schliefet. O, unseres schönen, trotz so mancher Versagung köstlichen Lebens! Machte ich dir die Welt klarer, so lehrtest du mich das gute fleißige Weib, die treue, immer sorgsame Mutter. Und wenn ich denn Frauen in ihrer Ehrenhaftigkeit, Herzinnigkeit, in ihrem unschätzbaren Werthe dargestellt, von wem konnte ich das lernen? Woher quoll der Frieden und die Zufriedenheit in unserem Laienbrevier — als aus dem Genuß meines Menschenglückes zumeist nur durch dich . . . . ."

Lied voll heldischen Klanges anstimmte[206]). Auch sie war ja eine wackere Mitkämpferin für die gute alte ewig-junge Sache, die schon so viele Myriaden von Märtyrern zählt und der es dennoch nie an neuen fehlen wird.

An dieser Stelle angelangt, ist es gerathen, die Feder aus der Hand zu legen ..... Nicht als ob es an Stoff

---

206) ... „Wir senken in die Gruft dich ein wie einen Kampfgenossen;
Du liegst auf einem fremden Rain wie jäh vor'm Feind erschossen.
Ein Schlachtfeld auch ist das Exil, auf dem bist du gefallen,
Im festen Aug' das eine Ziel, das eine mit uns Allen!

Drum hier ist deine Ehrenstatt, in Englands wilden Blüthen;
Kein Grund, der besser Anrecht hat, im Sarge dich zu hüten.
Ruh' aus, wo dich der Tod gefällt! Ruh' aus, wo du gestritten!
Für dich kein stolzer Leichenfeld als hier im Land der Britten!

Die Luft, so dieses Kraut durchwühlt und diese Graseswellen,
Sie hat mit Miltons Haar gespielt, des Dichters und Rebellen;
Sie hat geweht mit frischem Hauch in Cromwells Schlachtstandarten,
Und dieses ist ein Boden auch, drauf seine Rosse scharrten.

Und auf von hier zum selben Broun des goldnen Lichtes droben
Hat Sidney, jener Algernon, sein brechend Aug' erhoben;
Und oft wohl an den Hügeln dort ihr Aug' ließ Rahel hangen, —
Sie, Russels Weib, wie du der Hort des Gatten, der gefangen.

Die sind's vor Allen, diese Vier! Dies Land, es ist das ihre!
Und sie beim Scheiden stellen wir als Wacht an deine Thüre.
Die deinem Leben stets den Halt gegeben und die Richtung,
Hier stehn sie, wo dein Hügel wallt: Freiheit und Lieb' und Dichtung!"

mangelte, aus neuester Zeit und bis zur Stunde, wo ich mein Buch abgeschlossen, aus dem deutschen Frauenleben Denkwürdiges zu berichten. Es ließe sich noch Vieles sagen über die Stimmungen, Anschauungen und Moden, durch welche die Frauen während der letzten Jahrzehnte hindurchgegangen. Man könnte erzählen, wie nach den Befreiungskriegen aus der vaterländischen Richtung der Romantik eine überreizte Deutschthümelei, eine „christlich-germanische“ Dümmelei, Frümmelei und Lümmelei, eine über alle Maßen lächerliche Mittelaltersucht entsprang, welchen Tendenzen auch die Frauen ihren Tribut zollten, indem sie sich dort in die Rolle von Thusnelden, hier in die von Burgfräulein hineinschwärmten. Man könnte berichten, welche Wirrsale und Verheerungen sodann die literarische Epoche des Byronismus in den Frauengemüthern anrichtete und wie weiterhin das mit der Bewegung des französischen Sozialismus zusammenhängende und bei uns durch einen überstiegenen Rahel- und Bettina-Kult großgepäppelte Problem der „Frauenemanzipation“ zunächst abschreckende Beispiele von emanzipirten Damen zuwegebrachte, welche im Bloomerskostüm an Wirthstischen lümmelten, die Cigarre im Mund, die frohe Botschaft der Gleichberechtigung in Weinrothschrift auf der Nasenspitze. Andererseits wäre von bedeutenden fraulichen Erfolgen auf dem Gebiete der Kunst zu melden, wie eine Klara Schumann als musikalische Virtuosin sich hervorgethan, wie Elisabeth Kulmann, Betty Paoli und Annette von Droste — ohne Frage die gestaltungsmächtigste deutsche Dichterin — in der lyrischen und

epischen, Elise Schmidt in der dramatischen, Auguste von Paalzow, Fanny Lewald, Ida von Düringsfeld und Julie Burow in der novellistischen Dichtung Preise gewannen und wie die Gräfin Ida von Hahn-Hahn, nachdem sie den „Rechten“, welchem sie in gelebten und geschriebenen Romanen so lange nachgejagt, endlich in dem Heiland gefunden, den dichterischen Lorbeer mit dem Dornenkranz der Bekehrung und Buße vertauschte, in ein Kloster ging und Bücher schrieb, welche in Jesuitenschulen als Prämien vertheilt werden. Endlich wären Frauen namhaft zu machen, welche in den höchsten Gesellschaftskreisen die Bildung der Zeit mit Würde und Anmuth repräsentirten oder, wie insbesondere die Prinzessin Helene von Mecklenburg als Herzogin von Orleans gethan hat, bei fremden Völkern die Achtung vor deutscher Gemüthsart und Geisteskultur erhöhten. Aber das Alles und vieles Andere ist zur historischen Betrachtung noch wenig oder gar nicht geeignet; denn wenn schon die Resultate der politischen Geschichte der Abklärung durch die Zeit bedürfen, um in organischer Gliederung vorgeführt werden zu können, so gilt das von den Ergebnissen der Kultur- und Sittenhistorie in noch weit höherem Grade.

Eins steht fest: die deutschen Frauen haben an der vielhundertjährigen Bildungsarbeit der Nation redlich und wirksam theilgenommen, und da der Vorschritt unseres Volkes auf dem Gebiete der Intelligenz sowohl als dem der Sittlichkeit ein unleugbar mächtiger ist, so gebührt dem Verdienste der Frauen die herzlichste Anerkennung. Es ist freilich wahr, auch in neuester Zeit noch haben sich in

der deutschen Frauenwelt, in den untern Ständen meist in Folge der Pest der Pietisterei, in den höheren namentlich in Folge der physischen und moralischen Gebrechen der Pensionatserziehung, traurige Verirrungen gezeigt[207]. Aber das sind doch vereinzelte Fälle geblieben und darf unser Land mit Grund sich rühmen, daß seine Frauen von der bodenlosen Sittenverderbniß, der ihr Geschlecht z. B. in Paris und New-York verfallen ist, keine Ahnung haben[208]. Die deutschen Frauen besitzen doch immerhin

---

207) Eine traurigste kam in Berlin vor, wenn mir mein Gedächtniß treu ist, im Jahre 1856 oder 1857. Die achtzehnjährige, bis dahin völlig unbescholtene Tochter einer ehrbaren Familie schnitt nach einer heimlichen Niederkunft ihrem Kinde sofort den Hals ab und legte den Leichnam, sorgfältig verpackt, unter ihr Kopfkissen, auf welchem sie mehrere Nächte schlief.

208) Ein Korrespondent der Allg. Zeitung (1858, Nr. 364) schrieb unterm 27. Dezember 1858 aus Paris: „Heute ist in der Gerichtszeitung ein Civilprozeß zu lesen, aus welchem man erfährt, daß als Manuskript ein Seitenstück zu den Memoiren der (berüchtigten) Mogador besteht. Ein sehr achtbarer Mann heiratete ein junges Mädchen aus einem eben so achtbaren als wohlhabenden Hause. Die Heirat wurde durch den Bruder des Mädchens, einen Geistlichen, vermittelt. Bald nach der Hochzeit gewahrte der Gemahl in dem Benehmen der jungen Frau gräuliche, unnennbare Details. Als er sie hierüber um Aufklärung anging, überreichte sie ihm ihre Memoiren, welche sie bereits vor der Hochzeit beendigt und unterzeichnet hatte. Auf den achtzig Seiten des Manuskripts erzählt sie die „désordres monstrueux“, welche sie vor ihrer Heirat beging. Sehr „respektable“ Personen werden dadurch kompromittirt. Die Verfasserin wollte solche Denkwürdigkeiten auch in der Ehe fortsetzen; aber ihr Mann und die Gerichte schritten gegen die

einen ganz anderen Fond von Sittlichkeit als die vornehmen oder geringen Loretten des imperialistischen Demimonde und die Löwinnen des Broadway-Yankeethums. . . . .

Ich habe ein anderes Buch, worin ich die Geschichte deutscher Kultur und Sitte zu erzählen unternahm, mit den Worten beschlossen, das deutsche Gesammtvaterland sei kein leeres Wort mehr, indem Deutschland aus einem bloß „geographischen“ Begriff in der Anschauung aller fühlenden und denkenden Deutschen zu einem *sittlichen* geworden. Wohlan, auch an den Frauen ist es, ja an ihnen ganz vorzüglich, diese sittliche Idee vom Vaterlande zu einer *Herzenssache* zu machen, sie ihren Söhnen einzugebären, sie ihren Töchtern mit der Mutter-

---

Messaline ein.“ Die Beilage zur Allg. Zeitung zu Nr. 11 d. J. 1859 brachte einen entsetzlichen Bericht ihres Korrespondenten aus New-York über die dort grassirende Mode der Fruchtabtreibung. In einem amtlichen Aktenstück äußerte ein dortiger renommirter Arzt, daß „es seines Wissens in New-York keinen einzigen Arzt gäbe, dem nicht mehrfach in seiner Praxis das Ansinnen, eine Abortion zu bewirken, mit der größten Unbefangenheit gestellt worden sei. Aber auf *ein* Ansinnen, das einem solchen gestellt wird, kann man gewiß 10 oder 20 mit Hülfe von Quacksalbern oder angeblichen Hebammen wirklich vollbrachte Abortionen rechnen. Vor einigen Jahren ward einmal ein Etablissement einer gewissen Rastell aufgebrochen, in welchem die Abortionen handwerksmäßig und zu hunderten alljährlich verübt wurden.“ Weiterhin wird eine Stelle aus dem „Medical Journal“ angezogen, wo gesagt ist, daß „leider nur zu viele Frauen hier (in New-York) die freiwillige Abortion ungefähr so ansehen wie das Zahnausziehen.“

milch einzuflößen und beide zu Bürgern und Bürgerinnen zu erziehen, welche sowohl befähigt als willig sind, mitzuschaffen an der Zukunft unseres Volkes. Ja, man kann, ohne in Phantasterei zu verfallen, kecklich sagen, daß die Frauen, weil idealischer gestimmt, inniger fühlend, hingebungsvoller und opferungsfähiger als die Männer, ganz vornehmlich zur Mitschaffung an diesem Zukunftsbau berufen sind. Frau Germania ist ein viel edleres Wesen als Michel Nebelheimer, dessen Bleiseele jedem von Oben geübten Druck unterthänigst nachgibt, dessen ewige Vor-, Rück-, Um- und Nebensicht gar häufig die bedenklichste Aehnlichkeit mit der Bedientenhaftigkeit hat und der die zahlreichen von ihm ersonnenen Philosophieen glücklich noch um eine vermehrte, um die Philosophie der Feigheit, genannt: Muth des passiven Widerstandes. Es gibt in der ganzen neueren deutschen Geschichte kein Männerwort — und zwar ein Wort, das zugleich eine That — welches dem Frauenwort gleichkäme, das im Jahre 1849 jene Pastorswittwe im Lande Dithmarsen gesprochen hat. Ihre zwei Söhne standen bei der schleswig-holsteinischen Armee, welche vor Friedrichsstadt lag, und etliche Tage vor dem unseligen Angriff Bonins auf die Stellung der Dänen schrieben die Jünglinge an die Mutter, bei der Wahrscheinlichkeit, in der bevorstehenden Schlacht das Leben zu verlieren, schmerze sie nur Eines: — daß sie alle die Liebe, welche sie ihnen erwiesen, nicht mehr zu vergelten vermöchten. Worauf die heldische Mutter: „Meine Liebe werde ich dadurch vergolten sehen, daß ihr beim Sturme

die Ersten und beim Rückzug die Letzten seid!"[209]) Nur Mütter vermögen zu ermessen, was es ein Mutterherz gekostet hat, diese Worte niederzuschreiben.

Es ist thöricht, es ist unhistorisch auf Kosten der Gegenwart die Vergangenheit zu preisen. Aber wer nicht ein gedankenloser Optimist oder ein berechnender Schönfärber, wird unserer Zeit den großen Schattenfleck nicht absprechen wollen, daß sie den Schein nur allzuhäufig dem Sein vorzieht, vergoldeten Koth höher schätzt als unpolirtes Erz und ihre Grundsatzlosigkeit hinter einer weitbauschigen Draperie von Redensarten versteckt. Wenn die Yankees vom „allmächtigen Dollar" reden, so könnten wir mit noch mehr Berechtigung von der „allmächtigen Phrase" sprechen. Sie beherrscht, wie so ziemlich alles Uebrige, auch die weibliche Erziehung, und falls man die Resultate derselben ins Auge faßt, muß es sehr begreiflich und verzeihlich erscheinen, daß unsere jungen Männer mehr und mehr scharenweise ins cölibatärische Lager übergehen. Es würde lächerlich sein, wenn es nicht traurig wäre, zu sehen, wie auch der Mittelstand allüberall immer mehr von der allmächtigen Phrase sich verleiten läßt, seine Töchter zu müssiggängerischen Damen „ausbilden" zu lassen. Was sollen, was können daraus für Hausfrauen und Mütter werden? Im Namen des gesunden Menschenverstandes, der guten Sitte und der elterlichen Pflicht: — jagt die welschen Parlirmeister weg; zerschlagt die ewigen Klimperkasten, welche nachgerade jedes Haus

209) Busch, Schleswig-Holsteinische Briefe, II, 228.

zu einer Klavierhölle machen; lehrt die jungen Mädchen zeitig den sittlichen Werth der Arbeit kennen und woher das Brot komme; laßt sie Hände und Finger statt auf den unverantwortlich viele Zeit raubenden und noch dazu die Denkfähigkeit abstumpfenden Tasten lieber in Küche, Vorrathskammer und Garten rühren; bringt ihnen bei, daß die wahre Heimat der Frauen nicht der Ball-, Konzert- und Opernsal sei, sondern das Haus und die Häuslichkeit; lehrt eure Töchter denken, klar und folgerichtig denken, und wär' es täglich nur eine Viertelstunde, nur fünf Minuten lang; entwickelt in ihnen statt der Phrase, statt der Sucht, zu scheinen und zu „brilliiren“, den Eifer, etwas Besseres zu sein als die Toilettenpuppen an den Schaufenstern der Modenmagazine; gebt ihnen statt elenden Verbildungskram lieber Verständigkeit, Arbeitslust und Genügsamkeit zur Aussteuer und ihr werdet — bei allen Göttern! — endlich wieder eine Generation von Müttern erhalten, welche nicht bloß ausnahmsweise, sondern insgesammt fähig sind, tüchtige Jungen zu gebären und sie zu Männern zu erziehen, zu Männern, welche das Zeug haben, uns von der Tyrannei der Phrase zu befreien! ....

Dunkel und verworren, mehr Unheil dräuend als Hoffnung weckend, steht zur Stunde die Zukunft unseres Landes vor uns und es genügt nicht, nur allzu begründete Besorgnisse mit dem Trost zu schwichtigen, daß „die Noth mit ihrem heiligen Wetterschlage“ die Einheit, Freiheit und Größe der Nation schmieden werde. Nicht der Zufall, sondern der Gedanke und die Arbeit bilden und bauen

die Welt. Mögen die deutschen Frauen eingedenk sein, daß auch ihre besten und theuersten Güter nur in und mit ihrem Volke gedeihen, und möge darum in ihren Herzen allzeit lauten Widerhall finden unseres Dichters Prachtwort: —

Oh, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süßester Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Neuzeit.

Erstes Kapitel: Im sechszehnten Jahrhundert.

Zweites Kapitel: Zur Vergleichung.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



